

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 40

31. Januar 1993

Nr. 1

## Die Württembergische Kirchenordnung aus dem Jahr 1559

2. Folge – Von Ingrid Helber, Balingen

In den einleitenden Passagen redete Herzog Christoph direkt alle an, die mit der Ordnung angesprochen waren. Die Adressaten sind ihrem Rang und Ansehen entsprechend geordnet, nämlich „Räte, Prälaten, Rektoren und Regenten der Universität Tübingen, Superintendenten, Ober- und Unteramtleute, Pfarrer, Prediger, Diakone und Subdiakone, Pädagogen, Bürgermeister, Gerichtsverwandte, Räte, Kastenpfleger, Klöster- und geistliche Verwalter und auch gemeinlich unsern Underthonen und schirms Angehörigen und Verwannten...“. Der Herzog betonte, er habe sich bei seinem Regierungsantritt erinnert, welchem Amt er vorgesetzt und was ihm von Gott befohlen sei. Deshalb wolle er auch, mit bestem Fleiß seine ihm von Gott befohlenen „... Underthonen irer Seelen vnnnd Leibs halber...“ regieren.

Wohl sah sich der Herzog verantwortlich für das Seelenheil und das leibliche Wohl seiner Schutzbefohlenen. Ganz besonders wird mehrmals betont, die württembergische Konfession stimme völlig mit den Artikeln der Confessio Augustana überein. Ebenfalls wird hervorgehoben, alle Sekten der CA seien „mißfällig“, denn schließlich wollte man nicht in den Verdacht geraten, einer nicht legitimierten Glaubensrichtung anzugehören. Die Zusammenfassung verschiedener Ordnungen in einem Band begründete man damit, diese alle betrafen entweder die Kirche, die Ministerien oder das Heranbilden der Kirchendiener. Im Land sollte „alle Zucht und Ehrbarkeit“ angerichtet werden. Die Ordnung diene dem Nutzen und der Notwendigkeit, um der Landschaft ewige und zeitliche Wohlfahrt zu schaffen. Ziel sei es, die Untertanen zur rechten Erkenntnis zu bringen, damit diese dann ein christliches, das heißt ehrbares und züchtiges Leben führen konnten.

### 4.0. Die Vorrede

Im dritten Absatz der Vorrede wird sogar die von altkirchlichen Kreisen geübte Kritik am „weltlichen Regiment“ angesprochen<sup>16</sup>. Der Herzog erkannte sich aber vor allem anderen vor Gott schuldig und wußte um seine Pflicht, nämlich das Land mit der „reinen Lehre des heiligen Evangeliums“ zu versorgen. Erst danach setzt er die weltliche Regierung an, die nützliche Ordnungen und Regiment schafft, wie im Alten und Neuen Testament beschrieben, aus denen dann zeitlicher Frieden, Ruhe, Einigkeit, Wohlfahrt und gemeiner Nutzen folgen. Ordnung und Frieden werden fast synonym gebraucht. Beim gemeinen Nutzen dachte der Landesherr natürlich nicht nur an das Wohl der Untertanen, sondern definierte diesen Begriff in dem Sinne, was die Obrigkeit selbst, als für ihre Zwecke förderlich ansah.

Die Gottesfurcht scheint außerordentlich groß gewesen zu sein. „Gott der Allmächtige“ konnte nämlich seinen Zorn über das ganze Land ausschütten. Deshalb mußten Bosheit, Unordnung, Irrtümer und Übel abgewehrt werden. Gefordert war richtiges, ordentliches Handeln zur Förderung der Ehre Gottes. Diese Ansicht hatten schon in den mittelalterlichen Städten die Stadtregiment vertreten. Die Stadtgemeinde sah sich als eine „Heilsgemeinschaft“. Der Rat hatte sich als christliche Obrigkeit verantwortlich gefühlt für das Seelenheil und die christliche Lebensführung der Bürger. Gottes Zorn und Strafe konnten jederzeit durch Seuchen, Kriege, Unwetter über die Stadt hereinbrechen<sup>19</sup>. Diese Auffassung scheint sich in der Theologie Württembergs und anderer protestantischer Territo-

rien niedergeschlagen haben. Aus dem religiösen Verständnis der Städtereformation war diese Auffassung der Heilsgemeinschaft auf die Fürstenreformation übertragen worden.

Auch die Kirchenzucht und Ehrbarkeit, die mit ein zentrales Anliegen der „Großen Kirchenordnung“ ist, stammt ursprünglich aus der Städtereformation<sup>20</sup>.

Ferner wollte Herzog Christoph offenlegen, was mit den Kirchengütern geschehen sollte: „...das wir derselben zu unserm eigen Privat nutzen gar nit begerten oder gebrauchten, sonder allein zu erhaltung der Kirchendiener, Schulmeister, erziehung junger Studiosen zum Ministerio, erbawung der Kirchendiener Behausungen und anderer Gebew... Besoldungen der jhenigen so der Kirchen zu notturfft und nutzen... handtreichung und steür der Armen...“.

Der Herzog versicherte, nicht zum privaten Nutzen, da ist nämlich das Gegenteil des „gemeinen Nutzens“<sup>21</sup>, zu gebrauchen<sup>22</sup>. Da fast das gesamte Kirchengut für die bereits genannten Aufgaben benötigt wurde, war es gar nicht möglich, viel Kirchengut zum eigenen Vorteil einzuziehen. Aber dadurch, daß die Kirche ihre Aufgaben selbst finanzieren konnte, waren die sozialen und verwaltungstechnischen Bereiche abgesichert und belasteten den stark geschwächten Haushalt nicht weiter. Das war ein großer Vorteil für die Staatskasse.

Alle Betroffenen sollten die Ordnung gehorsam einhalten, um dem Zorn Gottes zu entfliehen und um die herzogliche Ungnade und Strafe zu vermeiden. Darin zeigt sich, daß der Herzog sich verantwortlich sah und glaubte, an der Stelle Gottes strafen zu müssen. Die weltliche Gerichtsbarkeit des Herzogs würde damit künftig für die Einhaltung der kirchlichen Ordnung sorgen. Die geistliche Gerichtsbarkeit war somit in die Hände der weltlichen Obrigkeit übergewechselt. Das bot dem Landesherrn neben der Verantwortung gegenüber Gott weitere Möglichkeiten, über die Untertanen zu wachen<sup>23</sup>.

### 4.1. Die Konfession

Im Vorwort versicherte der Herzog, er wolle die rechte, wahre Kirche einrichten, denn „...nichts nutzlicher und Gott gefelliger Sey/ Dann das die Predigt Göttlichs Worts/vnn der rechten reinen Leer/ in alweg/ von Oberkeit und Underthon gefürdert werde...“. Es wird auf den Zwiespalt innerhalb der christlichen Kirche angespielt: Bemerkenswert ist, daß die Abgrenzung gegenüber der altgläubigen Lehre durch Bibelzitate und Worte der Kirchenväter erfolgt. Schon in Herzog Ulrichs Kirchenordnung war begonnen worden, Bibelstellen zu zitieren. Dieses wird nun hier verstärkt fortgesetzt. Damit

will man der katholischen Kirche zeigen, daß die Protestanten diejenigen sind, die die Bibel richtig interpretieren und sich genau an deren Vorschriften und Aussagen halten.

In einzelnen Kapiteln wird die theologische Abgrenzung vorgenommen. Zum Beispiel wird das Fasten verworfen, denn die Menschen sollen grundsätzlich ein nüchternes Leben führen! Diese entspricht dann wieder dem ehrbaren, züchtigen Wandel. Die Wiedertaufe wird strikt bekämpft! Nach der evangelischen Auffassung wird die Priesterweihe abgelehnt, da alle wahren Christen durch die Taufe geistliche Priester seien. Für Pfarrer wird der eheliche Stand, als ein von Gott gesegneter Stand, möglich. Das Nachtmahl wird in beiderlei Gestalt, Brot und Wein, gereicht. Zu Beginn der Reformation waren diese Thesen die wichtigsten Forderungen gewesen. Nachdem „...viele Jahre die Kirchenzucht verfallen war...“, sollte, so das Ziel des Glaubensbekenntnisses, das lasterhafte Leben ein Ende haben. Die Besserung kann durch die richtige Lehre erfolgen. Wie bereits bei Herzog Ulrich wurde wieder große Bedeutung auf die Kirchenzucht gelegt. Der züchtige Lebenswandel war das Ziel. Daher mußte zwangsweise eine Kontrolle und Überwachung der Untertanen erfolgen. Die „Heilsgemeinschaft“ des ganzen Fürstentums war also von jedem einzelnen abhängig. Wer nicht gehorchte, gefährdete alle anderen und den gemeinen Nutzen sowie die Wohlfahrt des ganzen Landes. Deshalb mußte jeder in die richtige Bahn gezwungen werden.

## Von dem Stipendio zu Tüwingen.



### Ennach aber

die Knaben vnd Studiosi in vorverordnet Particular/ auch vnsern Klosterschülen/ mit alle ire Studia/ dahin fürbden/ oder absolvieren mögen/ damit sie von denselbe / gleich ad Ministeria Ecclesiastica / zu vocieren / vnd zugebrauchen. Daher dann weilund/ vnser freündlicher lieber Herr / vñ Vatter seliger / behatentlich

vnd nottwendig bedacht / vnnnd erwegen / auch Christlich bewegt worden/ ein namhaft Stipendium/ bey vnser Vniuersitet zu Tüwingen/ für arme vnd vnuermöglige Landkinder/ auffzürichten/ züsstiften/ vnd mit nottwendiger erhaltung/ auch gütten Quidungen zübegaben. Welche löbliche/ vnd der Kirchen halb/ nützliche Stiftung / mit allein züerhalten/ vnd irer Lieb Willen züuolziehen / sonder dieselb auch mehrers zübefürdern / vnd züerweitern / Haben wir zü angehender vnser Regierung / wider für hand genommen / an der ordnung renouiert / gebessert / auch noch weiters dotiert / vnd zü erziehung / einer mehrern anzahl/ dann züuor/ ferners begabt / alles in massen hernach volgt/ Nämlich.

DE NVMERO STI-  
PENDIATORVM.

Vnd

#### 4.2. Kirchenordnung

In seiner Vorrede erinnerte Herzog Christoph an die Ordnung seines Vaters. Er deklarierte, seine Ordnung beruhe auf der früheren, die aber verbessert und ergänzt worden sei. Die Kirchenordnung innerhalb des Kompendiums weist eine völlig neue Formulierung gegenüber derjenigen Herzog Ulrichs auf. Die Sprache scheint moderner, jedoch nicht verständlicher zu sein. Ulrichs Ordnung mit 13 Abschnitten liegt zwar als Basis weiterhin zugrunde, wurde aber nicht abgeschrieben, hingegen umgeformt, ergänzt und präzisiert. Herzog Christophs Kirchenordnung ist chronologisch und klar gegliedert, nämlich von der Taufe bis zum Tod<sup>24</sup>. Zusätzlich wurden folgende Abschnitte eingefügt:

- Vom dem Catechismo (bei Ulrich innerhalb der Versperordnung),
- Von der Buße und Absolution (bei Ulrich innerhalb des Nachtmahls),
- Ordnung des gemeinen Gebets, der Litanei und Form derselben (fehlen bei Ulrich),
- Was an Feiertagen gepredigt werden soll (bei Ulrich wird nur angegeben: Texte aus dem Evangelium des Matthäus),
- ng der Kirchenämter an Feier- und Werktagen.

Den Pfarrern wurden sehr exakte Vorschriften gemacht. Der von Herzog Ulrich 1536 geforderte Katechismus ist einer der Schwerpunkte der neuen Kirchenordnung geworden. Auf ihm beruht die religiöse Erziehung der Kinder. Anhand des Katechismus, später auch Kinderlehre genannt<sup>25</sup>, d. h. der Hauptartikel des christlichen Glaubens in Frage und Antwort, lernten die Kinder in der Schule buchstabieren und lesen<sup>26</sup>. Die Kinder sollten, sobald sie zu Verstand gekommen, diesen lernen. Jeden Sonntag gab es für die Jugend einen Katechismus-Unterricht. Dabei ging es nicht nur um das auswendige Rezitieren, sondern auch um das Verständnis, das geweckt werden sollte.

Ganz deutlich wird Wert gelegt auf die christliche Lehre, die möglichst früh schon bei den Kindern einsetzen sollte, um sich dann als Erwachsene nach diesen Grundsätzen zu richten. Vorbildfunktion erfüllten die Pfarrer, die durch ehrbare Kleidung, Weise und Gebärde eine Lehre der Tugend sein sollten.

#### 4.3. Besetzung des Kirchendienstes

Wer überhaupt in den Kirchendienst eintreten konnte, entschieden die Kirchenräte. Sie verliehen die Stellen. Chancen hatten nur eifrige, ausgebildete und erfahrene Kirchendiener, die der CA und der CV verbunden waren. Wer gegen die oben genannte Kirchenordnung verstieß, wurde nicht innerhalb Württembergs geduldet. Im Examen wurde das Erlernte geprüft, ebenfalls die Gesinnung, der persönliche Lebenswandel und das Alter, denn die Pfarrer sollten als gutes Exempel den Untertanen vorangehen. Die Gemeinden hatten innerhalb der Landeskirche kein Mitspracherecht. Der synodale Charakter fehlte völlig. Ein gewisses Einspruchsrecht hatten die Gemeinden allerdings bei der Pfarrerauswahl, falls der Bewerber „Abscheu“ erregte. In der Folgezeit konnten nur noch Bewerber in den Pfarrdienst gelangen, welche die Württembergischen Kirchenordnungen voll anerkannten. Aufgabe der Kirchenräte und der Visitationen war es, dieses nachzuprüfen. Nur wer treuer Diener der Kirche und damit des Herzogs war, sich gegenüber der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit loyal verhielt, konnte in den Pfarrdienst gelangen.

Von diesem Zeitpunkt an mußten die Pfarrer nicht mehr den Großen Zehnt selbst eintreiben, sie wurden besoldet, um mehr Zeit für das Predigtamt, die Studien und den Kirchendienst zur Verfügung zu haben. Zu den „Immunitates“ der Pfarrer gehörte die Verleihung des Bürgerrechts. Als Quasibeamte unterlag die Besoldung keiner Besteuerung. Der Privatbesitz wurde allerdings gleich wie bei allen anderen Untertanen besteuert. Streitigkeiten über die Immunität der Geistlichen in den mittelalterlichen Städten<sup>27</sup> waren somit beigelegt. Pfarrer waren aber frei von Fron und Wacht. Ihre Witwen und Waisen

## Ordnung in Eesachen.



**Es** wir auch in krafft vnfers vort Gott dem **H E R R N** bevolhenen Ampts/zü fürderung seiner Allmächtigkeit Göttlichen Namens/auch gemeines Auges vn geliebten Friedes/vnfers Fürstenthums/defgleichen zü erhaltung gebürlicher Gehorsam/Christenlich/erbars Wandels vnd Lebens/auch zü möglicher abwendung aller hand vngebührlicher Ungehorsam/Unruw vnd Beschwerungen/verschiner zeit/ein gemeine Landsordnung/in gedachtem vnserm Fürstenthumb im Truck aufgehen/vnd darzū verkündigen lassen/die Wir auch/mit Gottes Gnad/mit ernst zühandthaben gedendē. Vnd wir aber darneben auch befunden/das die Notdurfft erfordert will/in den **E**e/als hochwichtigen Sachen/auch Gott dem Allmächtigen/zü lob vnd preiß/defgleichen zü fürderung des gemeinen Auges/Christenliche/rechtmessige/vnd billiche Fürscheidung züthun/darmit der heilig von Gott dem **H E R R N** selbs eingesetzter Bestand/souil möglich/vn an Dns ist/Christenlich/auch wie sich gebürt/angefangen vn erhalten/auch darzū allerley vngöttlichem/vnd vnerebarem wesen gewert werde. So haben Wir/in betrachtung solches alles/nachfolgende Ordnung/in Eesachen/fürgenommen.

D Von

wurden im Notfall von kirchlicher Seite mit einer Art Pension abgefunden. Die Pfarrer wurden den Bürgern gleichgestellt und genossen keine besondere Bevorzugung mehr. Amtsleute, Schultheißen und Pfarrer sollten sich gegenseitig unterstützen.

#### 4.4. Eheordnung

Allein in diesem Kapitel des ganzen Ordnungswerkes wird mehrmals auf das kaiserliche Recht Bezug genommen. Herzog Christoph sah es als Notwendigkeit an, den von Gott eingesetzten Ehestand christlich anzufangen und zu erhalten, um „ungöttliches und unehrbares Wesen“ abzuwehren. Die Kinder mußten den Eltern gegenüber gehorsam sein, keine Ehe durfte ohne elterliche Genehmigung eingegangen werden. Andererseits hielt man die Eltern an, die Verheiratung nicht mutwillig zu verzögern. Heimliche Ehen wurden verboten. Verlobungen von Personen ohne Vormund oder Eltern bedurften als Nachweis mindestens zweier Zeugen, um spätere Streitfälle zu vermeiden. „Schwängerungen, Schwächung und Beischlaf“ vor der Ehe führten zu Turm- und Gefängnisstrafen. Darüber hatten die Eherichter zu wachen und im Namen des Herzogs die Strafe auszusprechen. Um Einspruch gegen eine beabsichtigte Ehe zu ermöglichen, sollte vor der Vermählung die mehrmalige Verkündigung von der Kanzel erfolgen. Es fand nur eine kirchliche Trauung statt.

Scheidung wegen „Ehebruchs“ oder „Hinweglaufens“ war möglich<sup>28</sup>. Einer neuen Ehe mußten jedoch die Eherichter zustimmen. Der schuldige Partner konnte erst nach der Wiederheirat des unschuldigen eine neue Ehe eingehen. Amtsleute sollten sich immer um eine Versöhnung beider Parteien bemühen. Die Eheordnung mußte vom Pfarrer viermal jährlich öffentlich verlesen werden!

Eine Eheordnung war notwendig geworden, nachdem die bischöflichen Gerichte weggefallen waren. Schon 1535/36 hatte Herzog Ulrich<sup>29</sup> eine solche geschaffen. Wohl gab es nicht wenige Eheprobleme und Scheidungen. Statt der bischöflichen Instanzen wurden nun die Amtsleute und Gerichtsverwandten, die Ehrbarkeit in den Städten zu Eherichtern und Stittenwächtern. Nach der Auffassung über die Kirchenzucht waren diese strengen Bestimmungen notwendig geworden. Das unzüchtige Betragen strafe an Stelle Gottes nun der Herzog, der sich verantwortlich fühlte.

#### 4.5. Schulen

Bereits unter Herzog Ulrich war eine Neuordnung des Bildungswesens begonnen worden<sup>30</sup>. Gute Schulen sicherten die Ausbildung des theologischen Nachwuchses und der weltlichen Beamten. Die Pfarrer waren zwangsweise treue Anhänger der Herzöge, da sie ihnen Ausbildung und Stellung verdankten. Die einheitliche Konfession wurde durch die Pfarrer verbreitet, die eine wesentlich umfangreichere und bessere theologische Ausbildung genossen als vor der Reformation. Eine betont christliche Erziehung in der Schule sollte ein ehrbares, züchtiges Leben zur Folge haben. Die Inspektion der Schulen erfolgte durch die Visitation der Superintendenten. Damit waren die Schulen unter Oberaufsicht kirchlicher Behörden. Schule und Kirche waren miteinander gekoppelt<sup>31</sup>.

#### 4.6. Wiedertäufer und Sekten

Herzog Christoph bekräftigte seine Angehörigkeit zur Confessio Augustana. Damit sollte jeder Verdacht der Ungesetzlichkeit in Religions-sachen abgewiesen werden<sup>32</sup>. Die Amtsleute, Bürgermeister, Verwalter, Gerichtsverwandten waren verpflichtet, Mitteilung an die Kanzlei in Stuttgart zu machen, falls ihnen Wiedertäufer oder Sekten bekannt wurden. Die Ordnung enthält präzise Angaben darüber, welche Aussagen als Verstöße anzusehen waren. Passagen, welche die weltliche Obrigkeit angriffen fielen auch darunter: „Kein Christ soll weltlich regieren“ und „Alle Christen seien schuldig, ihre Hab und Güter in die Gemeinde zu geben“. Der Herzog selbst lebte seinem fürstlichen Stande gemäß aufwendig und repräsentativ, liebte die Jagd und baute mehrere Schlösser<sup>33</sup>.

#### 4.7. Zauber, Teufelsbeschwörung und Wahrsager

Es wird auf eine Stelle der Landsordnung verwiesen, wo dieses Thema bereits abgehandelt war. Wohl sollten „Aberglauben und Abgötterei“, besonders auch in der Heilkunde weit verbreitet, unterbunden werden<sup>34</sup>.

#### 4.8. Kastenordnung

Auch zu Beginn dieser Ordnung verweist Herzog Christoph auf die von seinem Vater aufgestellte Kastenverwaltung. Bei seinem Regierungsantritt aber hatte der neue Herzog einige Fehl und Mängel festgestellt und deshalb den Text „etwas gemehrt und gebessert“. Er schaffte keine neuen Regelungen, sondern baute auf dem alten Gesetzeswerk auf. Gute christliche Zucht und Ordnung sollten auch in den Spitälern und Kasten oberstes Ziel sein. Die Finanzierung erfolgte durch die bisherigen Einnahmen der Heiligen, Spenden, Bruder- und Pflugschaften, Licht, Wachs, Öl und anderen, ständig zufließenden Geldbeträgen. Hinzu kam die Anweisung, in den Gottesdiensten Geld zu sammeln und Opferstöcke aufzustellen. Geldstrafen aus der Rugordnung wurden ebenfalls teilweise in diese Armenkasten bezahlt. Die Überschüsse aus dem Kirchenkasten durften vom Herzog zu anderen karitativen Zwecken und zur Landesverteidigung eingesetzt werden. Mindestens ein Drittel dieses Betrages diente zur Bezahlung der von den Ständen beschlossenen Steuern<sup>35</sup>.

Der Lebenswandel der Hausarmen, die aus dem Kasten Hilfe erhielten, genoß besondere Beachtung, denn sie lebten vom Gemeingut. Amtmann und Gericht entschieden über die Zulassung. Damit man wußte, wer kostenlose Hilfe erhielt, mußten jene „notdürftigen Frommen“ sichtbar ein Zeichen, das „Heilige Blechle“ tragen. Die Bedürftigen wurden stimatisiert. Wer wollte schon zu den so Gekennzeichneten gehören? Dies war ein psychologisches Druckmittel, sich mit Fleiß anzustrengen, wieder aus der Misere herauszukommen. Vom Kasten konnte im Notfall auch Kredit aufgenommen werden. Die Bedürftigen und vor allem deren Kinder wurden dazu angehalten, regelmäßig Predigt und Kate-

chismus zu besuchen, fleißig Arbeit, Handwerk, Dienst und Schule nachzugehen. Wer sich nicht danach richtete, verlor seine Unterstützung. Zum einwandfreien Lebenswandel gehörte auch die Entsagung heimlichen Spiels, Weins und Zechen. Bei der vierteljährlichen Abhaltung des Ruggerichts erfolgte der namentliche Eintrag der Armen samt Frau und Kinder in ein Register.

Die Einrichtung weiterer Siechenhäuser wurde zugesichert. Jede Stadt sollte wissen, wohin sie ihre kranken Leute schicken konnte, da nicht in jedem Ort ein Arzt ansässig war. Separate Gemächer für die ansteckenden Krankheiten wie Blattern, Franzosen, Aussatz, sog. Sondersiechen, stellte man in Aussicht. Als Pfleger der Spitäler und Verwalter der Armenkasten mußten ehrbare Männer ausgesucht werden, die solche Vertrauenspositionen ausfüllen konnten. Über die Finanzen mußten schriftliche Abrechnungen erfolgen. Zur Zucht in den Spitälern gehörten regelmäßige Gottesdienstbesuche, sonst drohte der Entzug der Fleischspeisen und des Weins. Verboten waren Gotteslästerung, Zank, Unzucht, Voll- und Zutrinken, Vögte, Amtsleute und Pfarrer mußten die Spitäler und Siechenhäuser mindestens jedes Quartal zu den Ruggerichtstagen inspizieren.

Auch die Superattendenten führten im Rahmen der Visitationen Kontrollen durch. Die Überwachung erfolgte durch die weltliche und geistliche Inspektion. Schriftliche Aufzeichnungen erleichterten die Aufsicht. Faulenzer konnten nicht in den Genuß des Kastens kommen. Ein Vergleich von „faulen Hummeln und fleißigen Bienlein“ verdeutlicht dies. Ziel war die geistliche Besserung der Armen, die dann automatisch die wirtschaftliche Besserung der Familie nach sich ziehen sollte<sup>36</sup>.

#### 4.9. Ärzte

Auch in dieser Ordnung schloß Herzog Christoph an Befehle seines Vaters an<sup>37</sup>. Aber was sollen Ärzte in einer Kirchenordnung? Logisch wird nach der Versorgung der Alten und Kranken in den Spitälern und Siechenhäusern an die medizinische Versorgung angeknüpft. Der Landesherr fühlte sich nicht nur für das geistliche Wohl seiner Untertanen verantwortlich, sondern auch für das leibliche. Ziel war es, gute und erfahrene Ärzte im Land anzusiedeln. Vier *Doctores Medicinae* und jeweils eine Apotheke sollten in Stuttgart, Göppingen, Calw und Bietigheim ihren Dienst tun. Wohl nicht ganz uneigennützig legte der Herzog die besten Ärzte in die Nähe seiner Residenzen. Außerdem wurden zwei Stipendien für Studenten eingerichtet. Neben den wissenschaftlich gebildeten Ärzten herrschte ein Mangel an Chirurgen oder Wundärzten. Nun sollte auch deren handwerkliche Ausbildung gefördert werden<sup>38</sup>.

Gegenüber heutigen Verhältnissen war die damalige medizinische Versorgung katastrophal schlecht. Die Vier-Säfte-Lehre Gahlens war weit verbreitet. Aderlaß war eines der praktizierten Allheilmittel, die schneller zum Tod führten als zur Heilung. Da die katholische Kirche Sektionen an menschlichen Körpern verboten hatte, herrschten falsche Vorstellungen über die inneren Funktionen desselben. Auch 150 Jahre später kann kaum von einer Weiterentwicklung der Medizin in den württembergischen Landstädten gesprochen werden<sup>39</sup>.

#### 4.10. Deutsche Schreiberei und Rechenschulen

Großer Mangel herrschte an guten Schreibern und Rechnern. Da diese jedoch dringend für Verwaltungsaufgaben benötigt wurden, sollten drei gute deutsche Schulmeister von den Kirchenräten ausgesucht werden für Stuttgart, Tübingen und Urach. In den Residenzen und an der Universität, wo viele herzogliche Schriftstücke angefertigt wurden, sollten genügend gut ausgebildetes Personal zur Verfügung stehen.

## Superintendentenz Visitation Superintendentenz bey der Kirchen.



### Armitnun die

Leer göttlich Wort/  
nach dem warhafften ver-  
stand der heiligen Prophe-  
tischen vñ Apostolische schufft/  
auch die Ritus Ecclesie defter  
gleicher vnser Kirchenordnung  
gemäß / mit fremden verfe-  
rlichen Irthumben vnuer-  
felscht gefiert vñnd getriben/  
darzß alle Diener bei der Kir-  
chen vñnd Politischen Ämptern / in einem Christlichen/  
erbarn wesen / leben vñnd Execution irem Beruff vñnd be-  
folhen Ämptungen nach/erhalten / vñnd der Vnerbheit  
vñnd Lasten gewehrt werde / So haben wir in vnserm  
Fürstenthumb/volgende Superintendentenz vñnd Visita-  
tion/fürnehmen/vñnd dieselbig in vier theil zertheilen/vñnd in  
jeden theil einen General / vñnd dann jedem General seine  
speciales Superintendenten / der gelegenheit nach verord-  
nen vñnd verzeichnen lassen / laut vñnd innhalt der selbstigen.  
Befelhen vñnd wollen hier auff/das von vnsern Verordne-  
ten Kirchenräthen / dieselbig Superintendentenz mit irem  
General vñnd Special Superintendenten / in ireer aufthei-  
lung/versehen vñnd erhalten werde / mit Geleuten/Gots-  
fürchtigen / Enthafftigen / Saffern Männern / die zu  
Gottes Wort/rechter/Propheatischen/Apostolischen / Sei-  
ligen/Christlichen/Catholischen Religion / vñ der Aug-  
spurgischen

#### 4.11. Stadtschreiber

Zur Erhaltung des gemeinen Nutzens und einer ordentlichen Haushaltsführung waren auch gut ausgebildete Stadtschreiber notwendig. Diese richteten Testamente auf, schrieben amtliche Protokolle, führten Rugbücher, erstellten Abrechnungen der Witwen-, Waisen- und Armenkasten. Kenntnisse des Landrechts waren erforderlich. Ein Studium „Artium und Iuris“ war bei der Einstellung vorteilhaft. Bewerber wurden durch die Stuttgarter Kanzlei, Hofmeister, Kanzler, Räte und Kirchenräte auf gute Testimonien, ehrbare und christliche Lebensführung, rechten Glauben, Kenntnisse der lateinischen Sprache und Beherrschung der Rechenregeln geprüft. Das Amt des Stadtschreibers gewann immer mehr an Bedeutung und wurde zu einer zentralen Instanz.

#### 4.12. Politische Zensur und Rugordnung

Der Herzog weist zunächst darauf hin, von alters her seien in den Städten und Dörfern besondere Ruggerichte abgehalten worden, „...darinnen fürnämlich/ weiß wider derselben Ehehafftinen un Municipal/ Statuten un Satzungen verhandlet/ darneben auch andere geringe Laster gerügt und gestrafft.../ Demnach/ in ansehung/ das dermassen überfarungen/ wider unserer Stett und Flecken Ehehafftinen/ und loblichen altem herkommen/ in unsern geordneten Visitationen nit gerechtfertigt werden/ Ist unser bevelch/ und ernstliche meinung/ das solche Censuren/ fürhohin in allen Stetten und Flecken unsers Fürstenthumbs/ volgender massen angericht...“

Diese Rugordnung ergänzt die Visitationen. Die Amtsleute konnten nicht jedes Laster und jeden Verstoß sehen. Da bis zu den jährlichen Vogtsgerichtstagen und Visitationen manches in Vergessenheit geriet, und dann keine Bestrafung erfolgte, kam den vierteljährlich stattfindenden Ruggerichten eine Überwachungsfunktion der Untertanen zu. Die Einhaltung der Landes-, Kasten-, Forst-, Gewerbe- und anderen Ordnungen wurde kontrolliert. Die Durchführung erfolgte in Form eines Inquisitionsprozesses. Amtmann und Gericht wählten fünf Männer als Rugrichter aus. Zwölf oder mehr „Heimliche Rüge“, der Gemeinde nicht namentlich bekannte Männer, verpflichteten sich ebenfalls die vielen Laster anzuzeigen. Auch Fleckendiener,

Büttel, Weinzieher, Wächter, Torwärter, Feldschützen sowie alle Untertanen waren bei Bekanntwerden eines Verstoßes angehalten, Anzeige zu erstatten.

Damit jeder wußte, auf was acht zu geben war, folgt in der Ordnung ein sogenannter „Rugzettel“ mit einer Liste der verwerflichen Laster. Diese Zettel verlasen die Amtspersonen öffentlich vor den Rugtagen. Ungefähr acht Tage nach den Anzeigen erfolgte die Verkündigung „ins Haus“. Zum angesetzten Publikationstag mußten die gerügten Personen auf dem Rathaus erscheinen, sofort Geldstrafen begleichen oder Turmstrafen antreten. Ziel war die Förderung des Gemeinen Nutzens, die Erhaltung der „Ehrbarkeit, Zucht und gute Pollizey“. Daraus sollte dann Friede und Einigkeit resultieren.

Pflicht der Inhaber öffentlicher Ämter sowie aller Bürger war die gegenseitige Überwachung. Dies eröffnete der Denuziation Tür und Tor. Einer war des anderen Polizist. Nicht nur weltliche Vergehen zogen Strafen nach sich, sondern auch unzüchtiger Lebenswandel. Im Gegensatz zu den mittelalterlichen bischöflichen Sendgerichten sprachen die Ruggerichte nur weltliche Strafen aus. Durch diese Ruggerichte drang der Landesherr in die ganz persönlichen und intimen Bereiche der Untertanen ein.

Schon in der ersten Landesordnung Graf Eberhards traten Momente der Kirchenzucht auf, nämlich nicht genau definierte Ruggerichte<sup>40</sup>. Diese Tendenz verstärkte sich unter Herzog Ulrich in der „2. Landesordnung“ von 1515<sup>41</sup>. Als Beispiele, die in die Intimsphäre der Untertanen hineinreichten, sind die Kleiderordnungen zu nennen. Seit dem Mittelalter waren sie in den Städten üblich, um Standesgrenzen zu kennzeichnen, Geldverschwendung vorzubeugen und „inländische“ Waren zu schützen.

Anti-Fastnachts-Erlässe bezogen sich auf Verbote der Fastnachtsküchle, um Schwelgerei vorzubeugen und auf das Tragen der Butzenkleider, unter deren Vermummung Aufruhr befürchtet wurde. Außerdem gab es Bedenken gegen die sehr beliebten Kirchweihfeste<sup>42</sup>. Die Kirchenzucht setzte also schon vor der Reformation ein. Sie war eine der Forderungen, welche die alte Kirche nicht hatte erfüllen können. Dies äußerte sich auch in den Protesten gegen den schlechten Lebenswandel der Priester. „Calvinistische Kirchenzucht in Württemberg?“ fragt Helga Schnabel-Schühle zurecht. Die Wurzeln der Kirchenzucht liegen nicht bei Calvin, sondern schon wesentlich früher in der allgemeinen religiösen Einstellung der Menschen vor der Reformation. Die Ruggerichte des 16. Jahrhunderts weisen auch schon auf die hundert Jahre später eingeführten Kirchenkonvente hin. „Die Zusammensetzung der Rügegerichte entsprach der Zusammensetzung der späteren Kirchenkonvente, nur waren die Ortsgeistlichen noch nicht als Mitglieder vorgesehen“<sup>43</sup>.

#### 4.13.–15. Visitation

Visitationen besaßen schon unter der alten Kirche eine lange Tradition, ehe sie bei der Durchführung der Reformation als Instrument der evangelischen Landesherrn zur Perfektion gelangten. Ziel war die Überwachung der Kirchenorganisation, des Kirchengutes, der Pfarrer und Gemeinden. Durch die Visitationen war eine öffentliche und private Kontrolle durch den Landesherrn möglich. Die Durchführung fand in Form der Inquisition, einem wechselseitigen Verhör, statt. Sie war ebenfalls geeignetes Mittel die Kirchenzucht durchzusetzen<sup>44</sup>.

Herzog Christoph knüpfte an die Ordnungen und Instruktionen seines Vaters an. Johannes Brenz diente ihm als kompetenter Berater. Im Abschnitt „Kirchenvisitation“ handelt es sich um eine Zusammenfassung der zwischen 1551 und 1559 erweiterten Visitationsordnungen. Die Spezialsuperattendenten mußten schriftliche Berichte der zweimal jährlich durchgeführten Visitationen an die Generalsuperattendenten abliefern. Die Prüfung beinhaltete vor allem die Amtsführung der Pfarrer und Schulmeister sowie Status der Gemeinden und Gebäude. Andererseits unterlagen Lebenswandel und Dienst der Magistrate strenger Kontrolle. Damals wie

# Heimatkundliche Blätter

## Inhaltsverzeichnis 1992

Seite		Seite		Seite
	Handwerk und Handwerker im Oberamt Balingen 1828 (Dr. Wilhelm Foth)	817	res 1992 (Helmut Rebstock)	835
	Vom Markt zur Stadt (Ingrid Helber)	819	Vom Leihen und Verleihen - 2. Folge (G. Rieber)	836
	Flußschotter auf dem Netzenberg bei Engstlatt (Roland Groner)	821	Sagen und Geschichten aus Balingen (Walther Dreher)	836
	Vom Markt zur Stadt (Ingrid Helber)	823	Die Revolution von 1848/49 im Oberamt Balingen (Dr. Wilhelm Foth)	837
	Sagen und Geschichten aus Balingen (Walther Dreher)	824	Vom Leihen und Verleihen (G. Rieber) - 3. Folge	838
	Die heilige Margareta und Margrethausen (Dr. Peter Thaddäus Lang)	825	Sagen und Geschichten aus Balingen (Walther Dreher)	840
	Sprichwörter aus Bauernmund (Rudolf Linder)	827	Sprichwörter und Berufe (Rudolf Linder)	841
	Sagen und Geschichten aus Balingen (Walther Dreher)	828	Als Fremde im Talgang (Peter Thaddäus Lang)	843
	Berühmte Flatt-Männer aus Balingen (Eugen Gröner)	829	Sagen und Geschichten aus Balingen (Louis Landerer)	844
	Die Revolution von 1848/49 im Oberamt Balingen (Dr. Wilhelm Foth)	830	Als Fremde im Talgang (Peter Thaddäus Lang) - 2. Folge	845
	Vom Leihen und Verleihen (G. Rieber)	832	Sagen und Geschichten aus Balingen (Louis Landerer)	846
	Die Revolution von 1848/49 im Oberamt Balingen (Dr. Wilhelm Foth)	833	Es steht eine Mühle im Büttenbachtal.	
	Das Rotkehlchen - Der Vogel des Jahres 1992 (Helmut Rebstock)		Von der Getreidemühle Haag in Zillhausen (Pfarrer Hans Eckle)	847
			Die Abschaffung der Lex Oppia (Ingrid Helber)	849
			So wurde der Bürger einst bestraft (Gustav Rieber)	850
			Als durch Balingen noch der Stadtbach lief (Eugen Gröner)	853
			Sagen und Geschichten aus Balingen	854
			So wurde der Bürger einst bestraft (Gustav Rieber) - 2. Folge	855
			Bücherbesitz der Ebinger Bürger (Ingrid Helber)	857
			Die Württembergische Kirchenordnung aus dem Jahr 1559 (Ingrid Helber)	858
			Zum Gedenken an Rektor Kurt Wedler (Alfred Munz)	860
			Ein fast hundert Jahre altes Spielzeug aus Ebingen (Ingrid Helber)	861
			Wassermangel und der Bau von Pferdemühlen im Jahr 1766 (Alfred Munz)	863

heute bieten die Visitationsberichte einen tiefen Einblick in die Gemeinden.

Die „politische Visitation“ erfolgte einmal jährlich durch weltliche Beamte. Wieder wurde Amtsführung und Lebenswandel von Pfarrer, Schulmeister, Gericht und Rat festgestellt, die Einhaltung der Ordnungen kontrolliert. Überschneidungen mit der kirchlichen Visitation sind offensichtlich und wohl beabsichtigt. Ein sehr engmaschiges Kontrollnetz war gestrickt worden.

Die Inhalte der „landesvisitation und -inspektion“ gingen weit über die Möglichkeiten der kirchlichen und politischen Visitation hinaus. Als Dauereinrichtung geschaffen wurde dieses Mittel jedoch nur bei offensichtlichen Mängeln und Lasten eingesetzt. Direkt dem Herzog unterstellte Adelige, Theologen und Kirchenräte führten die Untersuchungen anhand eines circa zweihundert Fragen umfassenden Kataloges durch. Als 1562-64 die Ernten durch Hagel vernichtet worden waren, glaubte der Herzog, der Zorn Gottes sei eine Folge des schlechten Lebenswandels der Untertanen<sup>45</sup>. Mit großer Strenge trat man auch den Amtspersonen entgegen. Diese hatten Rechenschaft über den persönlichen Lebensstil abzulegen. Vor allem bei den herzoglichen Räten, Vögten und Amtsleuten stieß diese Inspektion auf heftige Kritik. Sie sahen sich den Untertanen gleichgestellt. Durch den Schwund ihrer Autorität, so meinten sie, wären Unruhen und Mißtrauen in der Bevölkerung unausweichlich. Der Herzog glaubte, durch die Besserung des menschlichen Lebens eine christliche Gesellschaft aufbauen zu können. Dies versuchte er mit staatlichen Zwangsmitteln durchzusetzen.

### 4.16. Kirchenzensur und Strafe

Der Umfang dieses Abschnittes ist geringer als bei der politischen Zensur. Die Regelung erfolgte im Sinne der bis dahin praktizierten Kirchenzucht. Das Problem, wer überhaupt das Nachmahl empfangen durfte, stellte sich schon bei Blarer und Schnepf. Nur Würdige sollten in dessen Genuß gelangen. Da auf Erden Sünde, Laster und Übeltaten vorherrschten, „... *derwegen Gottes Zorn über das Menschgeschlecht kommt*...“, war eine Ordnung dringend notwendig. Die Pfarrer sollten zum christlichen Lebenswandel ermahnen. Im Vespertagesdienst am Samstagabend mußten diejenigen, die tags darauf zum Abendmahl gehen wollten, dies dem Pfarrer persönlich anzeigen. Bei Bedenken über die Lebensweise konnte der Pfarrer davon abraten. Trat keine Besserung ein, mußte Meldung über die Spezialen und die Generalsuperintendenten an den Kirchenrat erfolgen. Dieser beriet im Konvent darüber.

### Fußnoten:

18) Vgl. dazu auch: Hans-Walter Krumwiede, Reformation und Kirchenregiment in Württemberg, BWKG 68/69, 1968/69, S. 81-111.

19) Eberhard Isenmann, Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250-1500, Stadtgestalt, Recht, Stadtrecht, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, Stuttgart 1988, S. 210.

20) Bernd Moeller, Reichsstadt und Reformation, bearb. Neuausg., Berlin 1987, Theologie Zwingli S. 36f, Theologie Bucers, S. 39f.

21) A. Diehl, Gemeiner Nutzen im Mittelalter, ZWL 1, 1937, S. 296-315.

22) Herzog Ulrich war vor allem von altkirchlicher Seite verbal angegriffen worden, weil er Gelder aus der Reform des Kirchengutes und der Klöster zur Schuldentilgung des Landes verwendet hatte. Vgl. dazu: Werner-Ulrich Deetjen, Studien zur Württembergischen Kirchenordnung Herzog Ulrichs 1534-1550, Das Herzogtum Württemberg im Zeitalter Herzog Ulrichs (1498-1550), die Neuordnung des Kirchengutes und der Klöster (1534-1547), Quellen und Forschungen zur württembergischen Kirchengeschichte 7, hrsg. v. Martin Brecht u. Gerhard Schäfer, Stuttgart 1981.

23) Die am häufigsten gebrauchten und prägnantesten Worte der „Großen Kirchenordnung“: Ordnung, christliche Zucht, rechter, wahrer Glaube, Gehorsam, Friede, Ruhe, Heil, Seligkeit, Gottes Wort, Gnade und Barmherzigkeit, gemeiner Nutzen, Lob und Preis Gottes, göttliche Ordnung, weltliches und geistliches Regiment, Gottes Zorn, Gott der Allmächtige, Gottes Strafe, Sünde, Laster, Gewissen, Besserung.

24) Hans-Martin Maurer/Kuno Ulshöfer, Johannes Brenz und die Reformation in Württemberg, Forschungen aus Württembergisch Franken 9, Stuttgart/Aalen o. J., S. 139. Nach Aussagen Maurers folgt die CV den Vorschriften des Interims, welche widerlegt werden.

25) Stadtarchiv Albstadt, Inventarbuch Stadt Ebingen B1, 1705-1712, Zubringens-Inventare: Im Bücherbesitz der 97 jungvermählten Paare befanden sich auch 6 „Kinderlehren“ und 2 „Catechismen“.

26) Vgl. dazu auch Ernst-Wilhelm Kohls, Ein neuentdeckter evangelischer Katechismus von Reichenweier vom Jahre 1560, BWKG 68/69, 1968/69, S. 139-163.

27) Moeller, Reichsstadt und Reformation, S. 72-78.

28) Vgl. auch Günther Erbe, Das Ehescheidungsrecht im Herzogtum Württemberg seit der Reformation, ZWL 14, 1955, S. 95-144.

29) Reyscher, Württembergische Gesetze 12, S. 35.

30) Brecht/Ehmer, Reformationsgeschichte, S. 331-337, danach werden hauptsächlich Brenz, Vannius und Hormold an der Schaffung dieser Ordnung beteiligt. Man griff auf bewährte Ordnungen Straßburgs zurück.

31) Victor Ernst, Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg, 3 Bde., Stuttgart 1912-1928. Martin Leube, Geschichte des Tübinger Stiftes, BWKG Sonderheft 1, 1921. Eugen Schmid, Geschichte des Volksschulwesens in Altwürttemberg, Stuttgart 1927.

32) Brecht/Ehmer, Reformationsgeschichte, S. 236-241.

33) Hans-Martin Maurer, Herzog Christoph (1550-1568), in: 900 Jahre Haus Württemberg, Leben und Leistung für Land und Volk, hrsg. v. Robert Uhland, m. e. Geleitw. v. S.K.H. Carl Herzog von Württemberg, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz, 3. durchges. Aufl. 1985, S. 136-162.

34) Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Glaube - Brauch - Heilkunde, Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 5, bearb. v. Karl Bohnenberger u. Mitw. v. Adolf Eberhardt, Heinrich Höhn und Rudolf Kapff, Stuttgart 1980, Aberglaube hielt sich besonders in der Volksheilkunde, zahlreiche Belege S. 221-319. (Der Bergkristall = Schwindelstein sollte Schwindelanfällen vorbeugen; der Wolfzahn, ein beliebtes Schmuckstück bei Männern, sollte die Kraft des Wolfes verleihen!)

35) James Allen Vann, Württemberg auf dem Weg zum modernen Staat 1593-1793, ins Deutsche übertr. v. Karl u. Heidi Nicolai, Stuttgart 1986, S. 43f.

36) Vgl. Fernand Braudel, Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts, 3 Bde., aus dem Frz. v. Siglinde Summerer und Gerd Kurz, München 1986, Bd. Der Handel, Puritanismus gleich Kapitalismus?, S. 627-630, dort auch über Max Webers Buch: die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, 1904. Wer wirtschaftlichen Erfolg hatte, besaß auch Gottes sichtbaren Segen!

37) Reyscher, Württembergische Gesetze 12, S. 159, 1. Polizei-Ordnung von 1549.

38) Irmtraud Gantz-Kohler, Über Eigenschaften und Verhalten der Wundärzte in chirurgischen Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts, (Diss.), München 1983. Nenna von Menhart, Bauernärzte und Heiler in Tirol, Innsbruck/Wien 1988.

39) Stadtarchiv Albstadt, Stadt Ebingen, Inventarbuch B1. Chirurg Krimmel besaß fünf medizinische Bücher bei seiner Heirat. Jahre später bei seinem Tod hatte sich kein weiteres dazugesellt. Eine theoretische Weiterbildung hatte wohl nicht stattgefunden. Auswahl und Anzahl der ärztlichen Instrumente erscheinen düftig und lassen Rückschlüsse auf die medizinische Versorgung Ebingens zu. Ein studierter Amtsarzt saß in Balingen.

40) Helga Schnabel-Schühle, Calvinistische Kirchenzucht in Württemberg?, ZWL 49, 1990, S. 169-224, S. 184, Anm. 63.

41) Reyscher, Württembergische Gesetze 12, S. 25 und S. 31.

42) Liselotte Constanze Eisenbart, Kleiderordnung der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700, Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums, Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 32, Göttingen 1962. Reyscher, Württembergische Gesetze 12, 1. Polizei-Ordnung v. 30. 6. 1549, S. 151ff.

43) Schnabel-Schühle, Kirchenzucht, S. 185.

44) Martin Brecht, Die Ordnung der Württembergischen Kirche im Zeitalter der Reformation, in Kirchenordnung und Kirchenzucht in Württemberg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, QFFWK 1, 1967, S. 9-52. Helga Schnabel-Schühle (Hg.), Repertorium der Kirchenvisitationsakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert in den Archiven der BRD, hrsg. v. Ernst Walter Zeeden, Peter Thaddäus Lang, Christa Reinhardt und Helga Schnabel-Schühle, 2 Bde., Bd. 2, Baden-Württemberg, Teilbd. 2, Der protestantische Südwesten, Stuttgart 1987, S. 15-104.

45) Maurer/Ulshöfer, Johannes Brenz, S. 178. Maurer, Herzog Christoph, S. 152ff. Ders., Landesherr, S. 120-132.

(Schluß folgt)

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Ingrid Helber, Westerwaldstraße 17, 7460 Balingen-Frommern

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 7461 Dotternhausen, Telefon (07427) 1374.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 40

28. Februar 1993

Nr. 2

## Die Württembergische Kirchenordnung aus dem Jahr 1559

3. Folge – Von Ingrid Helber, Balingen

Wurde ein Bürger ausgeschlossen, schloß sich die öffentliche Verlesung nach der Predigt an. Der so gestrafte durfte weiterhin die Predigt besuchen. Die Beschaffung seines Lebensunterhaltes war nicht eingeschränkt, jedoch sollte kein Gemeindeglied in „ehrlicher Versammlung“ mit jenem verkehren. Stellte die nächste Visitation eine Besserung fest, konnte der Sünder wieder in die Gemeinschaft aufgenommen werden. Die Pfarrer hatten nicht die Möglichkeit, eine Exkommunikation auszusprechen. Dies war nur der obersten zentralen Kirchenbehörde vorbehalten.

### 4.17. Konventus

Zweimal jährlich trafen sich die vier Generalsuperintendenten mit dem Stuttgarter Probst, Landhofmeister, den drei weltlichen Räten und den drei Theologen im Konvent. Dort wurde über die Ergebnisse der Visitationen beraten.

### 4.18. Unterhaltung der Ministerien und Kirchendiener

Hier erfolgt eine Wiederholung über die Besoldung, wie bereits in der Kirchenordnung besprochen. Repetiert wird auch die Zusicherung des Herzogs, „ewiglich und unwiderruflich“ privat keine Teile des Kirchenguts zu verbrauchen. Nach Bezahlung der Gehälter, Unterstützung der Armen, Unterhaltung der Kirchen und Schulen konnte der übrige Geldbetrag zu anderen karitativen Zwecken oder zur Landesverteidigung verwendet werden<sup>46</sup>.

### 4.19. Verordnung des Kirchenrates

Herzog Christoph führte in seiner „Kleinen Kirchenordnung“<sup>47</sup> von 1553 Änderungen bezüglich der Organisation durch. Unter Herzog Ulrich hatten zwei theologische Visitatoren, auch Superintendenten (heute Dekane) genannt, zusammen mit weltlichen Visitatoren die Pfarren besucht. Die Ergebnisse mußten unmittelbar dem Kirchenrat mitgeteilt werden. Zwischen die Superintendenten und den Kirchenrat fügte Herzog Christoph eine Mittelinstanz ein. Er schuf ein Bindeglied zwischen beiden, nämlich zwei Landesvisitatoren oder Generalsuperintendenten, ab 1553 waren es vier an der Zahl. Sie waren für die Dekanatsvisitationen zuständig. Die Superintendenten (Dekane) waren nicht mehr wie früher gewählte Diözesanvorsitzende, sondern wurden vom Kirchenrat eingesetzt<sup>48</sup>.

Der Kirchenrat war die oberste Instanz der Kirche. Er setzte sich aus dem Landhofmeister, dem Stuttgarter Probst, drei Theologen, vier gottesfürchtigen Männern für politisch-finanzielle Geschäfte, auch politische oder weltliche Räte genannt, einem Advokaten, einem Sekretär, einem Buchhalter und vier Schreibern zusammen. Als oberste Kirchenbehörde umfaßte ihre Aufgaben Examen und Approbation der Kirchendiener und Schulmeister. Ein weltlicher Direktor, lange Zeit war es Sebastian Hornmold, war für die Koordinierung aller kirchlichen, politischen, schulischen Geschäfte verantwortlich. Ihm oblag die Verwaltung der Kirchengüter. Der Direktor führte zusammen mit den weltlichen Räten Aufsicht über Klöster, Schulen, Stift, Kasten, Ärzte, Visitationen, geistliche Verwaltungen und deren Finanzen<sup>49</sup>. Die eigentliche Macht besaßen diese Männer. Von den Theologen des

Kirchenrates ist kaum die Rede. In schwierigen Fällen mußten aber der Landhofmeister sowie der Probst zugezogen werden, die direkten Zugang zum Herzog hatten.

### 5. Auswirkungen und Rezeption in anderen Territorien

Die württembergische Kirchenordnung schloß sich nahe an die Ordnung Schwäbisch Halls und die Theologie des Johannes Brenz an. Anscheinend wurden auch Teile der Ordnung aus Brandenburg-Ansbach/Nürnberg von 1533 eingearbeitet<sup>50</sup>. An die württembergische Fassung lehnten sich an: Pfalz-Neuburg 1554–1556, Pfalz-Zweibrücken 1557, Herzogtum Preußen 1557, Grafschaft Leiningen 1566, Grafschaft Hanau 1573. 1554 übernahm die Stadt Ulm wesentliche Teile der württembergischen Ordnung. Daran schlossen sich weitere Städte an, nämlich Bopfingen, Biberach, Leutkirch, Isny. Die Ordnung Baden-Durlachs entspricht ebenfalls weitgehend der württembergischen Fassung. Diese übernahm 1557 auch die Grafschaft Öttingen samt dem Brenzschen Katechismus. 1566 kam die Ordnung aus Kleve-Jülich zur Begutachtung nach Württemberg. Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel ließ sich den württembergischen Theologen J. Andreae zu Kirchenorganisation und Aufstellung einer Ordnung aus. Der Briefwechsel Herzog Christophs zeigt rege Korrespondenz mit anderen Landesfürsten. Bemerkenswert ist der gegenseitige Austausch von Kirchen- und anderen Ordnungen. Jeder Landesherr bemühte sich, für sein Land so das Beste zu finden. Bei den meisten Kirchenordnungen können Einflüsse verschiedener anderer Ordnungsgruppen festgestellt werden<sup>51</sup>.

### 6. Bedeutung der Kirchenordnungen

Durch die Schaffung einer Vielzahl von Gesetzen und Verordnungen erfolgte eine Verrechtlichung. Die Untertanen erhielten durch schriftlichen Erlasse genaue Anweisungen, wie sie ihr religiöses Leben zu gestalten hatten. Weltliches und kirchliches Recht wurden neu formuliert. Dabei gab es beabsichtigte Überschneidungen und vieles wurde zur Bekräftigung in Kapiteln des Landrechts und der Landesordnung sowie der Kirchenordnung gleichzeitig festgehalten. Da die Möglichkeit bestand, durch weltliches und kirchliches Recht über die Untertanen zu verfügen, trat eine immer stärker werdende Machtkonzentration in der Hand des Herzogs ein. Die Verwaltungsfachleute erhielten durch die schriftliche Fixierung exakte Richtlinien für ihre Arbeit. Die herzoglichen Beamten besaßen natürlich dadurch auch eine Kontrollfunktion. Für den gemeinen Mann bedeutete die Verrecht-

lichung eine weitgehende Einschränkung, Bevormundung und Aufsicht bis in die intimsten Bereiche.

### 7. Beurteilung der großen Kirchenordnung in der Forschung

Die Große Kirchenordnung wird von den Kirchengeschichtlern, besonders wenn sie aus Württemberg stammen, sehr positiv beurteilt. Gerhard Schäfer<sup>52</sup> sieht in ihr eine Gottesdienstordnung mit starkem Einfluß des Johannes Brenz. Auch die Bildungspolitik erfüllte die Forderungen Luthers und Brenz'. Herzog Christoph hinterließ ein wohl geordnetes Land, das auch außen Achtung genoß.

Martin Brecht<sup>53</sup> spricht von einer „Neuordnung“ unter Herzog Christoph. Schwerpunkte bei seiner Interpretation legt er auf die Visitation. Die Kirchenordnung bedeutet für ihn den Abschluß der Neuordnung des Kirchenwesens nach Einführung der Reformation. Als wahrscheinlich sieht er die Einflußnahme auf die Textgestaltung durch den theologisch interessierten Herzog.

Hans-Martin Maurer ist des Lobes voll für Herzog Christoph. Dabei verweist er auf das kraftvolle Arbeitstempo, das sich in einer riesigen Flut an Ordnungen zeige<sup>54</sup>. Die Leistungen Herzog Ulrichs übersieht er teilweise. Positiv bei Christoph beurteilt er dessen Handlungsweise bezüglich des Kirchenguts, das dieser wieder der Rentkammer entzog und kirchlichen Zwecken zuführte. Maurers Ansicht nach entwickelte erst Christoph angemessene Ordnungen. „Tatsächlich ist der Herzog mit seinem Visitationskonzept über das Ziel hinausgeschossen und hat die Grenzen landesherrlicher Einwirkung überschritten“<sup>55</sup>. Er rät zu Vorsicht bei der Beurteilung Herzog Christophs, gelangt aber letztlich zu einer sehr positiven Endbeurteilung.

Hermann Haering<sup>56</sup> beurteilt die Kirchenordnung „für die ganze weitere Geschichte und Menschenart Württembergs bis zur Napoleonischen Zeit wohl wichtiger als das Kirchengesetz irgendeines anderen deutschen Landes“.

Herman Tüchle<sup>57</sup> setzt andere Akzente. Er spricht nach der Beseitigung des Interims von einer rücksichtslosen Reformation der Klöster durch den Herzog. In der Großen Kirchenordnung von 1559 sieht er vor allem die Zentralisierung der kirchlichen Aktivitäten und einen aus den Visitationen herausgewachsenen Kirchenrat. Die religiöse Überzeugung Herzog Christophs wird nicht angezweifelt, dessen Bemühen um eine Religionsvergleichung gewürdigt.

### 8. Schlußbetrachtung

Wie ein roter Faden zieht sich die Kirchenzucht durch das ganze Kompendium. Herzog Christoph, ein theologisch gebildeter und interessierter Landesherr, fühlte sich vor Gott verantwortlich für das geistliche und leibliche Wohl seiner Untertanen. Wurde die Bevölkerung einschließlich des Fürsten als „Heilsgemeinschaft“ angesehen, so galt es, den Zorn Gottes

## Rügordnung. cccxviii

Es soll auch der Rüger vñnd Anzeiger / dem Gerügten oder Angezeigten / weder in noch außserhalb Rechtsens nichts schuldig sein / Es lege dann offenbar am tag / das er den berichtigten allein auf Kleid / Aufsatz / oder sonst vmb müch vñnd schenck willen / fürfeglichen beschraien / vñnd vngeacht seiner Kundlichen vnschuld in beschwärdten bringen wöllen / alßdann soll er seinem verschulden nach / durch vnser Amptleit ernstlich gestrafft werden.

Sa aber jemand hierüber den andern vmb angebung einichs übertretens / mit worten oder wercken belaidigen wurde / gegen denen soll / vermög vnser Landordnung gehandelt vñnd gefarn werden.

**Easter vñnd Rügzedel war-**  
auff die Rüger acht nemen / den Amptleitenn vñnd Rügrichtern / bermög der Ordnung / anbringen vñnd rügen sollen.

**S**o jemand Gottes Wort / vñ das heilig Euangelium schmähen vñnd leßtern wurde.

Sa Hauvfuatter vñnd Mütter an Sonn vñd Feirtagen / beharlich die Predig genzlich mit besüchen.

Auch jre Ehalten / Knächt / Mägt / obgemelter tagen

und damit die göttliche Strafe abzuwenden. Dies konnte nach Ansicht der Herzogs nur durch die Ordnung sowie einwandfreien, christlichen und züchtigen Lebenswandel aller Bewohner eines Fürstentums erreicht werden. Um an dieses Ziel zu gelangen, bediente er sich Zwangsmaßnahmen, sei es durch Visitation, Inspektion oder Rügung. Die Obrigkeit griff stärker als je zuvor in die persönliche Sphäre der Untertanen ein. Schon der Jugend wurde in Schule und Kirche

strenger religiöser Unterricht erteilt. Die Erziehung zu „gehorsamen“ Untertanen gegenüber Gott und gegenüber dem Landesherrn hatte begonnen.

In seinem Testament bekräftigte der Herzog, der Landesfürst solle die Regierung selbst führen. Die Organisation von Kirche und Staat lief auf einen zentralen Punkt, den Landesherrn, zu. Hierin sieht Maurer sogar „absolutistische Tendenzen“<sup>48</sup>. Doch stellte sich Herzog Christoph gerade wegen seiner religiösen Einstellung nicht außerhalb der Ordnungen.

Das harte Kirchenregiment schränkte den gemeinen Mann zunehmend ein. Weltliche und geistliche Obrigkeit in einer Person vereinigt, steigerten die Macht der Herzogs. In Kirchendienst und Verwaltung wurden nur treue Männer aufgenommen, die versprachen, sich der Obrigkeit gegenüber loyal zu verhalten. Herzog Christoph war nicht unehrlich, denn immer wieder nahm er Bezug auf Herzog Ulrichs Ordnungen, die er verbessern und vermehren wollte. Deshalb sollte man von einer konsequenten Weiterführung und vom Abschluß der vom Vater begonnenen Organisation des Landes und der Kirche reden.

Den Landständen gelang es auf dem Landtag von 1565, den Herzog zu einer vertraglichen Festschreibung der CA und CV sowie der Kirchenordnung „für ewige Zeiten“ zu zwingen. Im Testament verpflichtete Herzog Christoph 1566 seine Söhne zur Einhaltung der Kirchenordnung. Vor allem die Prälaten sahen die religiöse Gefahr des Calvinismus aus der benachbarten Kurpfalz vordringen. Andererseits bestand ebenfalls kein Interesse, zum katholischen Glauben zurückzukehren. „Die Festschreibung des Konfessionsstandes und der kirchlichen Ordnung als Landesgrundgesetz hat nicht nur die Kirchenverfassung, sondern auch die ständische Verfassung davor bewahrt, im Zeitalter des Absolutismus beseitigt zu werden.“ Auch die späteren katholischen Herzöge respektieren diesen Vertrag<sup>49</sup>.

Der Grund für den bis in die heutige Zeit nachhallenden Ruhm Herzog Christophs kann auch in dem bibliophilen Werk, der „Großen Kir-

chenordnung“ selbst, liegen. Sie spielte in der Ausbildung der Theologen eine große Rolle. In den Pfarrhäusern und Ämtern war Herzog Christoph wohl durch dieses Kompendium niemals vergessen worden. Die Kirchenordnung wurde unter Herzog Ludwig 1582 wiederholt gedruckt. Eine weitere Auflage gab Herzog Eberhard 1660 unverändert heraus. Aus dem Jahr 1743 liegt ebenfalls ein wohl inoffizieller Abdruck vor<sup>50</sup>.

Landrecht und Kirchenordnung laufen wie vor der Reformation parallel nebeneinander. Doch sind Überschneidungen, teilweise gegenseitiges Durchdringen feststellbar. Momente der Kirchenzucht gelangen ins Landrecht, staatliche Kontrollen werden in die Kirchenordnung übernommen. Zusammenführung und Vereinheitlichung weltlichen und kirchlichen Rechts in einer Hand werden Kennzeichen der nachreformatorischen evangelischen Territorien.

### Fußnoten:

- 46) Vann, Württemberg, 43f.  
47) identisch mit Kapitel „Kirchenordnung“ des „Großen Kirchenordnung“. Reyscher, Württembergische Gesetze 8, S. 99 und S. 106–283.  
48) Maurer/Ulshöfer, Johannes Brenz, S. 149.  
49) Vann, Württemberg, S. 35ff.  
50) Zeeden, LThK 6, Evangelische Kirchenordnungen, S. 242. Ernst Wolf, RGG 3, Evangelische Kirchenordnungen, S. 1498ff.  
51) ebenda, die verschiedenen Kirchenordnungsfamilien: – Bughagen: Hamburg, Lübeck, Pommern, Dänemark, Schleswig-Holstein, Braunschweig-Wolfenbüttel, Hildesheim, Göttingen. – Brandenburg/Nürnberg: Mecklenburg, Markgrafschaft Brandenburg, Herzogtum Württemberg, Neumark, Schweinfurt, Schwäbisch Hall, Waldeck, Köln. – Bucer: Straßburg, Hessen, Köln. – Calvin: Kurpfalz, Genf, Frankreich, Niederlande. – Anglikanische Kirche.  
52) Gerhard Schäfer, Zu erbauen und zu erhalten das rechte Heil der Kirche, Eine Geschichte der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, Stuttgart 1984, S. 58–61.  
53) Brecht, Kirchenordnung u. Kirchenzucht, S. 32.  
54) Maurer, Herzog Christoph, S. 136–162.  
55) Ders., ebenda, S. 153.  
56) Hermann Haering, RGG 6, Württemberg, S. 1822–1827.  
57) Hermann Tüchle, LThK 2, Herzog Christoph v. Würt., S. 1166.  
58) Maurer; Landesherr, S. 131. Ders., Herzog Christoph, S. 154, „Tendenz zum Frühabsolutismus“.  
59) Brecht/Ehmer, Reformationsgeschichte, S. 339–343.  
60) Reyscher, Württembergische Gesetze 8, S. 107.

Aus dem Nachlaß von Josef Halm:

# Die Ebinger Martinskirche, 1600–1670

Von Peter Thaddäus Lang/Albstadt-Ebingen

Josef Halm ist den Ebingern bekannt als der Verfasser von „Stump Holz“, einer kleinen Sammlung von Schwänken, Schnurren und Anekdoten aus Alt-Ebingen, die er gegen Ende der dreißiger Jahre zusammenstellte und 1939 „in Verbindung mit der NSDAP“ herausbrachte – ein schmales Bändchen, liebevoll illustriert mit Zeichnungen von Otto Wider. Die Herausgeber wandten sich mit diesem kleinen Werk in erster Linie an die Ebinger Soldaten im Feld, deren Heimatliebe durch solche Lektüre aufgemöbelt werden sollte, um dergestalt Kampfmoral und Wehrwillen zu stärken.

Auch nach dem Kriege blieb Josef Halm bei seinem Thema und veröffentlichte 1951 ein „Kleines Ebinger Stadtbrevier“, wiederum versehen mit Zeichnungen von Otto Wider. Es handelt sich dabei um eine Plauderei über Ebinger Häuser, Ecken und Winkel. Ein Jahr später erschien die „Chronik des Bleichers Jerg“, die von 1771 bis 1825 reichenden Aufzeichnungen eines Ebinger Handwerkers – Halms umfangreichstes Werk mit etwas mehr als 200 Druckseiten und in gewohnter Manier von Otto Wider graphisch ausgeschmückt. 1955 erfolgte „Meines Vaters Heimat“, die Geschichte eines aus Ebingen stammenden Amerikaners, der den Herkunftsort seines Vaters besuchte. Ortsgeschichtliche Reminiszenzen vermischen sich hier mit den schon hinlänglich bekannten knorrigen Schnurren zu weinerlich-sentimentaler Heimattümelei.

Neben diesen kleinen Monographien schrieb Halm gelegentlich heimatkundliche Artikel für die Lokalzeitung, so etwa anlässlich der Eröffnung des Ebinger Hallenbads. In den Heimatkundlichen Blättern sind indessen lediglich zwei Beiträge aus seiner Feder nachzuweisen.

Halms Bemühen um die Lokalgeschichte erschöpft sich freilich keinesfalls in diesen Veröffentlichungen: In seinem Nachlaß finden sich in großer Zahl sorgfältig getippte Exzerpte aus Archivalien und verschiedene Ausarbeitungen zu Einzelthemen der Ebinger Geschichte. Unter anderem verfertigte er ein maschinenschriftliches Sachregister zu den Ebinger Stadtrechnungen, das immerhin drei ansehnliche Bände füllt.

Beim Stöbern in all diesen Unterlagen stieß ich auf ein engzeilig getipptes Manuskript von drei Seiten, dem Halm den Titel gab „Die St.-Martins-Kirche vor dem Bau des Turmes. 1600–1670 von A. Jehle“. Das Manuskript enthält Einzelheiten über die Ebinger Pfarrkirche, die bisher von der ortsgeschichtlichen Forschung noch nicht erfaßt worden sind.

Der Autor „A. Jehle“ läßt sich unschwer identifizieren, zumal der Name in Ebingen nicht allzu häufig ist: Arthur Gustav Jehle, geboren am 11. März 1874 in Winnenden, Sohn des Friedrich Martin Jehle, der von 1885 bis 1897 als Pfarrer an der Ebinger Martinskirche amtierte, Theologe wie der Vater und 1896 Vikar in Ebingen.

Der nachstehende Text wird wohl während des hiesigen Vikariats entstanden sein, denn anschließend verschlug es den jungen Arthur nach Stuttgart, nach Giengen an der Brenz, nach Kirchheim/Teck und 1899 schließlich nach Afrika, wo er sich über ein Jahrzehnt als Missionar betätigte.

Wie viele andere Heimatforscher vor und nach ihm versäumte er es, die Quellen zu benennen, aus denen er seine Informationen schöpfte. Damit bleibt auch ungewiß, welchen Grad der Glaubwürdigkeit man den dargebotenen Einzelheiten zumessen darf. Ungewiß bleibt außerdem, auf welchem Wege die Ausarbeitung des jungen Vikars in die Hände Josef Halms gelangte. – Der besseren Lesbarkeit wegen wurden kleinere orthographische und stilistische Korrekturen vorgenommen.

### Immer wieder aufwendige Reparaturen

Wenn in neuerer Zeit (also im Jahre 1896) die St.-Martins-Kirche großen Aufwand verursacht durch Reparaturen, so scheint das ein Erbübel an ihr zu sein. Denn in dem genannten Zeitraum (gemeint sind die Jahre von 1600 bis 1670) hatte sie diese Untugend in noch höherem Grad. Und es wundert uns nicht, wenn die Ebinger dann und wann sich weigerten, an fremden Kirchen- und Pfarrhausbauten beizusteuern.

Im Jahr 1608/09 machte auf Befehl der Regierung in Stuttgart der herzogliche Baumeister Johann Fischlin einen Kostenvoranschlag zu einer Heilung der Schäden. Die beiden Seitenschiffe wurden abgebrochen und von neuem aufgebaut. Dem Zimmermann Hans Gerg wurde der ganze Kirchenbau verdingt dem Abriß gemäß, um das Zimmerwerk zu verfertigen und auch alles zugehörige Holz zu fällen, und zwar um 80 Gulden bares Geld, sechs Scheffel (Hohlmaß, ein Scheffel entspricht 3,5446 Hektoliter) Veesen, zwei Scheffel Hafer und vier Simri Gerste (ein Simri entspricht 0,443066 Hektoliter). Von Dürrwangen, Veringen und Winterlingen kamen die Wagen mit dem Holz, eichene Stämme und tannene Stumpfen, von Dürrwangen allein 147 Wagen, die in Laufen je vier, in Lautlingen je zwei Pfennig Weggeld zu entrichten hatten, da sie hier nicht württembergisches Gebiet zu durchqueren hatten. Gut schritt der Bau voran; als aber das Zimmerwerk auf beiden Seiten des Mittelschiffes in die Höhe kam, ging es im Dachwerk mit den Sparren nicht zusammen – es mußte nochmals ganz abgebrochen und neu aufgeführt werden.

Die Ebinger hatten nun kein großes Vertrauen mehr in die beruflichen Fähigkeiten des Hans Gerg und nahmen deshalb einen weiteren Zimmermann hinzu, den Hans Wetzler von Dürrwangen. Dem Hans Gerg wurden 15 Gulden an seinem Lohn abgezogen, doch beschwerte er sich bei Gericht und ließ hören, an der Misere treffe ihn keine Schuld. Deshalb zog man ihm schließlich nur sieben Gulden ab.

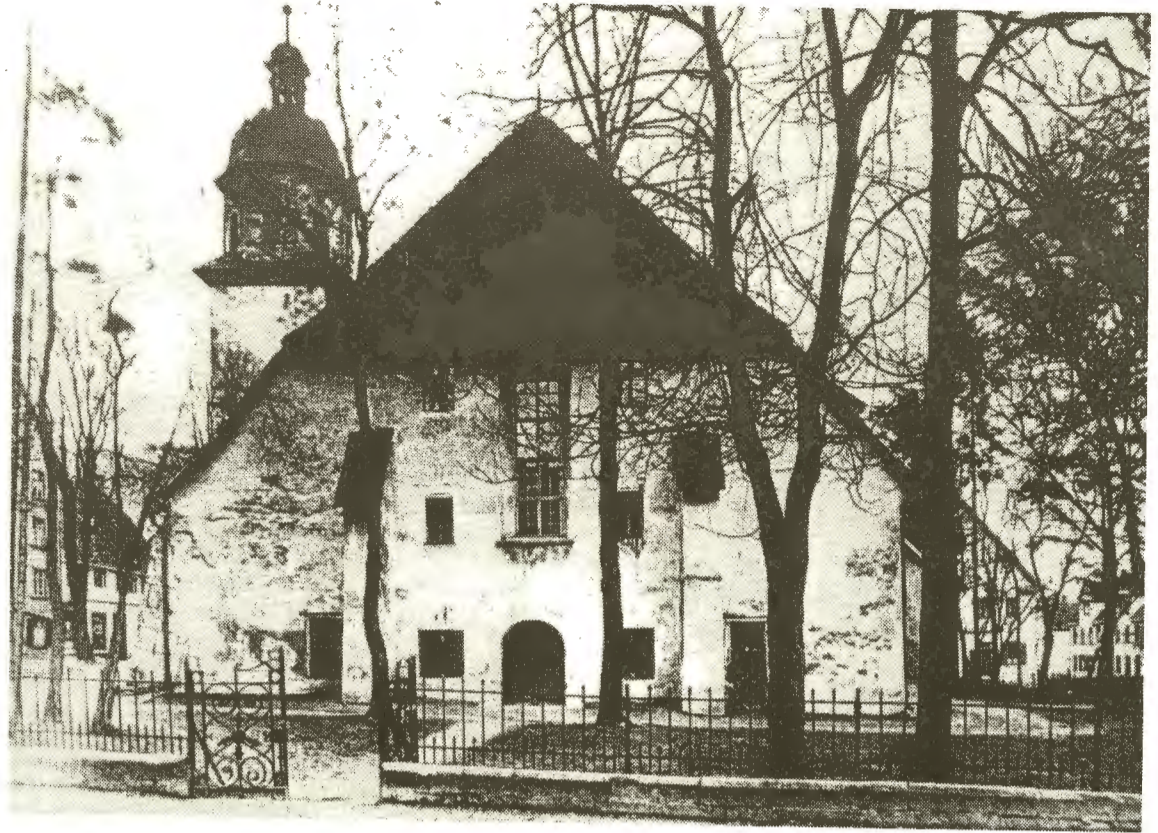
Von der damaligen Größe der Kirche erhält man eine Vorstellung durch die beiden Längsmauern, deren Länge 85 Werkschuh (ein Werkschuh mißt ungefähr 29 cm, bei Schwankungen nach unten und oben. 85 Werkschuh wären demnach etwa 25 Meter) und deren Höhe sechs Werkschuh (rund 1,80 Meter) betrug, wofür der Maurer, Meister Balthasar aus Lautlingen, sechs Scheffel Veesen, zwei Scheffel Hafer und 90 Gulden bar auf die Hand erhielt. Das Wasser zum Bauen wurde durch Teichel (hölzerne Wasserrohre) vom Obertorbrunnen hergeleitet.

Aber schon 1624 waren wieder neue bauliche Verbesserungen notwendig. Vier Pfeiler und Gegenstreben mußten von Grund auf neu aufgeführt werden. Ebenso waren alle Mauern auszubessern, da sie durch Regen und Schnee stark gelitten hatten. Auch dieses Mal gab es mit dem Handwerksmann Schwierigkeiten, da der Jakob Müller, genannt „Schwarzjakob“, mit seiner Arbeit erst anfang, als man ihn mit oberamtlicher Hilfe angemahnt hatte. 1632/33 brach dann im Dachstuhl oberhalb des Kruzifixes die Täfelung herunter, so daß letzteres neu vernagelt werden mußte.

Doch damit war nur wenige Jahre Ruhe: Schon 1848/49 erwies sich der durch Regen stark in Mitleidenschaft gezogene Giebel als reparaturbedürftig und erst 1670/72 konnte man an den Bau des Turmes gehen. Den alten Turm ließ man so lange ohne die nötige Ausbesserung, bis er durch das Wasser der Dachtraufen baufällig geworden war. Zwischen – nämlich 1628/29 – ergab sich die Notwendigkeit, die große Glocke anders zu hängen und sie außerdem mit neuen Bändern zu versehen, „sintemal man in Sorgen gestanden, sie möchte etwan, wann sie fürder gelitten würde, herunterfallen“.

Rings um die Kirche zog sich der Friedhof, der erst 1604 mit einer Mauer umgeben wurde (Anmerkung des Herausgebers: „Ähnliche Verhältnisse herrschten überall in Mitteleuropa. Auf dem Kirchhof fanden Schaf und Rind manch leckeres Gräslein, bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts gemauerte Umfriedungen üblich wurden).

Im Friedhof stand das Beinhaus mitsamt der alten Michaelskapelle, deren Pfänder ehemals einen Kaplan zu ernähren hatten. Totengräber gab es damals zwei und ihre Besoldung bestand aus zehn Scheffel Veesen sowie zwei Scheffel Hafer (im Jahr?). Einer von ihnen



wurde 1608/09 sogar mit zwei Scheffel Veesen pensioniert.

Die ordentliche Besorgung der Leichen hatte ebenfalls ihren Lohn, nämlich 20 Kreuzer (60 Kreuzer = ein Gulden). Dies galt auch für Verstorbene ohne Angehörige. Als man 1628 einen Erfrorenen auf dem Berg fand, wurde er bei St. Martin begraben, ebenso ein Weib, das 1631 im Bettelhäuslein verstarb und im folgenden Jahr dann zwei tote Soldaten.

#### Stamm-Sitze für Würdenträger

Die Kirche hatte ein geräumiges Parterre. Das Vorrecht, auf einem bestimmten Platz in der Kirche zu sitzen, wurde nicht wie anderswo verkauft, sondern dies richtete sich nach der Art des Amtes, das der Betreffende inne hatte, und Pöstchen standen in Hülle und Fülle zur Verfügung. So hatte beispielsweise die Frau Stadtschreiberin ihren bestimmten Sitz, desgleichen die Frauen aller der verschiedenen Pfleger und anderer Würdenträger. Eine Reihe solcher Stühle waren mit einem grün angestrichenen hölzernen Gitter umgeben, ähnlich der Sakristei in der Kapellkirche. Auffallend ist, daß die Knieschemel sich aus der vorreformatorischen Zeit erhalten haben und heute noch (1896) in Betstunden und an Bußtagen benützt werden.

Emporen hatte das Gotteshaus schon vor der Reformation (Anmerkung des Herausgebers: Meistens wurden die Emporen erst nach der Reformation eingebaut). Auf einer solchen saßen die Nonnen des gegenüberliegenden Begehnhofes, wenn sie dem Gottesdienst beiwohnten. Daneben wird noch eine Herren- und eine Schülerempore genannt. Schüler saßen außerdem im Chor, der damals noch über keine Orgel verfügte. Für die Sondersiechen (also die Kranken mit ansteckenden Erkrankungen) wurde 1628 an die Kirche ein hölzernes Häuslein angebaut, damit sie die sonntägliche Predigt anhören konnten. Der Altar hatte ein Kruzifix, wohl noch aus der Zeit vor der Reformation.

Für das Frühjahr 1605/06 lesen wir von einem grün und schwarzen Wolltuch mit Fransen, das man von Ulm bezog. Eine Verkleidung in anderen Farben scheint nicht vorhanden gewesen zu sein. Um dem Altar ein stattliches Aussehen zu verleihen, erhielt 1631 ein Schmied aus Freudenstadt den Auftrag, ein mit Rosen verziertes Gitter anzufertigen, das wahrscheinlich mit dem heute vorhandenen Gitter identisch ist. Das Gitter erhielt einen

vielfarbigem Anstrich; die Rosen prangten in Silber und Gold. An bestimmten Tagen stellte man grünes Rreisig auf den Altar und am Gründonnerstag wurde in Glutpfannen Mastix (eine Art Räucherwerk) verbrannt.

Hochzeiten wie auch das Abendmahl fanden am Altar statt. 1608/09 verzehrten die Gläubigen 2800 Hostien an acht Abendmahlsonntagen; das Abendmahl wurde demnach ausgesprochen rege in Anspruch genommen. – Aus der vorreformatorischen Zeit stammten wohl noch die Kelche, die jedoch in ihrer Zahl nicht auf Dauer ausreichten. So kam es, daß 1628 der Kirchenpfleger in Straßburg ein silbernes und übergoldetes Kelchlein für die Kranken kaufte, weil eine Epidemie umging. Bei einem Gewicht von 12 3/4 Lot (ein Lot entspricht 15,6 Gramm) betrug der Preis 14 1/2 Gulden. (Anmerkung des Herausgebers: Eine stattliche Summe, das!) – Von der Kanzel erzählen die kirchlichen Quellen wenig, doch mag die Treppe zu ihr sehr steil gewesen sein, denn es war ein Handseil an der Wand. 1608/09 entstand eine neue Kanzel, zu deren Einfügung in die Mauer 20 Pfund Blei nötig waren. –

Um die Prediger von ausufernd langen Kanzelreden abzuhalten, erstand man eine Sanduhr, die heute noch in der Sakristei steht. Zu Beginn der Predigt drehte der Mesner dann die Sanduhr um. Über die Qualität der Predigten wissen wir wenig, doch von ihrer übermäßigen Dauer hören wir oft.

Der Mesner hatte aber nicht nur die Sanduhr umzudrehen: eine seiner wichtigeren Aufgaben bestand im Einsammeln des Opfers. Zunächst ging er mit einem Glöcklein von Haus zu Haus, später blieb ihm diese Mühe erspart, weil man ein Opferbecken aus Messing anschaffte. Ob mit Glöcklein oder Opferbecken – der Ertrag blieb bescheiden, auch wurden häufig minderwertige Münzen eingeworfen. Dagegen brachten Hochzeiten, Begräbnisse und Abendmahlsfeiern bessere Opfer-Ergebnisse. So mußte beispielsweise der Hochzeiter je nach Vermögen zwischen ein und zwei Gulden spenden.

Die musikalische Umrahmung des Gottesdienstes erfolgte noch bis nach dem Dreißigjährigen Krieg ausschließlich mit Hilfe der menschlichen Stimmbänder. Erst um 1664/70 konnten sich die Ebinger eine Orgel leisten. Dabei ließen sie es dann freilich nicht bewenden; sie gründeten umgehend einen Posaunenchor, für welchen 1670/72 Instrumente aus Nürnberg beschafft wurden, nämlich eine Tenor- wie auch eine Altposaune. (Hier bricht der Text etwas unvermittelt ab).

# Sagen und Geschichten aus Balingen

Von Louis Landerer

## 22. Balingen Wildlederhandschuhe in Paris 1871

Als sich der 70er Krieg dem siegreichen Ende näherte, sandten Handschuhfabrikant Kirgis, Vater und Sohn, je eine Auswahl ihrer Fabrikate an Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke ins Große Hauptquartier und sprachen dabei die Hoffnung aus, daß die Handschuhe von den Empfängern beim Einzug in Paris getragen werden. Moltke teilte den Absendern in einem freundlich gehaltenen Handschreiben mit, daß ihr Wunsch erfüllt werde. Die Firma erhielt große Militärlieferungen.

## 23. Anhang: Neu-Gründung der Stadt Balingen und ihre Kirchen

Die ursprünglich auf dem rechten Eyachufer auf der Au und vielleicht auch zum Teil auf dem linken Ufer mit der Friedhofkirche als Stadtkirche gelegene Stadt wurde im 13. Jahrhundert auf das linke, höher gelegene Ufer etwas flußaufwärts verlegt. Ob Überschwemmung und kriegerische Zerstörung die entscheidende Rolle hierbei gespielt haben, wie spätere Geschichtsschreiber behaupten, dürfte sich nicht mehr sicher entscheiden lassen. Auch andere Städte wie Rottweil-Altstadt, Rottenburg, Ehingen, Villingen, Neuenstadt wurden in dieser Zeit verlegt.

Jedenfalls war das ursprüngliche Balingen ein kleines, unbedeutendes Gemeinwesen, von dem außer der Kirche und einigen Flurnamen keine Spur mehr vorhanden ist. Auch Baureste wurden nirgends im Boden gefunden. Die 1895 bei der Überschwemmung zutage geförderten Fundamente stammten von der unteren oder Dominikanerinnenklause, die, 1430 erstmals genannt, in der Reformation aufgelöst wurde. Die obere oder Franziskanerinnenklause, 1399 erstmals genannt, ist 1546 abgebrannt. Ihre Lage ist nicht mehr festzustellen.

Im 13. Jhdt. gründeten die Hohenstaufen aus militärischen und finanziell-politischen Rücksichten besonders in Schwaben eine größere Anzahl von Städten, so daß ihr Gebiet netzartig damit überzogen war. Ihnen nach machten es die kleineren Territorialherren, wobei manchmal das notwendige Maß überschritten wurde (Binsdorf, Rosenfeld, Schömberg u. a.).

So mögen auch handelspolitische Rücksichten die Zollern zur Stadtgründung von Balingen an Pfingsten 1255 veranlaßt haben. Zu beiden Seiten der alten Schweizerstraße mit nur einigen unbedeutenden Querstraßen angelegt, zeigt Balingen das typische Bild einer Verkehrsstadt des 13. Jhdt. In der stärksten, durch Eyach und Steinach geschützten Südostecke erbauten sie innerhalb der Stadtmauer eine feste Burg, vermutlich als Mittelpunkt ihrer Verwaltung und zum Schutz ihres Besitzes und des Handels.

Beim Eintritt der Schweizerstraße in die Stadt wurde das untere, beim Übergang über die Steinach das obere Tor erstellt. Diese beiden waren lange Jahre die einzigen Ausgänge der Stadt. Gegen Osten ging noch das Gerbertörlein zu den Werkstätten der Gerber und Färber (nicht zu den Gütern, der Stadtplan von 1810 weist hier noch keinen Übergang über die Eyach auf) und das Mühlörlein zur Herrenmühle. Das Törlein im Freihof ist noch vorhanden. Im Westen war hinter der Stadtkirche das Spitalörlein.

Das Alter des heutigen alten Zollernschlosses läßt sich nicht mehr genau feststellen, da Urkunden und charakteristische Stilformen fehlen. Der untere, massive Teil mit einer verzierten eichenen Säule dürfte dem 15. Jahrh. angehören. Der Oberbau, der wie das danebenstehende Ritterhaus im 30jähr. Krieg fast völlig zerstört worden war, wurde nach dem Kriege wieder aufgebaut und diente als Obervogtswohnung. Das 16,5 m lange, 11,6 m breite und 12,10 m hohe Gebäude hat Satteldach mit Halbwalmen. Im Jahre 1753 wurde es von Herzog Karl Eugen an hiesige Private verkauft, die es allmählich immer mehr verwahrlosen ließen, so daß das jetzt im Besitz der Stadt befindliche Gebäude, das eine hervorragende Zierde des Stadtbildes darstellt, wohl bald abgebrochen werden muß. (Ist geschehen Sept. bis Okt. 1936).

Der Wasserturm, am Zusammenfluß von Eyach und Steinach als der letzte der vier starken Ecktürme noch vorhanden, dürfte in seinem unteren Teil aus dem 14., im oberen aus dem 15. Jahrhundert stammen. Er ist Eigentum des Staates.

## Kirchen

1. Die evangelische Stadtkirche, eine von 1443–1512 erbaute alte Leutkirche „zu unserer lieben Frauen“ trat an die Stelle einer 1255 erstmals erwähnten kleineren Kirche, die in der neuen Stadt erbaut worden war, weil die vor dem Tor gelegene Friedhofkirche den Bedürfnissen nicht mehr genügen konnte, und von welcher wohl noch Teile zwischen Chor und Langhaus erhalten sind. Als man nach 1870 den Boden der Kirche aufgrub, fanden sich unter dem Taufstein viele Knochen und Zähne von Pferden und Ebern, vielleicht von einer alten Opferstätte herrührend. 1913 Erneuerung der Kirche, statt flacher Holzdecke ein feines Netzgewölbe;

2. Katholische Kirche „zum heiligen Geist“, erbaut 1899 mit wertvollen Bildern von Maria Kasper-Filser.

3. Friedhofkirche, ehemalige Stadtkirche, ursprünglich St. Nikolaus, dem Wasserpatron, später St. Sebastian geweiht mit uraltem romanischem Turm. Einzelne Teile mögen nach aufgefundenen, in Stuttgart befindlichen Malereien aus dem 11. Jahrhundert stammen (s. o. a. Beschreibung S. 267).

4. Siechenkirchlein. Bescheidenes gotisches Denkmal bei zwei schönen Linden. Kirchlein des abgegangenen Siechen- oder Gutleuthauses, in welchem vom 13. Jahrhundert ab Aussätzig (sogenannte Gute Leute, Arme Leute, Gottes Sieche, Sondersieche), später auch an anderen ansteckenden Krankheiten leidende gepflegt wurden. Es stand in einem ummauerten Hof.

## BILDER DER HEIMAT



Bild oben:  
In das Jahr 1929 zurück führt diese Aufnahme des winterlichen Meßstetten.



Bild unten:  
Im August 1933 entstanden ist diese Aufnahme des damaligen Geyerbad.

Fotos: Kreisarchiv

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Ingrid Helber, Westerwaldstraße 17,  
7460 Balingen-Frommern

Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5,  
7470 Albstadt

## Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 7461 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 40

31. März 1993

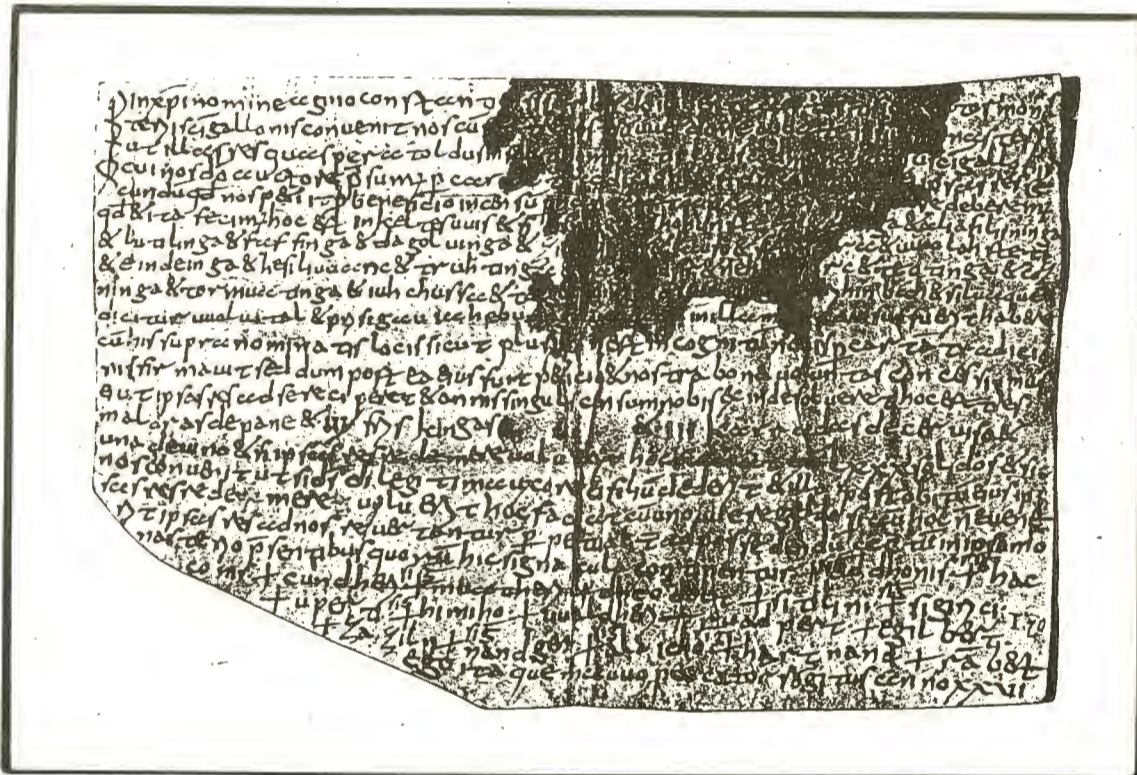
Nr. 3

## Die St. Galler Urkunde vom 27. März 793

von Dr. Wilhelm Foth / Balingen

Die erste schriftliche Nennung vieler unserer Ortschaften steht in einer auf den ersten Blick eher unauffälligen Pergament-Urkunde, die dazuhin noch einen großen grauen Wasserfleck in der oberen Hälfte hat. Sie ist die Quelle für die 1200jährigen Jubiläen, die in diesen Orten in diesem Jahr gefeiert werden. Damit kein Mißverständnis aufkommt: Die genannten Orte sind alle wesentlich älter, meist mehrere hundert Jahre – aber aus dieser Zeit liegen keine schriftlichen Zeugnisse vor, höchstens Bodenfunde, z. B. alemannische Reihengräberfriedhöfe.

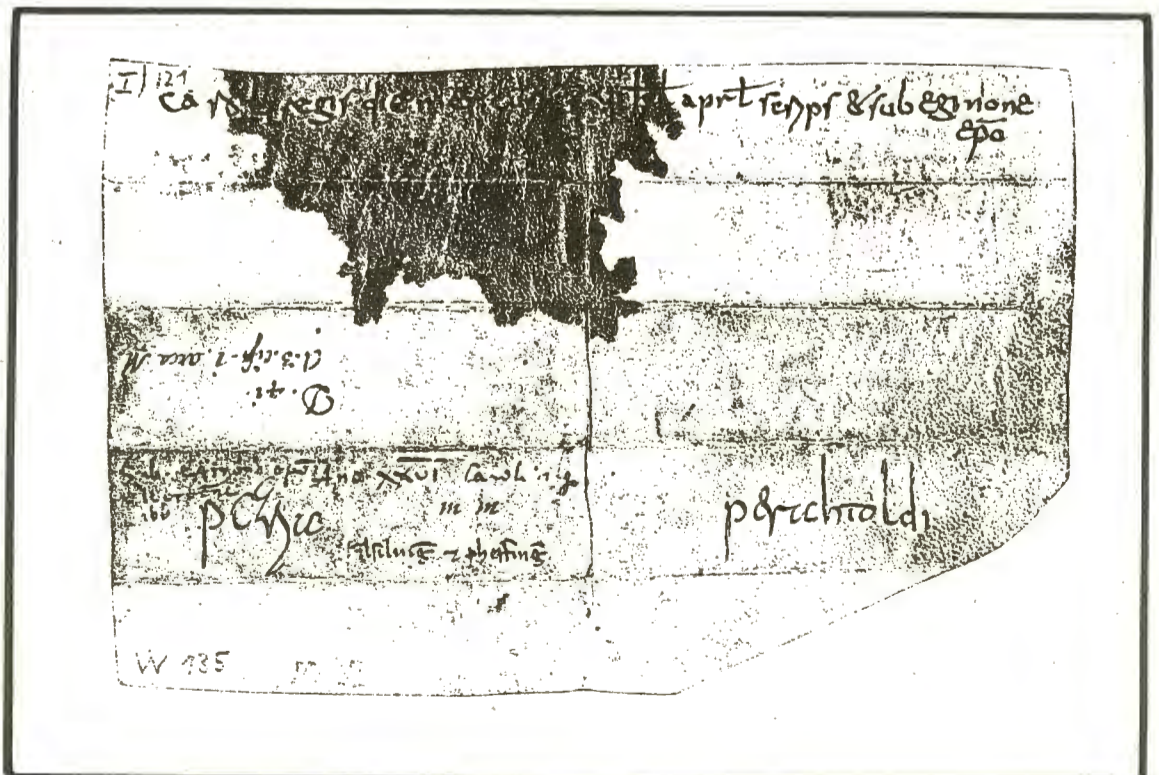
tal genannten Wald und in Prisingauia Heburin-ga (= Ebringen im Breisgau) und was er auch immer in jeder Mark zu besitzen bekannt ist, samt seinen oben genannten Orten, das hat er, wie es vielen nicht unbekannt ist, uns durch eine Traditionsurkunde bestätigt. Aber da er nachher darum bat und mit unserem Wohlwollen gestatten wir ihm, daß er diese Güter wieder übernehme und uns in den einzelnen Jahren von jetzt an einen Zins bezahle. Dieser beträgt 3 Malter Brot (-getreide) und 3 Frischlinge und 3 Fuder (Hafer-) Bier und 1 Fuder Wein. Und wenn er diese Güter zurückkaufen will, so kann er das tun für 30 Schilling. Auch sind wir übereingekommen, daß, falls Gott ihm von einer legitimen Gattin einen Sohn schenken würde und jene nach seinem Tod diese Güter zurückkaufen möchte, sie es für 1 Wehrgeld tun möge. Falls das aber nicht eintritt, so fallen diese Güter in unseren immerwährenden Besitz. Geschehen in diesem Kloster in der Gegenwart jener, deren Zeichen hier enthalten sind: Odhonis + Hacois + Cundheri + Muthari + Dheodolt + Sitilini + Sigirici + Uperti + Himiho + Waldheri + Ruadpert + Egilbert + Zazil + Nandger + Alaicho + Hartnand + Rambert. Ich Sünder, Mauvo, habe dies im Auftrag geschrieben, im 26. Jahr der Regierung des Königs Karl an einem Mittwoch, dem 6. Tag vor den Kalenden des April (= 27. März 793) unter dem Bischof Eginno."



### Was können wir aus dieser Urkunde entnehmen?

Der Graf Berthold, der wohl auf dem Bussen oder in seiner Nähe seinen Sitz hatte, hatte dem schwäbischen Hauskloster St. Gallen in den oben genannten Orten Besitz geschenkt. Aus welchen Gründen er dies getan hatte, wird

Die obige Urkunde hat, in deutscher Übersetzung, folgenden Wortlaut: (in Klammern die heutigen Ortsnamen) „Im Namen Christi, ich, Agino, durch Gottes Geheiß Bischof der Stadt Konstanz und Leiter des Klosters des heiligen Gallus. Wir kommen überein mit unserem Bruder Werdo, Abt dieses Klosters, daß jene Güter, die Peratoldus in den unten erwähnten Orten dem Kloster des heiligen Gallus, dem wir durch Gottes Urheberschaft vorstehen, durch eine Traditionsurkunde bestätigt hat, daß wir uns verpflichten, ihm diese Güter gemäß seiner Bitte an uns als Lehen gegen Zins durch diese Precaria-Urkunde wieder zu verleihen, was wir in folgender Weise getan haben. Was er nämlich in Keltswies (?), und Filisninga (= Vilsingen) und Hohunsteti (= Heinstetten ?) und Ebinga (= Ebingen) und im anderen Filisninga (= Winterlingen ?) und Lutilinga (= Lautlingen) und Faffinga (= Pfeffingen) und Dagol-finga (= Tailfingen) und Zillinshusir (= Zillhausen) und Laufo (= Laufen) und Frumara (= Frommern) und Walohsteti (= Waldstetten, Teil von Weilstetten) und Eideinga (= Endingen) und Hesiliwanc (= Heselwangen) und Truhtinga (= Trichtingen) und Maginhusir (?) und Neh-hepurc (= Neckarburg ?) und Teotinga (= Die-tingen) und Cozninga (= Gösslingen) und Tagawinga (= Täbingen) und Waginga (= Wehingen) und Rihinbach (= Reichenbach) und im Wolvo-



nicht gesagt: Hatte er es um seines Seelenheils willen getan, hatte er es um sein Eigentum dem Zugriff der neuen fränkischen Herren zu entziehen getan, oder hatte er andere Gründe gehabt, wir wissen es nicht. Über diese Schenkung liegt keine Urkunde vor – sie ist wohl im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen.

Aber nun wollte Berthold seine geschenkten Güter als „Prekarie“ gleichsam als Pacht, zurück, und darüber wird die oben genannte „Jubiläumsurkunde“ ausgestellt. Für die Rückübertragung wird ein jährlicher Zins festgelegt; auch das Recht zum Rückkauf wird ihm

bzw. seiner Gattin eingeräumt. Davon wurde aber offensichtlich kein Gebrauch gemacht, so daß die Güter endgültig ins Eigentum des Klosters übergingen, wie spätere Güterverzeichnisse zeigen.

Die Urkunde ist nicht nur wegen der Erstnennung der erwähnten Ortschaften interessant, sondern auch wegen der sonstigen Angaben: Unsere Dörfer befanden sich zum größten Teil im Eigentum einiger weniger großadeliger Herren, die ihr Land und ihre Leute nach Gutdünken verkauften.

Es gab eine entwickelte Landwirtschaft mit Ackerbau und Viehzucht; Brotgedreide und Schweine mußten jährlich nach St. Gallen geliefert werden. Offensichtlich gab es auch Weinbau, und es gab auch mindestens eine Kelter, wo die Trauben verarbeitet wurden. Es gab Brauereien, die Bier herstellten, übrigens nicht aus Gerste, sondern aus Hafer. Auch davon erhielt das Kloster seinen Teil. In welchem dieser Orte Weinbau und Brauereien waren, wird nicht gesagt, doch dürfte auf jeden Fall Frommern eine zentrale Rolle gespielt haben, wie wir aus späteren Güterverzeichnissen wissen.

Ein für die Heimatkundlichen Blätter recht ungewöhnlicher Beitrag ist der folgende – und zwar nicht nur vom Inhalt her, sondern auch vom Stil. Doch diese „Geschichte einer Deserteurin“ endet ja in einem Haus in Albstadt-Ebingen, ungefähr just jetzt in diesen Tagen (aber vor 48 Jahren) und ist authentisch – ist also Geschichte im eigentlichen Sinn.

## Morgen ist immer ein anderer Tag Die Geschichte einer Deserteurin

Von Elisabeth Zimmerer / Albstadt

**Irgendetwas lag in der Luft. Etwas Unbekanntes, Fremdes war da. Man hatte keinen Namen dafür und noch viel weniger wußte man, was daraus werden würde. Nicht einmal in der Batteriebefehlsstelle war irgendeine Auskunft zu bekommen. Ein merkwürdig scharfer Geruch war plötzlich im Wind. Manchmal hörte man Geräusche, wie ferner Donner. Und Gerüchte liefen um.**

Sie hatten sich an Vieles gewöhnen müssen, die Flakhelferinnen des zweiten Zuges der Schw.-Batterie 190. An V-1-Raketen, die über ihren Köpfen brummt und an feindliche Flugzeuge, die verbissen nach den Abschlußrampen suchten. An Bombenteppiche, welche die umliegenden Flugplätze in ein Chaos aus Holz, Metall und umgepflügter Erde verwandelten. An 12 englische Jagdflugzeuge, von denen sie jeden Morgen punkt 11 Uhr beschossen wurden, und die nur werktags kamen. Die Bomber dagegen kamen immer. Den Mädchen war es lieber, wenn diese ihre Angriffe bei Tag flogen. Sie sahen dann wenigstens die Einschläge. In ihren Splittergräben hockend, konnten sie sich auf Grund einer Wahrscheinlichkeitstheorie ausrechnen, ob sie überleben würden.

Die Splittergräben waren ihr einziger Schutz und die graugrün verwiterte Baracke, in der die hausten. Waffen hatten sie keine. Und die Männer in der gegenüberliegenden Stellung besaßen lediglich einige Infanteriegewehre und ein MG mit verbogenem Lauf. Damit konnte man nicht auf Bombergeschwader schießen.

Nichts stimmte mehr in diesen Tagen des Februar 1945. Sie waren auch keine Flakhelferinnen mehr. Die Flakgeschütze waren zum Einsatz nach Rußland geschickt worden. An unsinnigen, hirnlosen Befehlen mangelte es nicht. Die meisten waren undurchführbar und wurden nicht befolgt. Als z. B. eines Tages der Scheinwerfer, zu dessen Bedienungsmannschaft sie gehörten, aus dem Boden gegraben werden sollte, hatte sogar die Zugführerin eingesehen, daß das unmöglich war. Wer, bitte schön, hätte das tonnenschwere Ding verladen sollen, und wo doch gar keine Lkws da waren?

Doch jetzt gab es etwas, das sie aus ihrer dumpfen Gleichgültigkeit aufschreckte: Von großen Veränderungen sprach man, von einer Verlegung der Batterie ins Innere des Reichs. Ob das der Anfang vom Ende war oder Taktik oder Strategie? Es gab auch Parolen, der Feind habe die deutschen Linien durchbrochen. Genaues wußte niemand. Tatsache war, daß erhöhte Alarmbereitschaft angeordnet wurde. Alarmstufe II hieß: Innerhalb einer Stunde feldmarschmäßig antreten. Bei Alarmstufe I mußte man sofort abmarschbereit sein. Zur „körperlichen Ertüchtigung“ führte man

Nachmärsche durch. Und die Stellung wurde von Doppelposten bewacht. Wozu schob man eigentlich Wache? Der Scheinwerfer war wegen Treibstoffmangels außer Betrieb, Horch- und Richtgerät, an diesen gekoppelt, konnten gleichfalls nicht mehr bedient werden.

Die Mädchen taten, was ihnen befohlen wurde. Darüber zu sprechen, wie unsinnig das alles war, wagten sie nicht. Womöglich wären sie wegen Wehrkraftzersetzung vors Kriegsgericht gekommen. Nur das Denken konnte ihnen niemand verbieten, wenn sie nachts in ihren viel zu langen Soldatenmänteln um die Stellung patroullierten. Mit Stahlhelm, aber ohne Gewehre. Jedem Doppelposten stand zu seiner Verteidigung aber wenigstens ein handlicher Prügel zur Verfügung. Mit dem Schießunterricht an der Waffe sollte in Kürze begonnen werden. Aber vielleicht mußten sie gar nicht mehr lernen, auf andere zu schießen, wenn die Stellung verlegt wurde.

### Oder es gab sie nicht mehr

Es war März geworden. Der Föhn blies und die Erde trug ihr erstes Grün. Die Löcher, die Bomben und abgestürzte Flugzeuge in den Boden gebohrt hatten, wirkten jetzt weniger bedrohlich. Die feindlichen Luftangriffe waren noch zahlreicher geworden. Eigene Kampfverbände sah man nur noch selten. Die schienen anderswo im Einsatz zu sein. Oder es gab sie gar nicht mehr. Aus der Ferne grollte pausenloser Geschützdonner.

Zug zwei lernte weiterhin, an Hand von großen, bunten Karten feindliche Flugzeugtypen voneinander zu unterscheiden. Zug zwei exerzierte, robbte über nasse Wiesen und stürzte sich beim Kommando „Sprung auf, marsch, marsch“ auf nicht vorhandene Gegner. „Disziplin ist das Fundament des Daseins“, sagte die Zugführerin. Mittags saßen sie dann in ihrer Baracke um den großen eisernen Ofen und warteten auf Post, die nicht mehr kam.

Lore, mit ihren 20 Jahren die älteste des Zuges meinte, die Postzüge würden genauso bombardiert wie alles andere. Und Gertrud, ihre Freundin, äußerte ironisch, daß es die oberste Heeresleitung denen von der Heimatfront vielleicht verboten hätte, über die Zu-

stände im Reich zu schreiben. Und alle zusammen kamen sich vor wie auf einer einsamen Insel in einem unbekanntem Meer.

Die Baracke war ihre Heimat, das einzig Greifbare in aller Wirrnis, mit ihren Strohsackbetten und dem eisernen Ofengetüm in der Mitte, dem großen, rohgezimmerten Tisch, dem Funkgerät und der Telefonanlage am Fenster. Ein Teil der Fensterscheiben war infolge der vielen Detonationen zerbrochen und durch Cellophan ersetzt worden. Man hatte gelernt, zu improvisieren.

### Es war der 28. März

Der Tag, an dem sich alles änderte, war der 28. März. Unter dem flachen, grauen Himmel hingen dunkle Wolken. Spärlich nur sickerte Licht durch die Cellophanscheiben. Der Eisenofen bullerte. Morgens hatten die Mädchen zwei Tieffliegerangriffe überstanden und Herta, die im Splittergraben Schreikrämpfe bekommen hatte, mit Fußtritten über ihre Angstpsychose weggeholfen. Die saß jetzt am Funkgerät und war wieder normal. Der Zweck heiligt die Mittel. Lisa stopfte Strümpfe, Eva bügelte mit dem Kohlebügeleisen Wäsche. Das austretende Gas reizte die Bronchien. Das gleichmäßige Rauschen und Tuten aus dem Funkgerät wirkte einschläfernd. Jemand sagte, daß morgen Gründonnerstag sei.

Plötzlich schrillte das Telefon. Die Batteriechefin war selber am Apparat. Als ranghöchste Führerin befehligte sie die vier Züge, die zur Batterie gehörten. Gekados, Gekados, A 1 A 1, schnarrte ihre Stimme. Einsatz ab Mitternacht. Das hieß, daß ab Mitternacht mit dem Abmarsch zu rechnen sei. Wohin sie sollten, war Gedakos, geheime Kommandosache. Lange genug mit der Situation vertraut, gab es jetzt kaum Hektik. Wäsche und Uniformblusen wurden im Feldrucksack verstaut, Decken eingerollt und aufgeschnallt, Briefe und Fotos von Angehörigen auf Befehl verbrannt. Brustbeutel mit Erkennungsmarke umgehängt, Stahlhelm, Gasmasken, Feldflasche bereitgelegt. Als die Marschverpflegung ausgegeben wurde, war Zug zwei abmarschbereit. Im Morgengrauen des Gründonnerstags rückte die Batterie ab. Nach Rosenheim bei München. „Hitler's Alpenfestung“ flüsterte man.

An diesem Tag marschierten sie 40 km. Auf den Ausfallstraßen herrschte Hochbetrieb. Militärkolonnen, Lkws mit angehängten Kanonen, Panzer marschierten, rollten, fuhren südwärts. „Die müßten doch eigentlich alle in die

entgegengesetzte Richtung fahren“ sagte Christine zu ihrer Kameradin Lotte und grinste schief. „Halt die Klappe“, meinte diese, „was geht's uns an?“

### Christine war 17 geworden

Christine war im Januar 17 geworden und das Küken des Zuges. Von der Schulbank weg hatte sie sich freiwillig zum weiblichen Arbeitsdienst gemeldet. Teilweise aus Neugier, Lust am Abenteuer, aber auch, um später berufliche Wünsche besser realisieren zu können. Denn vor jeder Ausbildung mußten Arbeits- und Kriegshilfsdienst abgeleistet sein. Das war Gesetz. Außer wenn der Vater sehr betucht oder Parteigenosse war. Das Parteibuch des Vaters oder dessen Vermögen boten andere Perspektiven. Christines Vater war kein Nazi. Er war überzeugter Kommunist. Christine mußte schon als kleines Mädchen lernen, was es hieß, Tochter eines „Roten“ zu sein. Mitten in der Nacht zerrten die neuen Machthaber den Vater damals, gleich nach der Machtergreifung, aus dem Bett und brachten ihn weg ins KZ.

Wegen staatsfeindlicher Äußerungen, hieß es. Sein Bruder hatte ihn denunziert. Aus Mangel an Beweisen ließ man ihn wenig später wieder laufen. Der Vater war kein Fanatiker und kein Missionar. Er hätte nie versucht, anderen seine Meinung aufzuzukroyieren. Später, in der Schule, mußte Christine, um gut benotet zu werden, immer bessere Leistungen erbringen als ihre Mitschülerinnen, deren Väter Parteigenossen waren. Nun schwamm der Vater auf einem Minensuchboot irgendwo in der Ostsee, als Angehöriger des Strafbtl. 999. Politisch Unzuverlässige gaben gutes Kanonenfutter.

Über all diese Dinge dachte Christine nach, während sie über die asphaltgraue Straße marschierten, sonstwohin. Sie dachte auch daran, daß sie kein Zuhause mehr hatte. Die elterliche Wohnung war einem Bombenangriff zum Opfer gefallen, die Mutter hauste in einer Abstellkammer. In einem Rüstungsbetrieb durfte sie an Hitlers Endsieg mitarbeiten. Die Parteiführer waren angeblich bereit, für ihr Vaterland alles zu opfern. Weshalb arbeiteten dann ihre Frauen nicht in den Rüstungsbetrieben? Irgendwie paßte das alles einfach nicht zusammen.

Sie übernachteten in einer großen Scheune. Bei Tagesanbruch marschierten sie weiter. Fröhlich kamen sie durch eine große Stadt, die nur noch aus riesigen Trümmerhaufen bestand. Die Straßen glichen einer Kraterlandschaft. Von einem halbzerfallenen Kirchturm drang Glockengewimmer. Es klang wie unterdrücktes Weinen. Karfreitag. Und ein ganzes Volk auf dem Weg nach Golgatha.

Die Mädchen marschierten 45 km weit. Abends verlud man sie in einen übervollen Militärzug. Die Gleise waren intakt, vom Bahnhof gab es nur noch Reste. Soldaten aller Waffengattungen wollten irgendwohin. Nach Rußland, Frankreich, Italien. Es zog. Durch zerbrochene Abteilfenster piff der Wind. Aber es war erholend, auf dem Boden zu sitzen. wenigstens mußten sie nicht mehr marschieren. Hunger quälte sie. Die Marschverpflegung war aufgebraucht, Nachschub nicht in Sicht.

### Tiefflieger beschossen den Zug

Der Zug stampfte durch die schwarze Dunkelheit. In den Waggons schliefen die Menschenhaufen im Liegen, im Sitzen, auf und unter den Bänken. Gegen Morgen weckte sie das Kreischen der Bremsen aus ihrem Dämmer Schlag. Tiefflieger beschossen den Zug. Der uniformierte Menschenpulk floh in ein nahes Wäldchen. Und während sich die Sonne über ferne Berge schob und das Land in Licht

tauchte, rannten die hilflosen Soldaten des Führers um ihr Leben. Menschliches Wild, von Geschößgarben gejagt.

Christine war nicht ausgestiegen. Sterben oder überleben konnte sie auch im Abteil, dachte sie. Und Rolf, der junge Infanterist, mit dem sie sich während der endlosen Nachtstunden, als die Kälte den Schlaf vertrieb, über alles mögliche unterhalten hatte, war derselben Ansicht. Jetzt saßen sie nebeneinander, und er hielt ihre Hand. Mit den aufgestülpten Stahlhelmen sahen sie aus wie verirrte Kinder, mit denen man ein grausames Spiel spielt. Er war Physikstudent. Jetzt fuhr er nach Rußland. Als er sie fragte, wo ihr neuer Einsatzort sei, antwortete sie: „Ich fahre nach Hause.“ Sie wußte längst, daß sie das und nichts anderes wollte. Und daß sie bei passender Gelegenheit einfach abhauen und versuchen würde, sich durchzuschlagen. Sie mußte wissen, ob ihre Mutter noch lebte. Dann würde man weitersehen.

Die Piloten hatten ihre Maschinen hochgezogen. Die Flugzeuge verschwanden, böseartig surrend wie ein Hornissenschwarm. Es war nichts passiert. Keine Toten, keine Verwundeten. Und die Lokomotive stand noch unter Dampf.

Jetzt fuhren sie durch das westfälische Flachland. Durch eine weite, grünbraune Landschaft mit großen, behäbigen Bauernhöfen, deren Dächer weit herabgezogen waren, rollten sie südwärts. Sie passierten einsame Ruinendörfer und überquerten Behelfsbrücken. Christine gab Rolf ihre Heimatadresse und er versprach, bald zu schreiben. „Ich möchte wiederkommen, es gibt so vieles, was wir gemeinsam haben,“ sagte er. Und Christine erwiderte: „Paß auf dich auf.“ Herne ist eine Mittelstadt im Ruhrgebiet. Dort mußten sie sich trennen. Die Mädchen sollten umsteigen. Ein kurzer Händedruck, ein „bis bald“. Sie hat nie mehr etwas von ihm gehört.

### Dort herrschte das Chaos

Weltuntergangsstimmung. In Herne herrschte das Chaos. Es war durchgesickert, daß der Feind im Norden auf breiter Front die deutschen Linien durchbrochen hatte und die deutschen Streitkräfte einkesselte. Und nur hier, mit dem nächsten und zugleich letzten Zug gab es eine Möglichkeit, der drohenden Gefangenschaft zu entkommen. Danach sollten Geleise und Brücken zerstört werden, um dem Gegner das weitere Vordringen zu erschweren.

Sirenen heulten. Fliegeralarm. Die Menschenmenge auf dem Bahnhofsvorplatz drängt in Luftschutzbunker und Unterstände. Das Stakkato der Flakgeschütze zerreißt die Luft. Betonmauern bersten. Dann endlich Entwarnung. Riesigen Ameisen gleich krabbeln graugesichtige Soldaten aus ihren Schlupflöchern. Angst, Panik. Keiner will den Zug versäumen. Sie stoßen sich gegenseitig durch die längst zerbrochenen Scheiben des Bahnhofs. Hier gilt nur noch das Recht des Stärkeren. Angst tötet jegliche Vernunft. Die Menschenwooge hat Christine, sie weiß nicht wie, ins Bahnhofsinnere gespült. Zwischen Soldatenstiefeln, Tornistern, Gewehren kriecht sie bäuchlings in Richtung Bahnsteig. Jemand tritt sie ins Kreuz. Dann ist sie draußen. Der Zug läuft ein. Menschentrauben kleben auf den Wagendächern, den Plattformen, hängen aus den Fenstern.

### Und morgen war Ostern

Christine wird gegen einen grauschmutzigen Waggon gedrängt, sieht die eisernen Riesenräder, kämpft sich hoch, schrammt an der Abteilwand entlang. Gesichter an einem Fenster,



sie sieht Hände, greift nach oben, hängt wie eine menschliche Marionette zwischen unten und oben. Dann stürzt sie kopfüber unter eine Sitzbank.

Der Zug fährt ab, verfolgt vom Heulen, Kreischen, Schreien der vielen, die zurückbleiben mußten. Christine würde diese Urschreie der Verzweiflung nie vergessen. – Und morgen war Ostern.

Im Zug fand sie nach längerem Suchen einen Teil ihrer Kameradinnen wieder. Und leider auch die ranghöchste Führerin der Batterie. Schmutzig, ungekämmt, abgerissen aber aufrecht präsentierte sie Großdeutschland. Und sie hatte den Marschbefehl nach Rosenheim in der Aktenmappe. Christine beschloß, vorläufig beim Haufen zu bleiben. Bis nach Hause war es noch sehr weit.

Wieder eine Nacht, wieder ein Tag. Die eiserne Riesenraupe mit ihrer menschlichen Fracht rollte. Hinter ihnen detonierten Sprengladungen. Brücken und Geleise verschwanden in riesigen Trichtern. Sie durchfuhren den Teutoburger Wald. Hermann den Cherusker hatte noch niemand von seinem Sockel gebombt. Aber seine Heldenpose und das erhobene Schwert wirkten lächerlich, zeitwidrig. „Man sollte ihm eine weiße Fahne in die Hand geben,“ dachte Christine.

Abends waren sie an der Porta Westfalica. Helferinnen des Roten Kreuzes mit müden leeren Gesichtern verteilten Brot und verwässerten Tee. Pro Mann oder Frau eine Tasse Tee und ½ Kilo Brot. Diese Nacht schliefen sie auf dem Bahnsteig, der aussah, als wären Riesenfüße darüber getrampelt. In ihre Decken gehüllt, froren sie dem kommenden Morgen entgegen. Und dann wieder einsteigen, zerbrochene Abteilfenster, das schwerfällige Zischen einer dampfenden Lokomotive. Sie fuhren jetzt ostwärts und ihre Irrfahrt wurde immer grotesker. Man konnte nicht mehr fahren, wohin man wollte. Man mußte dahin fahren, wo es noch Schienen gab. So kamen sie über Halle an der Saale nach Leipzig.

### Schuttgebirge war übriggeblieben

Man hatte diese Stadt getötet. Der Krieg hatte sie in die Erde gestampft. Zertreten, ausgelöscht. Wie viele Städte in vielen Ländern zu jener Zeit. Schuttgebirge beidseits der Straßen waren übriggeblieben, geborstene Mauern, aus

denen abstrakt verbogene Eisenträger sinnlos ins Leere ragten. Schwarzverbrannte Fensterhöhlen, verkohlte Balken. Es stank. Zwischen den Ruinen hockte die fahlgraue Abenddämmerung. Und die wenigen Passanten wirkten wie lebende Leichen. Durch die Geisterstraßen schlichen 30 übermüdete, hungrige Mädchen, die den Bahnhof suchten. Sie fanden nur übergroße Schuttberge, wo vielleicht einmal Bahnhöfe gewesen waren. Dann wurde es finster. Leichter Regen fiel. Alles war zwecklos.

Von ursprünglich 65 Kameradinnen waren jetzt über die Hälfte verschwunden, niemand wußte, wohin. Und die Übriggebliebenen konnten vor Erschöpfung nicht mehr darüber nachdenken. Sie funktionierten nur noch wie Automaten, getrieben vom Motor der Selbsterhaltung. Dann heulten die Sirenen. Die auf- und abschwellenden Töne schienen aus der Tiefe zu kommen, aus einem Abgrund, dem sie nicht entinnen konnten. Feindliche Dunkelheit schloß sie ein – sie rannten. Vor, neben und hinter ihnen rannte es, tauchte aus der Nacht auf und verschwand. Dann war da ein Lichtspalt, ein nur nachlässig geschlossener Fensterladen, ein winziger Schimmer Licht, sie taumelten darauf zu. Polterten eine kaltweiße Treppe hinab, eine Eisentür kreischte.

Französische, russische, polnische Sprachketzen schwirrten durch den Raum. Gesichter starrten ihnen entgegen, feindselig, haßerfüllt. „Schutzraum für Fremdarbeiter“ stand in ungelentkten Kreidebuchstaben an der Tür. Und die da hockten und auf Pritschen lagen, waren Zwangsdeportierte, die in deutschen Fabriken arbeiten mußten. Angstvoll quetschten sich die Mädchen in eine Ecke des riesigen Raumes. Eine schweigende Mauer der Ablehnung, des Hasses, des Hohnes umgab sie. Christine dachte daran, daß ihr Vater in den ersten Kriegsjahren ein Lager mit Zwangsarbeitern bewachen mußte.

Und daß damals manches Stück Brot, das sie selber gern gegessen hätte, unter Lebensgefahr ins Lager geschmuggelt wurde, weil da Menschen am Verhungern waren. – Endlich Entwarnung. Wieder stolpten sie durch die Finsternis, jemand sagte ihnen, wo die Züge abfahren. So kamen sie an einen Bahndamm.

Christine fiel um. Lag plötzlich auf den Schottersteinen, konnte nicht mehr. Und hörte und spürte dicht neben ihrem Kopf das Vibrieren der Schienen. Gleich würde der Zug kommen. Da trat ihr eine Kameradin geistesgegenwärtig den Stiefel ins Kreuz. Sie schrie auf, taumelte, stand wieder auf den Beinen. Der Zug kam. Die Bahnabteile waren übervoll und verdreckt. Es roch nach ungewaschenen Körpern. Aber man fuhr wieder, man fuhr südwärts. Die ganze Nacht und in einen grauen Tag hinein. Christine versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn das gleichmäßige Haken der Waggonräder aufhörte. Wenn sie nicht mehr fahren müßte, aussteigen könnte. Es ge-

lang ihr nicht. Und plötzlich fand sie, daß das ganz normal sei. Dachte, sie sei immer in diesem Zug gegessen, seit 17 Jahren. Zielloos würde sie weiterfahren müssen. Irgendjemand hatte das Aussteigen verboten. Draußen war es gefährlich.

### Alpträumhafte Bilder

Bremsen kreischten, Räder holpterten über Weichen, Christine schrak zusammen, erwachte. Die alpträumhaften Bilder verwirrten sich, verschwanden. Sie waren in Regensburg. Die ranghöchste Führerin kam ins Abteil. „Weiterfahrt in drei Stunden“ bellte ihre Kommandostimme. „Verwandte, die hier wohnen, dürfen besucht werden. Passierscheine sind bei mir persönlich abzuholen.“

Christine überlegte blitzschnell. Morgens hatte sie mit einem Kameraden gesprochen, der nach Ulm fuhr. In Bombenurlaub, zum Aufräumen der Trümmer, die von seinem Haus übriggeblieben waren, wie er sagte. Und daß in Regensburg eine günstige Umsteigegelegenheit sei. Gleich darauf stand sie vor der Chefin, bat um einen Passierschein. Diese musterte sie scharf, fragte nach Namen und Adresse der Verwandten. „Nur nicht nervös werden, nur nichts merken lassen“ hämmerte es in Christine. Und rasch erfand sie eine Familie Metzger in der Adolf-Hitler-Straße 20. Adolf-Hitler-Straßen gab es schließlich überall.

Im Gang Rufen, Fragen, Stimmengewirr. Vor dem Sitzplatz der Chefin bildete sich eine Warteschlange. Mindestens zwölf Mädchen wollten angeblich Verwandte besuchen. „Ob die wohl alle zurückkommen würden,“ überlegte Christine. Aber sie traute sich nicht, ihre Kameradinnen danach zu fragen. Äußerlich ruhig ging sie ins Abteil zurück. Nur das Papier in ihrer Hand zitterte. Jetzt mußte es schnell gehen. Sie mußte das momentane Durcheinander ausnützen. Auf dem Nebengleis stand der Zug nach Ulm abfahrtbereit. „Wieso nimmst Du Dein ganzes Gepäck mit?“ fragte jemand neben ihr. Dann war sie draußen. Tauchte in dem feldgrauen Gewimmel unter, stieg ein, der Schaffner hob die Kelle.

### Niemand konnte ihr helfen

Draußen dunkelte es. Regen fiel. Das Wasser zeichnete helle Spuren in die Schmutzkruste an den Fenstern. Durch Ritzen piff der Wind und auf dem Boden bildeten sich kleine Lachen. Christine starrte vor sich hin, ordnete ihre Gedanken. Sie war desertiert. Fahnenflucht wurde mit dem Tode bestraft. Sie war jetzt allein, niemand konnte ihr helfen. Dann schlief sie ein. Träumte, daß sie wegen Meineids zum Tod verurteilt sei. Und daß sie in

einem dunklen Loch saß, ohne Hoffnung auf Licht.

Als es tagte, war man in Ulm. Von dort bis zu Christines Wohnort fuhr die Eisenbahn nur noch sporadisch. Da ist Christine kurzerhand auf die Straße gegangen. Setzte sich auf den Pritschenwagen eines Bauern, dem das schmutzige, verwahrloste Mädchen leid tat. Fuhr auf einem Lastwagen mit, ging zu Fuß. Erwischte einen Bummelzug und erreichte mitten in der Nacht eine kleine Stadt. Bis nach Hause waren es jetzt nur noch 30 Kilometer. Die Fahrkarte, das kleine Stück Hoffnung, stak in ihrem Brustbeutel. Wann hatte sie eigentlich das letzte Mal etwas gegessen? Sie wußte es nicht mehr.

Ein harter Ruck, der Zug hielt. Und im dämmerigen Blau des abgedunkelten Bahnhofs stand die Feldgendarmarie. SS-Soldaten, waffenstarr, den Stahlhelm auf dem Kopf. Die umgehängten Blechschilder klapperten.

„Kettenhunde“ dachte Christine entsetzt. Das waren Fanatiker, denen entging man nicht. Hier war die nationalsozialistische Welt noch in Ordnung. Wie durch einen Nebel hörte sie eine gellende Stimme: „Alles aussteigen, Ausweiskontrolle!“ Neben ihr sagte einer: „Komm Kamerad, steig aus, wann der Zug weiterfährt, weiß ja sowieso niemand.“ „Ich hab meinen Urlaubsschein verloren“, stotterte Christine. „Was soll ich jetzt machen?“ „Kann passieren“, lachte der junge Feldgrau, „bloß die da vorn würden dir das nicht glauben. Sind doch Idioten, allesamt, meinen, mit ihrem Gehabe noch was zu retten und merken nicht, daß das Schiff untergeht und das Wasser schon in ihre aufgerissenen Mäuler läuft! Komm, ich helf dir.“ An einer abgelegenen Stelle kletterten sie über die Sperre. Als die Kettenhunde die Abteile durchsuchten, war Christine mit ihrem Begleiter im nahen Park verschwunden. Dort gingen sie über nachtschwarze Wege und saßen einsilbig auf kalten Bänken.

### „Viel Glück, Kamerad!“

Sie erfuhr nur, daß er Alfred hieß und daß seine Einheit auf dem nahegelegenen Truppenübungsplatz stationiert war. Er zeigte ihr noch einmal die Stelle, wo sie über die Sperre mußte. Dann ein Händedruck, ein „viel Glück, Kamerad“. Sie sah noch, wie er einen Militärlastwagen bestieg. Ob er den Krieg überlebt hat, weiß sie nicht.

Als der Morgen dämmerte, kam Christine nach Hause. Schlich im scharfen Schatten des untergehenden Mondes wie eine Verbrecherin durch Winkel und Gassen. Sah das notdürftig instandgesetzte Elternhaus, klingelte, fiel der Mutter um den Hals. Christine war daheim. Ihre Uniform hat sie bald darauf unter Dielenbrettern eingenagelt.

Anm. d. Red.: Besagtes Haus steht in Ebingen.

## BILDER AUS ALTER ZEIT



Truppenübungsplatz Heuberg-Stetten ... allerdings im Jahr 1917 schon.

Foto: Kreisarchiv

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lisztstraße 45  
7460 Balingen

Elisabeth Zimmerer, Klarastraße 123  
7470 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 7461 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Balinger Stadtkirche feiert Doppeljubiläum

Vor 650 Jahren erste urkundliche Erwähnung – Vor 550 Jahren Beginn des Umbaus

Von Eugen Gröner/Balingen

Ein Doppeljubiläum kann in diesem Jahr die evangelische Stadtkirche in Balingen feiern. Am 17. April 1343, also vor 650 Jahren, wurde der Vorgängerbau, die Nikolaus- und Liebfrauenkapelle, erstmals urkundlich erwähnt. Vor 550 Jahren, am Montag nach dem Dreieinigkeitsfest, wurde mit dem Umbau dieser Kapelle zur heutigen Stadtkirche begonnen.



Der Turm im Jahre 1955. Man sieht, wie sich der gewaltige Turm über dem Chorhaupt, fünf Seiten des Achtecks, entwickelt.

### Der Vorgängerbau, die Nikolaus- und Liebfrauenkapelle

Im überwiegenden Teil der Literatur über die Balinger Stadtkirche wird davon ausgegangen, daß nach der Stadtgründung (1255) innerhalb der Stadtmauern nur eine kleine Kapelle gebaut wurde, teilweise wird sogar behauptet, daß diese Kapelle in der Nähe des Zollernschlosses gebaut worden sei.

Prof. Hans Köpf hat in seinem Werk „Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben“ erstmals die Vermutung ausgesprochen, daß beim Bau des Langhauses – hauptsächlich am Westgiebel – ältere Bauteile verwendet worden seien und die Kirche im Norden und Süden „ummantelt“ worden sei. Die für Erbauungszeit ungewöhnliche Länge der Kirche würde sich dadurch erklären.

Die Renovierungsarbeiten der vergangenen Jahre haben diese Vermutung in vollem Umfange bestätigt. Bei den Grabarbeiten zum Einbau einer Warmluftheizung wurden die Fundamentmauern der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle im Norden und Süden in ihrer vollen Länge freigelegt. Es hat sich gezeigt, daß die Kapelle genau die gleiche Länge hatte wie die heutige Kirche und daß der Mittelteil des Westgiebels noch der Giebel der Kapelle war. Auch der mittlere Teil des Dachstuhls der Stadtkirche stammt noch von der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle.

Nicht ganz klar ist, warum die Balinger, die doch schon eine Liebfrauenkirche hatten (die alte Pfarrkirche, die heutige Friedhofkirche), die ursprünglich nur Nikolaus geweihte Kapelle, die wahrscheinlich bald nach der Stadtgründung entstand, später nochmals Maria geweiht haben. Ich vermute, daß von Anfang an daran gedacht war, die alte Kirche, die ja weit vor den Toren der Stadt lag, aufzugeben. Daß sie stehen blieb, ist als Glücksfall anzusehen.

Die beiden ältesten Glocken Balingens lassen darauf schließen, daß die Nikolaus- und Liebfrauenkapelle keinen Kirchturm, sondern nur einen Dachreiter hatte, in dem keine größeren Glocken Platz hatten.

Die Nikolaus- und Liebfrauenkapelle war also, das steht eindeutig fest, nicht eine kleine Kapelle, sie war vielmehr ein stattlicher Bau am Marktplatz inmitten der Stadt, mit genau der gleichen Länge und Höhe der heutigen Kirche. Wahrscheinlich fehlte ihr aber der Turm in seiner heutigen Form. Am östlichen Ende des Chores befand sich höchst wahrscheinlich ein kleiner Dachreiter für die Glocken.

Der Bau der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle dürfte nicht allzulange nach der Gründung der Stadt, also in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, anzusetzen sein. Die Balinger hatten somit bald nach der Stadtgründung die Möglichkeit des Gottesdienstbesuches innerhalb der Stadtmauern und mußten lediglich zu Casualien (Taufen, Eheschließungen usw.) die Friedhofkirche aufsuchen, da hierzu nur die Pfarrkirchen berechtigt waren.

### Erste urkundliche Erwähnung der Kapelle

Die Festschrift zur Wiedereinweihung der renovierten Stadtkirche erwähnt auf Seite 32 als erste urkundliche Erwähnung des Vorgängerbau das Jahr 1385. Inzwischen wurden frühere urkundliche Erwähnungen bekannt.



Ein Stück der freigelegten Fundamentmauern der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle.

Am 11. Mai 1342 bekunden Schultheiß und Richter zu Balingen die Verfügung Bertholds des Offenhausers, Pfründners des neuen Altars in der Kapelle zu Balingen, daß eine von ihm gekaufte Gült nach seinem und seiner Mutter Tod an den Altar fallen soll.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist mit der Kapelle die Nikolaus- und Liebfrauenkapelle gemeint (aber nicht sicher).

17. April 1343: Benz und Böldeli Kerns von Bisingen verkaufen den Lichtmeistern und Pflegern „Unser Frauen und des Hl. Nikolaus zu Balingen ihren Mann Heinz den Kilchmaier von Thanheim um 30 Pf. Hl.“ (WR 6730).

21. Oktober 1345: Heinz der Biter, Bürger zu Reutlingen, bestimmt 15 Pf. Hl. Gült und eine Wiese für die Begehung seiner Jahreszeit an dem von ihm gestifteten Altar in der St. Nikolauskapelle in Balingen (WR 6732).

17. November 1385: Schultheiß und Richter zu Balingen beurkunden, daß Luggart die Kleinbrötin, ihre Mitbürgerin, ihr Haus in der Ringmauer an St.-Nikolaus-Kapelle der Leutkirche (jetzige Friedhofkirche) zu Balingen vermacht hat.

### Die Kirche wird Begräbnisstätte der Schalksburggrafen

Noch gehörte Balingen zur Herrschaft Zollern-Schalksburg. Im Juli 1403 verstarb in jungem Alter der einzige Sohn des Grafen Friedrich von Zollern-Schalksburg, genannt Mülli (weil ihm auch die Grafschaft Mühlheim

an der Donau gehörte). Die Tatsache, daß als Grablage für den jungen Grafen nicht die Pfarrkirche, sondern die Nikolaus- und Liebfrauenkapelle ausgewählt wurde, ist m. E. ein Beweis dafür, daß diese Kapelle später zur Pfarrkirche erhoben werden sollte.



Die Grabplatte des jungen Schalksburggrafen, das wichtigste historische Denkmal der Kirche. Der Zollernschild und das quer darunterliegende Kyburger Wappen sind leider nur noch un-  
deutlich zu sehen.

Die ursprünglich im Boden eingelassene Grabplatte des jungen Grafen wurde beim Umbau ab 1510 in die Südwand eingelassen und ist heute das wichtigste historische Monument der Kirche.

Inmitten des Steines erscheint der Zollernschild mit Helm und Bracken (Jagdhund) unten der mütterliche Kyburger Wappenschild. Die Inschrift ist nur noch teilweise zu entziffern: „anno d. m. . . . ulii obiit venerabilis? com ridricus iunior de zolr dominus castri schalksburg.“

1408 verstarb Graf Mülli, er wurde ebenfalls in der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle beigesetzt, sein Grabstein hat sich leider nicht erhalten.

#### Verkauf der Schalksburgheerrschaft

Der Tod des jungen Schalksburggrafen hatte schwerwiegende Folgen. Kaum ein Vierteljahr später verkaufte Graf Mülli seine Herrschaft an das Haus Württemberg. Der Kaufvertrag vom 3. November 1403 befindet sich im Staatsarchiv in Stuttgart und besagt, daß die Feste Schalksburg, die Stadt Balingen und eine Reihe von Dörfern um 28 000 Gulden an das Haus Württemberg übergehen.

Der Sage nach soll der Kaufpreis nur einen Hirschgulden betragen haben. Balingen ist seit 1403 württembergisch und teilt die Schicksale dieses Landes. Landesherr war im Zeitpunkt des Verkaufes Graf Eberhard der Milde, er regierte von 1388–1417.

#### Teilung der Grafschaft Württemberg – während der Teilung Beginn des Umbaus der Kapelle

Der Nachfolger Eberhards des Mildens, Graf Eberhard der Jüngere, starb schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt, am 2. Juli 1419. Er hatte 1407 die Tochter Henriette des Grafen Heinrich von Mömpelgard geheiratet. Die herrsch- und streitsüchtige Witwe riß als Vormünderin für ihre beiden noch im Kindesalter befindlichen Söhne Ludwig und Ulrich die Regierungsgewalt an sich und setzte 1442 durch, daß die Grafschaft Württemberg in zwei Teile zerrissen wurde, den Stuttgarter Teil mit Graf Ulrich, dem Vielgeliebten und den Uracher Teil mit Graf Ludwig. Balingen wurde den Stuttgarter Landesteil zugeschlagen.

Im Jahre 1443 erteilte der Generalvikar des Bistums Konstanz, zu dem Balingen gehörte, die Erlaubnis, die Nikolaus- und Liebfrauenkapelle, welcher der Einsturz droht, abzubauen und an geeigneter Stelle wieder aufzubauen. Wahrscheinlich wurde nur der Ostteil des Chores abgebrochen. Man hatte es mit dem Abbruch sehr eilig.

An der Außenseite des Chores ist eine Tafel angebracht mit der Inschrift „structura hec est incepta proxima feria secunda post octavas pentecostas anno domini MCCCCXLIII“. Also am Montag nach dem Dreieinigkeitsfest 1443, vor 550 Jahren, wurde mit dem Bau begonnen. Dem Baubeginn muß der Abbruch und eine Planung vorausgegangen sein. Darüber ist nichts bekannt.



Die Kirche vor der Renovierung 1913/14, die Kanzel noch wie sie Meister Franz geschaffen hat.

Der Balingener Turmchor, eine der imponierendsten Leistungen der schwäbischen Spätgotik auf diesem Gebiet (Köpf), setzt einen fähigen Baumeister voraus. Es wird vermutet, daß Hänslin Joerg der Ältere, der Baumeister des Grafen Ulrich des Vielgeliebten, den Turmchor geplant und begonnen hat. Sein gleichnamiger Sohn dürfte dem Chor gewölbt und den Turm bis zum Umgang hochgeführt haben.

Das Wappen der Baumeisterfamilie Joerg, auf einem weißen Schild ein schwarzer Sparren und drei rote Sterne, ist über dem mittleren Chorfenster angebracht.

#### Der Turmchor

Der Balingener Turmchor ist schon in seiner Komposition etwas Ungewöhnliches und Außerordentliches. Während Chortürme sonst entweder aus einem Viereckturm sich entwickeln (Rosenfeld, Leidringen) oder aber an einem viereckigen Chor im Osten ein Chorpolygon angefügt ist, entwickelt sich der Balingener Turmchor unmittelbar aus dem Chorpolygon, genauer gesagt aus fünf Seiten des Achtecks, die restlichen drei Seiten werden durch einen nahezu drei Meter starken Entlastungsbogen über dem Chorgewölbe abgefangen.



Schon 1457 wurde mit der ikonographischen Ausschmückung des Langhauses begonnen, die Evangelisten Matthäus und Johannes wurden an der Ostwand des Langhauses angebracht. Die übrigen Brustbilder (je zwölf Apostel und alttestamentliche Könige und noch zwei Evangelisten) stammen von Meister Franz.

Der Turm ist bis zur Höhe des Umgangs (rund 40 Meter) in voller Breite des Chores hochgeführt. Sein Durchmesser beträgt rund zwölf Meter. Er ist damit einer der mächtigsten Türme unseres Landes.

Um 1470 ist das Chorgewölbe entstanden. Dies beweist das Wappen der Grafschaft Württemberg in mittleren Schlußstein. Durch den Vertrag von Urach (12. 7. 1473) wurde auch für den Stuttgarter Landesteil das gevierteilte Wappen Württemberg-Mömpelgard vorgeschrieben.

Um 1490 starb der Baumeister Hänslin Joerg d. Jüngere, der Turm war bis zum Umgang vollendet und wurde mit einem Wächterhaus mit Ziegeldach provisorisch abgeschlossen.

## Der Umbau des Langhauses

Vor 50 Jahren hat man die Fünfhundertjahrfeier der Stadtkirche so gefeiert, als wenn es sich um einen Neubau, der 1443 begonnen wurde, gehandelt hätte. Inzwischen wurde erkannt, daß dies nicht stimmt, daß vielmehr die heutige Stadtkirche noch große Teile von der einstigen Nikolaus- und Liebfrauenkapelle enthält (Dachstuhl, Westgiebel).

Daß die Idee des Umbaus noch von der Baumeisterfamilie Joerg stammt, beweist die Tatsache, daß die ikonographische Ausschmückung schon 1457 einsetzte – mit der Anbringung der beiden Evangelisten Matthäus und Johannes am Ostgiebel des Langhauses (Jahreszahl am Johannes).

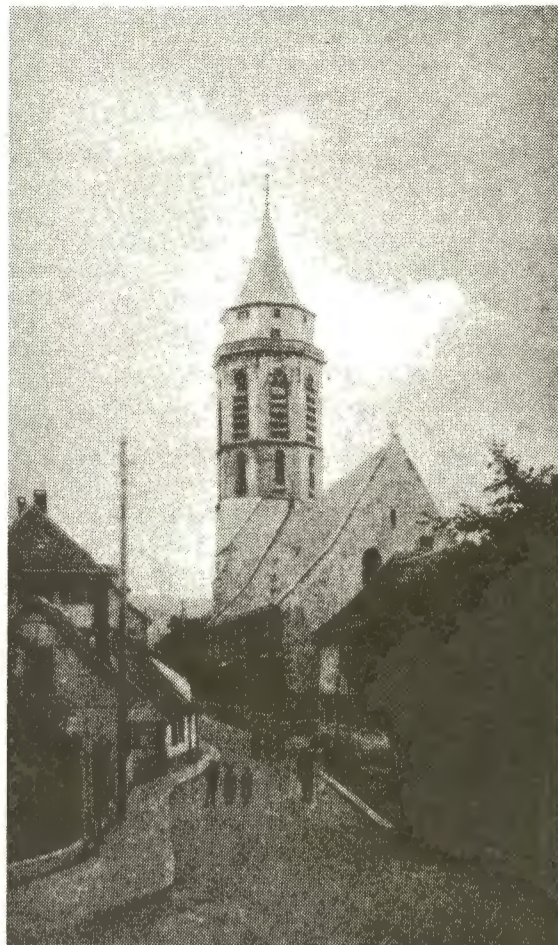
Nun war für den Weiterbau ein Meister ausfindig zu machen. Man fand ihn in Tübingen, Meister Franz, der bisher nur kleinere Kirchen gebaut hatte (Dußlingen, Breitenstein bei Weil im Schönbuch, Weilheim bei Tübingen). Der Umbau der Balingener Stadtkirche sollte sein Meisterstück werden. – Lt. einer Inschrift über dem Südportal wurde mit der Umgestaltung im Jahre 1510 begonnen.

Vermutlich wurde so vorgegangen, daß Meister Franz zuerst die sechs südlichen Außenpfeiler mit den dazwischen liegenden Fenstern baute, dann den Dachstuhl durch einen Knick verbreiterte. Dann erst wurde vermutlich die bisherige Außenwand abgebrochen. So konnte die Kirche während der ganzen Umbauzeit weiterbenutzt werden.

„Am Freitag vor Kantate des Jahres 1512 wurde mit Meister Franz ein neuer Vertrag abgeschlossen, die andere (nördliche) Abseite auszumachen wie die obere. Item das Mittelwerk mit zwölf Schäften und an den Giebel mit zwei halbe Schaft, und sollen die Schaft werden achteckig, unten mit werklische Bossamenten. Auch soll er den Predigtstuhl (Kanzel) mit Staffel und einem durchsichtigen Geländer und soll die fünf Seiten errichten, daß man fünf Bilder darin mache. Item soll man ihm die Bühne machen, so er wölben will.“ – Noch eine ganze Reihe von Bedingungen werden genannt.

Diesen Bau soll Meister Franz ausmachen und fertigen in vier Jahren, davor soll man ihm zu Lohn geben 400 Gulden und zwei Malter Vesen und ihm daran geben alle Fronfasten 30 Pfund.

Meister Franz hat die Arbeiten genau nach dem Vertrag ausgeführt. Zum Wölben ist er allerdings nur in den 14 Seitenkapellen gekommen, während das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe mit einer flachen Holzdecke abgedeckt wurden. Die Gewölbe wurden erst 1913/14 eingezogen.



Die Stadtkirche um 1920. Deutlich sieht man den Knick am Dach, der vom Umbau 1510/16 stammt.

Aber nahezu der gesamte figürliche Schmuck der Kirche, an den Außenpfeilern die zwölf Apostel, an den Innenpfeilern zwölf alttestamentliche Könige, an den vier Ecken die vier Evangelisten, stammt von Meister Franz, ebenso die Kanzel mit Maria und den vier Kirchenvätern.

Um 1516 dürfte der Umbau des Gotteshauses durch Meister Franz beendet gewesen sein. Seitdem hat die Kirche ihre heutige Form, die Verbreiterung von 1515–16 ist auch außen sichtbar durch den scharfen Knick des Daches, das an keiner Kirche der damaligen Zeit zu beobachten ist.

## Vollendung des Turmes

Wahrscheinlich gab es mit dem um 1500 gebauten Wächterhaus mit Ziegeldach allerlei Schwierigkeiten. Wie man im Jahre 1541 Abhilfe schuf, sagt uns ein Bericht, den man 1743 im Turmkopf aufgefunden hat. Er lautet:

„Zu fügl. mir uch zu wissen, als man zelt nach der Geburt Christi unseres Heylandes Dussend Fünfhundert vierzig und Ain Jahr, hat geregieret über diese Statt Ulrich Herzog zu Wirtemberg und ist Obervogt gewesen Juncker Hanns Caspar von Anweyll, Schultheiß Caspar Sautter, Bürgermeister Claus Rausch und Kirchenpfleger Hannß Mursal Hannß Berger und Hannß Mebold der Jung, weiter ist zu wissen, daß Meister Steffen, Stonmotz, das Mauerwerck vom Umgang bis an den Helm hat gemacht, danach Meister Groz, Baumeister den Helm und zu lest Meister Caspar Witthan, Kupferschmied, den ganzen Helm mit Kupfer gedeckt und die Helmstang mit all ihrer Ziert gemacht und diese drei Meister, all seßhaft zu Tübingen.

Weiter soll man wissen, daß man zu derselbigen Zeyt hat miessen holen das Kupfer zu Augspurg und hatt golten ein weinischer Zentner Kupfer zehn Guldin minder eines orts (9¼ Gulden) auch habend die Herrn von Balingen ausgesandt, das Kupfer zu holen den vorgeannten Meister Casparen und Meister Erharthen Wilden, einer des Gerichts zu Balingen und auf diesem Helm ist Balinger Gewicht dreißig zwen Zentner und acht Pfund. Zum Letzten wißt, daß dieses Mauerwerk, Helm und Beschläg gostet bei den Daufend guldin vom Umgang bis oben nauß. Auch hat vergilt Joseph Weiß, Maler zu Balingen den Sternen und den mon darauf und auf dem kleinen drinlin.“

Mit diesem „Tausendguldenwerk“ war der Bau der Stadtkirche abgeschlossen. Obwohl es nur ein provisorischer Abschluß ist, hat die Turmspitze nun 452 Jahre bestanden. Im Laufe der Jahrhunderte mußte der Bau, hauptsächlich der Turm, mehrmals repariert werden. Die letzte Renovierung von 1982 bis 1990 hat aus der Kirche gemacht, was sie heute ist, eine der schönsten Kirchen unseres Landes.

### Quellen:

Hans Koepf – Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben. Württembergische Regesten.  
Johann Wilhelm Hobbhahn – Copia derjenigen alten Schrift, welche man in dem Kopf, als selbiger im Matio Anno 1743 renoviert wurde, gefunden.  
Urkunde von 1443, Erlaubnis, die Kapelle zu verlegen.  
Beschreibung des Oberamts Balingen von 1880.

# Der Flußregenpfeifer – Vogel des Jahres 1993

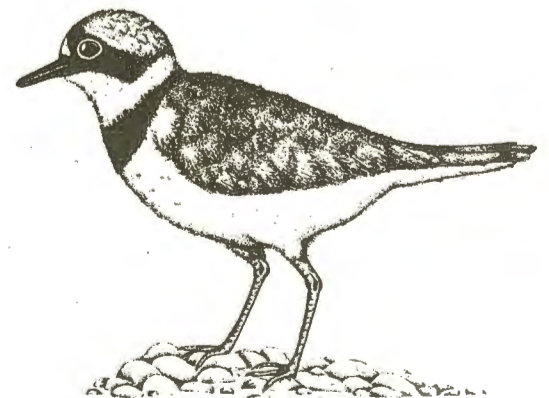
Von Helmut Rebstock, Naturschutzbund Deutschland e. V., Ortsgruppe Balingen

In jedem Jahr kürt der Naturschutzbund Deutschland e. V. eine Vogelart zum >Vogel des Jahres<. Stellvertretend für andere Tier- aber auch Pflanzenarten wird damit auf die Gefährdung einer in ihrem Bestand bedrohten Spezies und deren Lebensraum hingewiesen. In diesem Jahr ist es der Flußregenpfeifer (*Charadrius dubius*). Damit wurde eine Tierart gewählt, an die sich besonders deutlich die positiven wie negativen Abhängigkeiten eines Tieres vom menschlichen Wirken darstellen läßt.

Als Angehöriger der Ordnung Charadriiformes – Wattvögel, Möwen und Alke – zählt der Flußregenpfeifer zu der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae). Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich von Europa über Nordafrika, dem Orient bis in die australische Region, in letzterer sporadisch. Besiedelt wird dieser Raum von drei Rassen, die sich in der Flügelgröße, der Färbung des Gefieders und der

Zeichnung des Schnabels unterscheiden – *Charadrius dubius dubius* ist in der australischen, *Charadrius dubius jerdoni* in der orientalischen Region verbreitet. In Europa ist die Art mit der Unterart *Charadrius dubius curonicus* vertreten.

Mit etwa 16 cm Länge ist der bei uns vorkommende *Charadrius dubius curonicus* etwas größer als ein Sperling. Kennzeichnend sind



ein schwarzer Schnabel sowie fleischfarbene Beine. Weitere auffällige Merkmale sind ein geschlossenes schwarzes Brustband sowie eine schwarze Kopfzeichnung, die aus einem schwarzen Überaugenstreif mit gelben Lidring sowie einem Stirnreif besteht. Diese kontrastieren mit der weißen Körperunterseite sowie der graubraun gefärbten Oberseite. Im Vergleich mit den Altvögeln, die gleich gefärbt sind, erscheinen flügge Jungvögel blasser.

## Anmerkungen zum Vogel des Jahres 1993

### Systematik

Der Flußregenpfeifer – *Charadrius dubius* = zu deutsch der >Zweifelhafte Regenpfeifer< – gehört zur Familie der Regenpfeifer, von denen etwa 8 Vertreter regelmäßig in Mitteleuropa anzutreffen sind. Sie gehören einer vielgestaltigen Vogelordnung – den Limikolen – an, die auf unterschiedliche Weise auf den Nahrungserwerb an und im Wasser spezialisiert sind.

### Verbreitung, Habitat

In Mitteleuropa besiedelt der Flußregenpfeifer die Flußsysteme und das Tiefland. Ausgenommen sind Höhenlagen über 600 m sowie Waldlandschaften. Sein Habitat ist gekennzeichnet durch offene, vegetationsarme Schotter- und Kiesbänke in und an Flüssen. Nur ca. 6 % der mitteleuropäischen Bestände kommen im ursprünglichen Lebensraum noch vor. Der Schwerpunkt der Verbreitung liegt aber immer noch in den mitteleuropäischen Flußtäälern, wo auch die Mehrzahl der künstlichen Habitate (bspw. Kiesgruben usw.) liegen.

### Bestand

Gezählt wurden in Deutschland noch 2000 bis 3000 Paare. Der Brutbestand in Baden-Württemberg beläuft sich nach HÖLZINGER (1987) auf 100 bis 150 Paare.

### Verleiten

Bei Gefahr für das Gelege oder die Jungvögel zeigen die Altvögel ein Verhalten, das als >Verleiten< bezeichnet wird. Der Vogel versucht dann einen potentiellen Feind abzulenken, indem er sich auffällig bewegt und meist so tut, als wäre er flügellos, wobei er sich gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung vom Nest oder den Jungvögeln entfernt.

### Weibchen und Männchen

Weibchen und Männchen sind äußerlich kaum zu unterscheiden; sie tragen das gleiche Federkleid.

### Winter ade ...

Der Jahresvogel ist den größten Teil des Jahres >auf Achse<. Meist trifft er im Verlauf des Monats April in deutschen Brutgebieten ein und verläßt sie schon wieder spätestens im August.

### Anpassung?

In Ermangelung geeigneter Habitate werden Kiesgruben u. ä. als Brutplatz angenommen, die dem ursprünglichen Lebensraum ähneln. Doch fehlt ihnen die Dynamik der natürlichen Gewässersysteme. Um den Flußregenpfeifer aus der derzeitigen menschlichen Abhängigkeit zu entlassen, müssen sich ganze Flüsse und ganze Flußsysteme renaturieren können.

### Lebenserwartung

Die mittlere Lebenserwartung ein- bis zweijähriger Vögel beträgt nach GLUTZ VON BLOTZHEIM etwa 1,4 Jahre, bei mehr als zweijährigen 3,3 Jahre. Gelegentlich sind auch ältere Vögel festzustellen. Das bisher ermittelte Höchstalter beträgt 11 Jahre.

Wie viele andere unserer Vogelarten ist auch der Flußregenpfeifer ein Zugvogel. Sein Überwinterungsgebiet liegt in Afrika südlich der Sahara. Es erstreckt sich von der west- bis zur ostafrikanischen Küste, von der Sahelzone bis in den äquatorialen Bereich hinein. Der Abzug dorthin erfolgt meist zwischen Juli und Oktober, wobei der Schwerpunkt im Juli und August liegt. Einzelne Vögel überwintern bereits in den Mittelmeerländern. So im westlichen Mittelmeerraum in der Camarque. Dieses wird von zahlreichen mitteleuropäischen Flußregenpfeifern bereits im Frühsommer zur Mauer aufgesucht. Ab Ende August erfolgt dann der endgültige Wegzug ins afrikanische Winterquartier. Nur die Jungvögel bleiben etwas länger. Spätestens im September machen auch sie sich auf den Weg nach Afrika. Der Heimzug in die europäischen Brutgebiete vollzieht sich zwischen Mitte März und Mai.

Die Habitatsansprüche des Flußregenpfeifers sind aus menschlicher Sicht betrachtet spartanisch. Schotter- und Kiesflächen möglichst in Wassernähe reichen ihm gewöhnlich aus. Dort wird auch das Nest gebaut. Es ist eine in den Boden angelegte Mulde, die in der Regel mit kleinen Steinchen ausgekleidet wird. Das Gelege besteht gewöhnlich aus vier Eiern. Sie sind gelbbraun gefärbt und mit dunklen Flecken versehen. Dies verleiht den Eiern eine gewisse „Unscheinbarkeit“, so daß sie von Schotter und Kies kaum unterschieden werden können. War das Erstgelege nicht erfolgreich, wird ein Nachgelege getätigt. Manchmal kommt auch ein Zweitgelege vor.

Nach einer Brutzeit im Mittel von 24 Bruttagen schlüpfen die Jungvögel. Als Nestflüchter verlassen sie innerhalb kurzer Zeit nach dem Schlüpfen das Nest. Wie die Eier verfügen auch sie über eine Tarnfärbung. Geführt werden die jungen Flußregenpfeifer von beiden Elternteilen. Ernähren müssen sich die jungen Vögel allerdings von kleinauf selbst. Die Altvögel „beschränken“ sich auf das Führen zu geeigneten Nahrungsquellen sowie dem Schutz der Jungvögel. Fühlen sich die Flußregenpfeifer bedroht, alarmieren die Altvögel sich und ihren Nachwuchs mit einem hohen durchdringend klingenden Ruf. In aller Regel verharren dann die Jungvögel auf der Stelle und drücken sich bewegungslos auf den Untergrund, während die Altvögel versuchen, durch Verleiten von den Jungvögeln abzulenken. Nach rund drei bis vier Wochen sind die jungen Flußregenpfeifer flugfähig.

Die Nahrung des Flußregenpfeifers besteht vornehmlich aus animalischer Kost – Insekten der verschiedensten Stadien, Krebse, Regenwürmer sowie Mollusken. Der Nahrungserwerb erfolgt im Idealfall in unmittelbarer Umgebung des Nistplatzes. Sind die Ernährungsbedingungen weniger günstig, werden auch entferntere Stellen aufgesucht.

In Baden-Württemberg ist der Flußregenpfeifer vor allem am Rhein, aber auch Neckar und Donau anzutreffen. Die übrigen Landesteile sind dünn besiedelt. Durch Verbauung der Flußsysteme sind auch hier die Schotter- und Schwemmsandflächen verloren gegangen. Seine heutige Existenz verdankt er seiner relativ geringen Scheu vor Menschen. Im Gegensatz zu anderen Vogelarten besonders aber auch wegen seiner erstaunlichen Anpassungsfähigkeit, brüten Flußregenpfeifer heute oftmals in Ersatzlebensräumen wie Sand- und Tongruben. Diese haben mit den Kies- und Schotterflächen der Flüsse den offenen, vegetationsarmen Charakter und den kiesigen Untergrund gemeinsam. Ihnen fehlt aber die Dynamik des ursprünglichen Habitats in und an den Gewässern. Doch selbst diese Ersatzlebensräume sind heute gefährdet. So werden dem Flußregenpfeifer u. a. unsere heutige Freizeitgesellschaft zum Verhängnis, indem bspw. Kiesbaggerteiche durch den Bade- und Sportfischerei-Betrieb oder als Müll- und Schuttkippen genutzt werden.

In unserer Region sind Brutnachweise über den Flußregenpfeifer rar. Sie beschränken sich meist auf Stellen, die dem menschlichen Wirken in besonderer Weise unterliegen. In den Roten Listen der Bundesrepublik Deutschland und von Baden-Württemberg wird der Flußregenpfeifer als gefährdete Art geführt. Diese Einstufung der Art ist auf ihr eingangs schon erwähntes relativ großes Verbreitungsgebiet in Europa zurückzuführen. Regional sieht die Situation oftmals anders aus – so kommt der Flußregenpfeifer an verschiedenen Orten nicht mehr vor, weshalb dort der Vogel als in seinem Bestand eigentlich als >ausgestorben< bezeichnet werden muß. Angesichts dessen müssen auch für den Flußregenpfeifer rasch Schutzmaßnahmen eingeleitet werden. Als vordringlichste sind zu nennen:

**1. Gestaltung und Sicherung von Brutgebieten**, indem Flußbegradigungen und Kanalisierungen Einhalt geboten wird und Flußlandschaften renaturiert werden. Wenigstens ein Drittel aller Kies- und Sandgruben nach Einstellung der Abbauarbeiten sollten darüber hinaus nach ihrer Stilllegung ausschließlich für den Naturschutz genutzt werden, damit der Flußregenpfeifer kurzfristig eine Überlebenschance bekommt.

**2. Vermeidung von Störungen durch Badebetrieb, Sportangeln und Motocross.** Diese müssen unbedingt eingeschränkt werden. Dazu sind entsprechende Verordnungen seitens des Gesetzgebers notwendig, die diese Aktivitäten einschränken.

**3. Reduzierung des Einsatzes von Umweltchemikalien wie Pestizide usw.** Ebenso die Einleitung von Abwässern, die unsere Seen und Flüsse belasten. Ferner müssen Maßnahmen zur Verminderung von Schwefel- und Stickstoffbelastungen der Gewässer getroffen werden, damit das natürliche Gleichgewicht aufrechterhalten bzw. wiederhergestellt wird.

Von diesen Maßnahmen würde nicht nur der Flußregenpfeifer und mit ihm andere Arten profitieren, sondern letztlich auch wir Menschen. Denn das Leben in einer Umwelt, die Rücksicht auf die ökologischen Erfordernisse nimmt, trägt mit zum ökonomischen Erfolg und zum persönlichen Wohlergehen in einer menschlichen Gesellschaft bei.

### Literaturhinweis:

Bruun, Delin, Svensson (1991): Der Kosmos-Vogelführer: Die Vögel Deutschlands und Europas. 320 S. Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG, Stuttgart.  
Griessohn-Pfleger, T. (1993): Flußregenpfeifer – persönlich gesehen. In >Naturschutz heute<, Heft 1/93, 26-31. Bonn (Naturschutzbund Deutschland e. V.).  
Glutz von Blotzheim U. N. (1975): *Charadrius dubius* Scopoli 1786 – Flußregenpfeifer. Handbuch der Vögel Mitteleuropas Bd. 6/1 Charadriiformes (1. Teil), 145-197. Akademische Verlagsgesellschaft Wiesbaden.  
Hölzinger, J. (1987), >Die Vögel Baden-Württembergs< (Avifauna Baden-Württemberg), Bd. 1 Gefährdung und Schutz; Teile 1-3, 1800 S. Karlsruhe (Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg).

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Eugen Gröner, Hofmannstraße 6  
7460 Balingen

Helmut Rebstock, Lupinenweg 12  
7460 Balingen-Ostdorf

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 7461 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 40

31. Mai 1993

Nr. 5

## Bauernleben vor 1200 Jahren

Wie war das damals? – Von Peter Thaddäus Lang/Albstadt

1200 Jahre sind vergangen, seit die St. Galler Ersterwähnungsurkunde ausgefertigt wurde. 1200 Jahre – eine überaus lange Zeit, in der sich die Lebensbedingungen der Menschen von Grund auf gewandelt haben. Angesichts dieses gewaltigen Zeitraumes drängt sich uns fast wie von selbst die Frage auf, wie die Menschen damals lebten – damals, im Zeitalter Karls des Großen, der von 768 bis 814 in Mitteleuropa regierte.

Es genügt vollauf, sich in diesem Zusammenhang mit einem einzigen Berufsstand etwas näher zu befassen, nämlich mit den Bauern. Sie bildeten zu jener Zeit die bei weitem größte Bevölkerungsgruppe in Mitteleuropa, denn über 90 Prozent aller Menschen gehörten dem Bauernstand an. Aber auch die beiden anderen Stände, Adel und Geistlichkeit, erscheinen den Bauern sehr wesensverwandt, weil das Denken und Fühlen der Adligen und der Geistlichen ebenfalls auf Landwirtschaft und ländliches Leben ausgerichtet war.

Wenn wir uns mit der Lebenswelt der frühmittelalterlichen Bauern vertraut machen, dann haben wir damit nicht nur fast die gesamte Bevölkerung dieser Epoche im Blick, sondern erfahren darüber hinaus auf diesem Wege, wie die Menschen hierorts vor 1200 Jahren lebten.

Die meisten Bauern im Reich Karls des Großen hatten den von ihnen bewirtschafteten Grund und Boden nicht zu eigen; das meiste Land gehörte vielmehr einem adeligen Grundherrn. Im Idealfall hatte dieser die Arbeit auf seinen Ländereien nach einem bestimmten System organisiert, nach dem sogenannten Villikations-System, welches man sich folgendermaßen vorzustellen hat:

Der adelige Herr sitzt auf einem weitläufigen Herrenhof, den eine Vielzahl von leibeigenen Mägden und Knechten bewirtschaften. Sie erledigen dort nicht ausschließlich landwirtschaftliche Arbeiten, sondern sie betätigen sich außerdem als Handwerker und produzieren alle Gegenstände, die in einem solchen Umfeld benötigt werden: Pflüge, Spaten, Äxte und Hacken, aber auch Tuche, Kleider und Schuhe. Zum Herrenhof gehören fernerhin Schmiede, Mühle und Brauhaus.

Um den Herrenhof zieht sich ein Kreis von kleineren Bauernstellen, die mit einem Teil ihrer Arbeitszeit Fronarbeiten auf dem Herrenhof erledigen, ansonsten aber ihre eigene Landwirtschaft umtreiben. Um diesen engeren Ring zog sich jedoch noch ein weiterer Kreis. Dort saßen Bauern, die zwar nicht fronen mußten, aber doch ihrem Grundherrn mehrmals jährlich eine Grundsteuer in Form von Naturalien zu entrichten hatten.

### Das Villikations-System

Wie neuere Forschungen ergeben haben, hatte sich das eben beschriebene Villikations-System im Reich Karls des Großen nicht überall

gleichmäßig ausgebildet. So wie hier geschildert, scheinen die Verhältnisse lediglich im Seine-Becken und am Niederrhein gewesen zu sein – also dort, wo Karl der Große seine Macht am perfektesten ausgebaut hatte. In den Randlagen wie auch in weniger dicht besiedelten Gebieten finden wir ein weniger differenziertes System vor, bei dem zumeist nichts anderes geschieht, als daß die Bauern die genannte Grundsteuer an ihren Grundherrn abliefern. Dergestalt wird es sich im Alpenraum und im Bereich der deutschen Mittelgebirge verhalten haben und damit auch auf der Schwäbischen Alb.

Die frühmittelalterlichen Albbauern lebten in kleinen Dörfern, die nicht mehr waren als lockere Ansammlungen von einigen wenigen Höfen. Ein solches Dorf wurde geschützt durch einen hohen Palisadenzaun aus oben zugespitzten Pfählen. Gründe sich zu schützen, gab es genug: Überall in den Wäldern trieben sich zwielichtige Gestalten herum, die vor allem während der Erntezeit auf leichte Beute hofften, wenn sie sämtliche Dorfbewohner auf den Feldern wähten.

Außerdem lagen die adeligen Grundherren sehr häufig miteinander in Fehde und bekriegten sich gegenseitig. Die Leidtragenden waren dabei stets die Bauern, denn selten fanden sich adelige Recken bereit, Mann gegen Mann aufeinander einzudreschen. Stattdessen zogen sie es vor, ihrem Gegner indirekt Schaden zuzufügen, indem sie dessen Dörfer in Schutt und Asche legten.

### Grenzlinie eines Rechtsbezirks

Aber nicht nur zum Schutz diente der Palisadenzaun: Er sollte zu dem verhindern, daß frei herumlaufendes Vieh sich allzuweit von der Siedlung entfernen könnte. Des weiteren markierte der Zaun die Grenzlinie eines Rechtsbezirks, wie es späterhin der Etter tut, also die Trennlinie zwischen Dorf und Flur. Innerhalb Etters, im Dorf, gelten viele Gesetze, die außerhalb keine Rechtskraft haben.

So ist es beispielsweise verboten, innerhalb des Etters Waffen zu tragen, Vögel zu schießen oder Schlägereien vom Zaune zu brechen; innerhalb des Etters darf auch keiner seine Notdurft am Wegrand verrichten oder ebenda Abfälle deponieren.

Nun aber zu dem Dorf selbst: In seiner Anlage erscheint es uns regellos und chaotisch. Wohnhäuser, Stallungen, Scheunen und Schuppen stehen wirt durcheinander. Eine gewisse Einheitlichkeit ist allerdings dadurch gegeben, daß die Gebäude sich in ihrer Machart wie auch in ihrem Erscheinungsbild sehr gleichen.

Sie alle haben steile Strohdächer, die fast bis auf den Boden reichen. Die Giebelseiten zeigen Fachwerk, bei dem die Flächen zwischen den Balken aus grobem, korbartigen Geflecht bestehen, das mit einer lehmigen Masse verschmiert ist. Eine Bauweise also, die auch heutzutage noch angetroffen werden kann.

## BILDER AUS ALTER ZEIT



Blick auf das Unterdigisheim des Jahres 1949.

Foto: Kreisarchiv

### Nach 30 Jahren unbewohnbar

Ein wesentlicher Unterschied mag jedoch nicht auf den ersten Blick zu erkennen sein: Die senkrecht auf dem Boden stehenden Eckpfosten sind unmittelbar in das Erdreich eingelassen. Das hat zur Folge, daß die Feuchtigkeit des Bodens nach und nach in das Holz eindringt und dort Fäulnis verursacht. Spätestens nach 20 oder 30 Jahren werden demnach die tragenden Teile der Holzkonstruktion durchgefäult sein; die Häuser drohen dann einzustürzen und werden unbewohnbar.

Das bedeutet für das Alltagsleben der frühmittelalterlichen Bauern, daß in jeder Generation mindestens einmal ein neues Haus gebaut werden muß, wobei natürlich sehr viele Teile des alten Bauwerks wiederverwendet werden.

Erst im Laufe des Hochmittelalters (das ist der Zeitraum zwischen ungefähr 900 und 1300) wird es üblich, die Eckpfosten auf steinerne Sockel zu stellen. Die Lebensdauer der Bauernhäuser vervielfacht sich dadurch beträchtlich. In einem weiteren Schritt bürgert es sich dann während des Spätmittelalters (die Zeit zwischen 1300 und 1500) ein, Fundamente und Mauersockel in Steinwerk auszuführen. Die Haltbarkeit der Gebäude ist damit noch zusätzlich verlängert – manche dieser solchermaßen konstruierten Bauernhäuser stehen heute noch.

Auch in der Dachkonstruktion hatte sich eine Neuerung ergeben: Während im Frühmittelalter das Gewicht des ganzen Daches ausschließlich an dem Firstbalken hing, bürgerte sich im Hochmittelalter eine neue Bauweise ein, bei welcher das Dach von den Dachsparren getragen wurde. Der obere Teil des Hauses war dadurch wesentlich stabiler geworden.

Daß die Strohdächer jedoch ihre äußere Gestaltung bis über das Mittelalter hinaus beibehielten, das läßt sich beim Betrachten vieler bildlicher Darstellung aus der Reformationszeit unschwer feststellen – man denke etwa an verschiedene Werke von Albrecht Dürer und Hans Baldung Grien.

### Gemeinsames Wohnen, Essen, Schlafen

Das Innere der Wohnhäuser war noch nicht in verschiedene Räume unterteilt; vielmehr diente der gesamte Innenraum für Familienangehörige und Gesinde zum gemeinsamen Wohnen, Essen und Schlafen. In der Mitte des Raumes brannte das Herdfeuer, dessen Rauch sich durch die Ritzen im Dach einen Weg nach außen suchen mußte. Wände und Gebälk werden somit vom Rauch des Herdfeuers rußig und schwarz gewesen sein.

Überhaupt drang wenig Licht in das Haus, denn die wenige Fenster bestanden aus schmalen und leicht verschließbaren Schlitzfenstern. Weil das Fensterglas im Zeitalter der Karolinger in unseren Breiten noch unbekannt war, mußten die Öffnungen in den Wänden möglichst klein gehalten werden, damit sich das bißchen Wärme nicht gleich wieder verflüchtigte.

Der verrauchte Dachstuhl wurde auch damals schon zum Aufbewahren von Räucher-schinken und Speckseiten benutzt, die an Bindfäden am Gebälk hingen. Auf diese Weise waren sie der Freßlust hungriger Mäuse weitgehend entzogen.

Das Hoch- und Spätmittelalter (der Zeitraum zwischen 900 und 1500) brachte zwei grundlegende Veränderungen mit sich, was die Ausgestaltung des Innenraums anbetrifft. Das war zunächst die schrittweise Aufteilung in kleinere Wohneinheiten, dann aber auch die Einführung des Heizofens. Durch diese Neuerung blieb der lästige Rauch in den Kamin verbannt. Wie man sich unschwer vorstellen kann, erhöhte im Winter die wohlige, rauchfreie Wärme des Kachelofens die Lebensqualität der Landbevölkerung ganz enorm.

### Ohne Privatbereich – keine „Intimsphäre“

Kehren wir nun wieder zurück zum Bauernhaus der Karolingerzeit; fragen wir uns, wie es denn mit Möbelstücken stand? – Hierüber ist wenig bekannt; es dürfte aber in einem frühmittelalterlichen Bauernhaus auch wenig davon gegeben haben. Wir haben da zunächst das Bett, dann die Truhe zum Aufbewahren wertvollerer Gegenstände, schließlich die Sitzbank und vielleicht außerdem noch ab und zu einen Tisch. In jedem Haus fand sich immer nur eine einzige Schlafstatt, die dafür aber stets recht ausladend war. Hier pflegte die ganze Großfamilie gemeinsam zu nächtigen, und zwar alle Erwachsenen wie auch die Kinder. Mit Begriffen wie „Privatbereich“ und „Intimsphäre“ konnten die Menschen der Karolingerzeit offensichtlich absolut nichts anfangen.

Aber nicht nur, daß alle zusammen in einem einzigen großen Bett schliefen. Nachtgewänder kannten sie nicht; bei extremer Kälte behielt man die tagsüber getragenen Kleider einfach an, und im übrigen schliefen alle so, wie sie Gott geschaffen hatte.

Noch bis weit in die Reformationszeit also blieben die eben geschilderten Schlafgewohnheiten unverändert. Erst das jahrzehntelange, unentwegte und energische Toben und Werten geistlicher Kanzelredner führte allmählich zu einer Änderung.

### Kleidung und Schuhwerk

Die Bekleidungsgehnheiten unterschieden sich von den heutzutage üblichen aber keineswegs nur beim Schlafen. Auch tagsüber herrschten da gravierende Unterschiede, wobei der wesentlichste freilich dem Auge des Betrachters verborgen blieb: Unterwäsche trug niemand. Im Alltag benutzte man ein hemdartiges Kleidungsstück aus grobem, ungefärbten Stoff, das bei den Männern bis zum Knie und bei den Frauen bis zum Knöchel reichte; ein Gewand, das ansonsten aber bei Frauen und Männern gleich geschnitten war. Im Winter und bei schlechtem Wetter kam noch ein Überwurf mit Kapuze hinzu, der aus einem dicken Wollstoff, aber auch aus einem warmen Pelz gefertigt sein konnte. Die Füße steckten zu Wintersonnen in Beinkleidern, die aus einem einzigen Stück Leder gefertigt waren. Zur Sommerszeit verzichtete man zumeist auf Schuhwerk.

Überhaupt hatten die Menschen des Mittelalters generell keine Scheu, sich bei großer Hitze ihrer Kleider zu entledigen; der Anblick entblößter Körper hatte in ihren Augen absolut nichts Anstößiges, und so störte sich natürlich niemand daran, wenn beispielsweise eine Mutter ihr Kind in aller Öffentlichkeit stillte.

Dieses freie und ungezwungene Verhältnis zur Körperlichkeit äußerte sich auch im Hinblick auf die Körperausscheidungen. Bis weit in die Neuzeit hinein galt der Grundsatz, daß alles aus dem Leib herausgelassen werden müsse, was herauskommen wolle. Jedes Zurückhalten, so herrschte die Ansicht, schade der Gesundheit. Als Folge dieser Auffassung wurde allenthalben und außerordentlich viel geschneuzt und gespuckt, wobei man als einzige Einschränkung akzeptierte, daß keinesfalls die Mitmenschen getroffen werden durften. Dementsprechend erfolgte das Entleeren von Darm und Blase stets unweit der Stelle, wo man den Drang dazu spürte; jede Hecke und jeder Graben bot sich hierfür an. Lediglich die Wege innerhalb des Dorfes sollten aus naheliegenden Gründen verschont bleiben.

### Schlechtes Gewissen eingeredet

Die eben beschriebene unverbogene und natürliche Einstellung zum Körper und seinen

Funktionen verlor sich im Zeitalter der Reformation. Die kirchlichen Amtsträger gaben sich mit Predigt und Katechismusunterricht die allergrößte Mühe, den mehr oder weniger frommen Kirchgängern ein schlechtes Gewissen hinsichtlich ihrer körperlichen Bedürfnisse einzureden – was ihnen im Laufe von mehreren Generationen dann auch sehr gründlich gelang.

Von den Körperausscheidungen zur Nahrungsaufnahme: Die Alltagskost der frühmittelalterlichen Bauern bestand aus einem Getreidebrei, dem je nach der Jahreszeit und den Umständen eine der gängigen Gemüsesorten beigefügt wurden: Kraut, Kohl, Erbsen, Zwiebel, Rüben und Bohnen. Dazu kam gelegentlich eine Portion Fleisch, vornehmlich solches vom Borstentier. Das Schwein erfreute sich besonderer Beliebtheit; zum einen, weil die Zeit bis zur Schlachtreife sehr kurz war, zum anderen, weil beim Schwein im Gegensatz etwa zu den Rindern so gut wie alles verwertet werden konnte. Selbst Magen und Darm dienten als Hüllen für leckere Fleischmischungen, heutzutage immer noch bekannt und beliebt unter dem Namen Wurst und Saumagen.

### Weizen kam später zu uns

Dort, wo ein Backofen vorhanden war (wie etwa auf den Herrenhöfen), buk man eine etwa eingedickte Version des Getreidebreis zu Fladenbrot. Edleres Gebäck aus Hefe – oder Sauerteig galt im Frühmittelalter ohnehin als Luxus, den sich nur ganz reiche Leute leisten konnten. Was die Getreidesorten anbetrifft, so verwendete man im süddeutschen Raum vorwiegend Dinkel, daneben aber auch Hafer und Gerste. Die damals bekanntesten Weizensorten benötigten bessere Böden und vor allem ein angenehmeres Klima. Weizen galt schon im Altertum als das Brotgetreide der Mittelmeerländer und wurde erst sehr viel später in unseren Gefilden heimisch.

Viel Schweiß mußte rinnen, bevor der Getreidebrei zum Verzehr bereitstand. Das begann schon mit dem Pflügen der steinigen Äcker auf der Alb. Hierfür stand im Frühmittelalter (das heißt: vor 900) der sogenannte Hakenpflug zur Verfügung, dessen Pflugschar aus einem spitzen Eisenkeil bestand. Mit solchem Gerät war es nicht möglich, die Ackerscholle umzuwenden, wie wir das heutzutage gewohnt sind; der Hakenpflug vermochte nur die Oberfläche des Bodens mehr oder weniger stark anzuritzen.

Um eine möglichst optimale Lockerung des Erdreichs zu erreichen, pflegte man ein zweites Mal zu pflügen, und zwar im rechten Winkel zum ersten Durchgang, so daß der Acker am Ende, von oben betrachtet, ein schachbrettartiges Muster aufwies.

Nun folgte ein weiterer und wesentlich effektiverer Bearbeitungsschritt, nämlich der mit der Egge, einem Ackergerät, das im Frühmittelalter vollständig aus Holz bestand. Ziel der Arbeit mit der Egge war es, die vielen kleinen und vom Pflug noch unberührten Quadrate des Bodens nun ebenfalls in einen krümeligen Zustand zu versetzen.



Schluß im nächsten Heft

# Tailfingen und die Atombombe

Von Reinhard Linder/Albstadt

**25. April 1945: Von Onstmettingen her ziehen französische Truppen in Tailfingen ein. Kein Widerstand regt sich. Die Tailfinger verbringen ihr Ende des Krieges bei der Arbeit. Spähpanzer und Jeeps halten vor dem Ludwig-Haasis-Gebäude, in dem der Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts (KWI) für Chemie, Prof. Otto Hahn, arbeitet. Soldaten springen heraus, beziehen routinemäßig Stellung in dem Gebäude. Doch diese Fabrikbesetzer sind keine Franzosen. Sie gehören zu einer amerikanisch-britischen Sondereinheit, der Alsos-Kommission. Ihre Aufgabe: Verhaftung von Prof. Hahn, Beschlagnahme von Dokumenten und Apparaten.**

Otto Hahn übergibt dem Befehlshaber die Geheimpapiere, am Morgen des 26. Aprils wird er weggebracht. In den nächsten Tagen verläßt die Alsos-Kommission alles, was sie für wichtig hält und räumt Tailfingen. Geräuschlos. Die Franzosen scheinen sie kaum bemerkt zu haben.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht von der Verhaftung Hahns in Tailfingen. Gerüchte kommen auf und wabern bis heute. Hahn, lange Zeit ziemlich unbeachtet in Tailfingen, wird über Nacht berühmt und am 6. August, dem Tag der Bombe, berüchtigt: Ihm sei es zu verdanken, daß Tailfingen nicht bombardiert worden sei, er habe den Amerikanern das Atombombengeheimnis verraten, heißt es seither.

## Das KWI in Tailfingen

Als 1943 die ersten Großangriffe alliierter Bomberverbände auf Berlin vorhersehbar waren, wurden unter anderen auch die Direktoren der Kaiser-Wilhelm-Institute aufgefordert, sich nach einem ungefährdeten Verlagerungsort umzusehen. Das KWI für Physik, kommissarisch geleitet von Prof. Werner Heisenberg, fand geeignete Räume in Hechingen. Ihm folgte Prof. Hans Götte, ein Mitarbeiter Hahns nach Süddeutschland, wo er in Tailfingen in den Trikotfabriken Ludwig Haasis, Maier zum Ritter und Konrad Ammann zweckgemäße Räumlichkeiten für das KWI fand. Durch Beschlagnahme seitens des Wohnungsamts konnten auch für die etwa 50 Mitarbeiter Hahns, die nach Tailfingen kommen sollten, Unterkünfte bereitgestellt werden. Alle wohnten „privat“; für Hahn und seine Frau Edith wurde eine Dachgeschoßwohnung in der Villa Hakenmüller in der Panoramastraße vorbereitet.

Mit den Umbauten an den Fabriken ließ man sich freilich Zeit: So schnell wollte man nicht in die Provinz, aber wenn es denn doch notwendig werden sollte, dann wenigstens so, daß man auch langfristig unter möglichst idealen Bedingungen arbeiten konnte. Deshalb plante man nicht nur genau die Ausstattung des Labors mit Gas-, Wasser- und Stromanschlüssen, sondern auch Neubauten in Truchteltingen (oberhalb der Zollern-Alb-Halle), die den sich gerade in Berlin im Bau befindlichen Hochspannungsgenerator und einen anzuschaffenden Druck-van-de-Graaff-Generator aufnehmen sollten. Nachdem im Februar und März 1944 bei alliierten Luftangriffen auf Berlin das KWI für Chemie fast vollständig zerstört worden war, begann die Verlagerung nach Tailfingen, die im Juni weitgehend abgeschlossen wurden.

Nach Berichten Hahns war ein effektives Arbeiten in Tailfingen nicht möglich, da zu viele Apparaturen in Berlin zerstört worden waren. Außerdem wurde den Neubauten zwar Priorität eingeräumt, aber sie kamen dann doch nicht zur Ausführung. Trotzdem blieb das KWI für Chemie unter Hahns Nachfolger, Prof. Josef Mattauich, bis 1949 in Tailfingen – gezwungenermaßen. Denn besonders glücklich waren die Wissenschaftler in Tailfingen keineswegs. Nicht nur die schlechten Arbeitsbedingungen und die ungenügende Versorgung mit Lebensmitteln beklagten sie, auch mit der

Tailfinger Mentalität hatten sie so ihre Probleme. Hahns bester Freund, Prof. Max von Laue, der mit Heisenberg nach Hechingen übersiedelt war, schrieb 1945 in einem Brief an seinen Sohn:

„Immerhin mußte sie (v. Laues Tochter, Mitarbeiterin von Hahn, d. Verf.), ebenso Hahns, auf eine Eigentümlichkeit der schwäbischen Hausfrauen Rücksicht nehmen, die etwas Mühe machte. Diese sind nämlich, was die Sauberkeit des Hauses anbelangt, extrem peinlich. Eigentlich wagte niemand, der Hahns besuchte, mit seinen Straßenschuhen die Treppe zu ihnen hinaufzusteigen. Denn sofort kam die Hausfrau hinterher und putzte den Treppenhänger wieder rein.“ ... „Übrigens protestierte Hahns Wirtin auch gegen Kaffee-Rösten, und zwar wegen des Geruchs davon, der natürlich durchs ganze Haus zog.“

Die Berliner waren ziemlich isoliert und blieben weitgehend unter sich. Mit wenigen Ausnahmen wurden erst nach 1945 freiwerdende Stellen im KWI mit Tailfingern besetzt. 1949 zog das KWI mit allen noch verbliebenen Institutsangehörigen nach Mainz um. Auch Anzeigen gegen Hahn und einige seiner Mitarbeiter wegen deren kritischer Einstellung zum Nazi-Regime vermiest ihnen den Aufenthalt in Tailfingen. Hahn und seine Frau Edith pflegten nur intensiven Kontakt zur Familie Haasis, in deren Fabrik Hahn seine Arbeitsräume hatte.

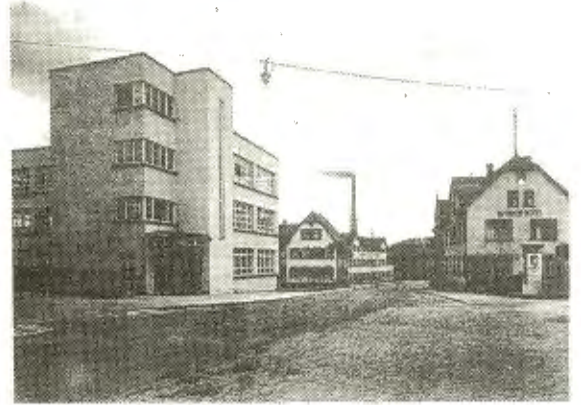
## Der Retter Tailfingens

Noch heute überwiegt die Meinung, daß Tailfingen nicht bombardiert worden sei, weil Hahn hier gearbeitet habe. Auf den ersten Blick scheint diese Theorie auch ganz plausibel: Otto Hahn habe von den Nazis den Auftrag gehabt, eine Atombombe zu bauen. Weil er aber gegen die Nazis gewesen sei und die verheerende Wirkung der Atombombe gekannt habe, habe er sie ihnen nicht gegeben. Dafür habe er die Amerikaner wissen lassen, daß er ihnen das Atombombengeheimnis offenbaren werde. Um nun nicht Gefahr zu laufen, Hahn bei einem Luftangriff auf Tailfingen zu töten, hätten die Amerikaner die Bombardierung Tailfingens verboten.

Diese Argumentationskette wird gestützt durch „Beweise“ verschiedenster Art.

„Beweis“ 1: Bei einem abgeschossenen Feindflieger (mal in Bitz, mal in Zillhausen, mal woanders) sei eine Karte gefunden worden, auf der Tailfingen eingekreist gewesen sei (mal in Rot, mal in Weiß, mal in Gelb). Solche Kreise auf Einsatzkarten waren durchaus nicht ungewöhnlich. In aller Regel kennzeichneten sie ein Angriffsziel, manchmal auch einen Navigationspunkt. Immer gab es mehrere Kreise auf den Karten, nämlich den um das Hauptziel, und wenn dieses aus irgendwelchen Gründen nicht erreicht werden konnte, Kreise um die Ausweichziele. Rückblickend läßt sich sagen, daß Tailfingen demnach Glück gehabt hat.

Im übrigen war es nicht so, daß die Alliierten einfach wild drauflos bombardierten. In erster Linie suchten sie den Lebensstrang der deutschen Militärmaschinerie zu treffen, d. h. Eisenbahnlinien und kriegswichtige Betriebe. Die Talgangbahn hatte nun aber keinerlei stra-



Ludwig Haasis, Bahnhofstraße, um 1940

tegische Bedeutung. Bei seiner Konzentration von Textilunternehmen gab es in Tailfingen so gut wie keine kriegswichtige Industrie, mit Ausnahme der Firma Elektra und einer kleinen Niederlassung der Robert Bosch GmbH. Auch wenn es den Tailfingern weh tut: Tailfingen war nicht so bedeutend, als daß es hätte zerstört werden müssen.

„Beweis“ 2: Die KWI-Mitarbeiter seien bei Fliegeralarm nie in die Bunker gegangen, sondern auf die Straße, um eine Zigarette zu rauchen. – Daß die KWI-Mitarbeiter sich kaum um die Fliegeralarme scherten, darf nicht als Hinweis dafür gewertet werden, daß sie mit den Alliierten in Verbindung standen. Vielmehr verfügten sie über immense „Bombenerfahrung“, im wahrsten Sinne des Wortes. Seit 1943 war Berlin oft mehrmals täglich von Hunderten von Flugzeugen angegriffen worden. Ein geregelt arbeiten war nicht mehr möglich gewesen, was ja der ausschlaggebende Grund für die Verlagerung nach Tailfingen war. Die Berliner ahnten, daß Tailfingen kein Ziel für die Alliierten darstellte.

„Beweis“ 3: Hahn habe sich bei seiner Verhaftung durch die Amerikaner von Bürgermeister Ammann mit den Worten verabschiedet: „Jetzt wissen Sie, Herr Ammann, weshalb Tailfingen nicht bombardiert wurde.“ – Diesen Abschiedsgruß erwähnt Hahn in keiner seiner Erinnerungen auch nur andeutungsweise. Immerhin, er hält sich zugute, Tailfingen vor der Zerstörung bewahrt zu haben, nämlich indem er den Tailfinger Bürgermeister davon überzeugte, daß es ratsam sei, den anrückenden Franzosen keinen Widerstand entgegenzusetzen und die Panzersperren beiseite zu räumen. So geschah es auch, aber vermutlich hätte es eines Otto Hahns dazu nicht bedurft.

Tailfinger Frauen standen am 24. April bereit, die Panzersperren wegzuräumen und ihren Männern vom Volkssturm die Flinten abzunehmen. Nach Aussage von Augenzeugen hatte Otto Hahn nach einem Fliegerangriff auf Ebingen im Frühjahr 1945 den Bürgermeister aufgesucht und ihn davor gewarnt, Tailfingen verteidigen zu lassen. Ammann habe erwidert, daß er überhaupt nicht die Absicht habe, Widerstand zu leisten. Daraufhin habe ihm Hahn versichert, daß Tailfingen dann nichts passieren werde. Diese Unterredung zeugt vom Charakter Hahns: Obwohl übel beleumdet, setzte er sich der Gefahr aus, als Wehrkraftzersetzer standrechtlich erschossen zu werden. Dies, um eine Stadt zu retten, die nicht die seine war. Von irgendwelchen ominösen Abmachungen mit den Alliierten kann dabei allerdings keine Rede sein. Daß Hahn am Vorabend des französischen Einmarsches, also am 24. April, bei Ammann oder bei den Tailfinger Frauen an den Panzersperren war, wurde von keinem Augenzeugen bestätigt.

Daß es nicht die Anwesenheit Hahns war, die Tailfingen vor einer Bombardierung bewahrt hatte, daß er im Gegenteil eine riesige Gefahr für Tailfingen darstellte, geht aus weiteren Fakten sehr deutlich hervor. Welch bedeutender Wissenschaftler Hahn war – er hatte die Uranspaltung entdeckt – war den Alliierten bekannt. Sie wußten außerdem, daß es eine Art Atomprogramm in Deutschland gab, an dem neben Hahn noch Heisenberg, Weizsäcker, Wirtz und andere hervorragende Physiker und Chemiker beteiligt waren. Vor dieser Gruppe hatten sie Angst, denn sie trauten ihr zu, eine Atombombe zu bauen. Dies wollten sie mit allen Mitteln verhindern. Dazu gehörten unter anderem Angriffe auf Berlin-Dahlem, wo die deutschen Institute konzentriert waren. Im Frühjahr 1944 gelang es ihnen auch, das KWI für Chemie und das KWI für Physik zu zerstören. Ein weiterer Schlag gegen das deutsche Atomprogramm wurde in Norwegen geführt, wo die einzige Fabrik zur Gewinnung des Schweren Wassers von einem Sabotage-Team zerstört wurde. Und gegen Ende des Krieges legten sie die Fabrikationsstätten der Auer-Gesellschaft, welche Uran verarbeitete, in Schutz und Asche, nachdem sie schon zuvor die Degussa-Werke, ebenfalls im Urangeschäft, ausgeschaltet hatten.

Das Ergebnis der Bombardierung Berlin-Dahlems war, daß die dortigen Wissenschaftler nun unbekannt verzogen waren. Erst im März 1945 gelang es der Alsos-Kommission, den Aufenthaltsort der deutschen Atomwissenschaftler ausfindig zu machen. Hätten sie davon schon im Sommer 1944 erfahren, als das KWI für Chemie in Tailfingen seine Arbeit aufnahm und als die Amerikaner noch davon überzeugt waren, daß die Deutschen eine Atombombe bauten, dann wäre Tailfingen mit Sicherheit dem Erdboden gleichgemacht worden. Im März bestand diese Gefahr nicht mehr: Deutschland hatte den Krieg praktisch verloren, in Straßburg hatte die Alsos-Kommission Dokumente gefunden, aus denen hervorging, daß Deutschland keine Atombomben besaß.

Jetzt ging es nur noch darum, die deutschen Atomwissenschaftler in ihre Hand zu bekommen, bevor sie von den Franzosen geschnappt wurden. Denn als Wissenschaftsbeauftragter der französischen Militärregierung für die Besatzungszone wurde Prof. Joliot-Curie, ein überzeugter Kommunist, berufen. Die Amerikaner befürchteten, daß er alles, was er von Hahn und Heisenberg erfahren könnte, an die Sowjets weitergeben würde. Selbst nach der Verhaftung Hahns und seiner Kollegen war ihr Schicksal noch offen. Einige hohe Militärs empfahlen deren Liquidation: Für die Amerikaner waren sie ohne Wert, für Stalin hätten sie hilfreich beim Aufbau der sowjetischen Atomforschung sein können. Auch diese Episode ist nicht gerade ein Indiz für besonders enge Beziehungen Hahns zu den Alliierten.

### Das Atombombengeheimnis

Das zweite sich (keineswegs nur in Tailfingen) hartnäckig haltende Gerücht ist das von der Arbeit Hahns an der Atombombe. Dieses Thema ist derart komplex, daß ich auf Details verzichten muß und nur in aller Kürze einen Überblick geben kann. Zu Beginn des Krieges hatte es tatsächlich Überlegungen gegeben, ob die von Otto Hahn und Fritz Straßmann entdeckte, von Lise Meitner und Otto Robert Frisch theoretisch erklärte Uranspaltung militärisch genutzt werden könnte. Eine Gruppe von Wissenschaftlern, der sogenannte „Uranverein“, zu dem auch Hahn zählte, sollte sich diesem Projekt widmen. Heisenberg gelang es ziemlich früh, die theoretischen Probleme zu bewältigen, aber er wies darauf hin, daß die Atombombe nicht kurzfristig realisiert werden könne aufgrund von Material-, Menschen-

und Geldmangel. Als er dies den Rüstungsgewaltigen, unter anderem dem Reichsrüstungsminister Albert Speer, vortrug, konnte er bereits einen Befehl Hitlers, der besagte, daß nur diejenige militärische Forschung weiterbetrieben werden dürfe, die innerhalb eines halben Jahres den Einsatz an der Front verspreche.

Nach dem Krieg berief sich Heisenberg auf diese Sitzung: mit Absicht habe er die technischen Probleme als kurzfristig unüberwindbar dargestellt, um auf diese Weise zu verhindern, daß der Befehl zum Bau von Atomwaffen gegeben werde. Allerdings war mit dieser negativen Antwort die Gefahr verbunden, daß die Atomforschung nun völlig aufgegeben und die Mitarbeiter an die Front versetzt werden würden. Deshalb propagierte man die Schaffung eines „Uranmeilers“. Über diese Zwischenstufe, so der „Uranverein“, sei es auch möglich, zu einem atomaren Sprengstoff zu gelangen.

Während sich zwei Gruppen von Physikern dem Bau eines Atommeilers zuwandten, betrieb Hahn Grundlagenforschung: Er untersuchte mit seinen Mitarbeitern die Teilchen, die bei einer Uranspaltung entstehen. Seine Begründung gegenüber den Geldgebern war die, daß man Bescheid wissen müsse, welche Schlacke in einem „Uranmeiler“ entstehe. Diese Spaltprodukte müßten nämlich von Zeit zu Zeit entfernt werden, andernfalls komme der Reaktor zum Stillstand. Mit der Entwicklung des „Uranmeilers“ selbst hatte er nichts zu schaffen, geschweige denn mit dem Bau von Atombomben.

Auch darüber, was geschehen wäre, wenn der Krieg noch länger gedauert hätte und es der Gruppe um Heisenberg gelungen wäre, den Reaktor in Haigerloch im März 1945 funktionsfähig zu machen, muß nicht weiter spekuliert werden: Wie die Alsos-Kommission in Haigerloch am Fehlen von Regulierungsmechanismen sofort erkannte, war der Reaktor niemals „kritisch“ geworden. Zum Glück. Denn ohne die erforderlichen Schutzvorrichtungen wäre die gesamte Wissenschaftlergruppe und ein Teil der Umgebung unweigerlich radioaktiv verseucht worden. Mangels Atomwissenschaftlern hätte spätestens dann die Forschung an Uranmeilern und Atombomben aufgegeben werden müssen.

Den Amerikanern hätte Hahn bei seiner Gefangennahme nichts mehr verraten können, was diese nicht schon längst gewußt hätten. Ihr erster Atomreaktor war bereits 1942 in Chicago kritisch geworden, neben der Uranbombe hatten sie eine Plutoniumbombe gebaut. Entwickelt wurden diese Waffen gegen Nazi-Deutschland, zum Einsatz kamen sie am 6. August 1945 in Hiroshima und am 9. August in Nagasaki. Hahn kam darüber nie hinweg.

#### Literaturverzeichnis:

- A. Unveröffentlichte Quellen:
- Archiv des Deutschen Museums, München: Laue, Max: 1976-20.
  - Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin: Mattauch, Josef: Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, in: Die Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1945-1949, S. 269-284.
  - Bauordnungsamt Albstadt: Bauakten betrifft Kaiser-Wilhelm-Institut, Tailfingen-Truchtelfingen, Parz. Nr. 2848.
  - Interviews des Verfassers mit Else Ammann, Maria Ammann, Roswitha Fischer, Werner Fleskes, Heidi Friederich, Hilde Maier, Helene Schwendt, Waltraud Siebert.
- B. Sekundärliteratur:
- Badash, Lawrence: Otto Hahn, Science and Social Responsibility, in: Shea, William R.: Otto Hahn an the rise of nuclear physics, Dordrecht/Boston/Lancaster, 1983.
  - Bagge, Erich; Diebner Kurt; Jay, Kenneth: Von der Uranspaltung bis Calder Hall, Hamburg, 1957.
  - Goudsmit, Samuel A.: Alsos New York, 1947
  - Groves, Leslie R.: Now it can be told, New York, 1962.
  - Hahn, Otto: Erlebnisse und Erkenntnisse, Düsseldorf/Wieh, 1975.
  - Hahn, Otto: Mein Leben, München, 1969<sup>9</sup>.
  - Heisenberg, Werner: Der Teil und das Ganze – Gespräche im Umkreis der Atomphysik, München 1987<sup>10</sup>.
  - Irving, David: The Virus House – Germany's Atomic Research and Allied countermeasures, London, 1967.
  - Speer, Albert: Erinnerungen, Berlin, 1969.
  - Walker, Max: German National Socialism and the quest for nuclear power – 1939-1949, Cambridge, 1989.

## BILDER AUS ALTER ZEIT



Haigerloch, wie es sich im Jahr 1913 dargeboten hat.

### Klaibers Kopf

Um 1930 zeigte mir mein Vater auf einem Spaziergang auf dem Bitzer Berg, beim Galtshaus, den Ebinger Waldteil „Klaibers Kopf“. Der hat mal einem Klaiber gehört, meinte mein Vater. Daß der Name von unserem Vorfahr stammt, hatten wir keine Ahnung. Doch vor einigen Jahren erhielt ich von einem Verwandten aus einer anderen Klaiber-Linie die Abschrift einer Zusammenstellung über die ersten Klaiber in Gauselfingen, die vom im letzten Jahr hochbetagt gestorbenen Archivar der Erzdiözese Freiburg und früheren Pfarrer Kraus erstellt wurde. Da die ältesten Kirchenbücher Burladingens, wohin Gauselfingen schon damals kirchlich gehörte, erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts beginnen, mußten die Daten Archiven entnommen werden.

Das erste sichere Glied unserer Ahnenfolge ist Thomas Klayber. Er wird 1556 erstmals und 1578 als in Stetten unter Holstein wohnend genannt. 1581 wird Thomas Klaybers Witwe zu Gauselfingen erwähnt. Die Linie geht im Manesstamm mit ihrem Enkel Gallus Klaiber weiter. 1627 ergibt sich dessen zukünftiges Weib Elisabeth Wolfer von Ebingen als zollerische Leibeigene. 1629 meldet G. Klaiber seine Tochter Barbara an. Ihre weiteren Kinder sind Hans, Christian, Ulrich, Georg, Ulrich ist Schmied, 1656 außer Landes.

Die Eltern von Elisabeth Wolfer sind der Schmied Ulrich und Barbara Wolfer in Ebingen (Ebinger Kirchenbuch). Da es von Ebingen über Bitz und bei den Schwandelhöfen durch den Wald drei Stunden Fußmarsch nach Gauselfingen sind, wäre ein Acker oder Wiese nicht von dort aus zu bearbeiten gewesen. Deshalb hat Ulrich Wolfer für seine Tochter diesen Wald nahe der Bitzer Gemarkung gekauft, der wohl schon bei der Heirat oder als Erbe an Gallus Klaiber überging. Die Ebinger nannten den Wald, weil er ein leichter Hügel ist, „Klaibers Kopf“.

Otto Klaiber

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5  
7470 Albstadt-Ebingen

Reinhard Linder, Wilhelmstraße 107  
7470 Albstadt-Onstmettingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 7461 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 40

30. Juni 1993

Nr. 6

## Stadt und Umwelt im Mittelalter

Am Beispiel der Stadt Balingen – von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

Am 16. September 1797 fuhr Johann Wolfgang von Goethe auf der alten Schweizerstraße von Tübingen, wo er morgens um 4 Uhr aufbrach, nach Schaffhausen. Gegen 10 Uhr erreichte er Balingen. Als interessierter Beobachter notierte Goethe folgende Beobachtungen:

„Balingen. Gleichfalls eine schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilem Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Angekommen um zehn Uhr. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Teil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebene Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Balingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar.

Die Eyach läuft über Kalkfelsen, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße, das Wasser läuft durch, und stehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, in den alle Jauche läuft und woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein notdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich sein. Überdies legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häusern, ihren Vorrat von Brennholz gleichfalls auf die Straße und das Schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Übel zu helfen wäre.“

Wenige Zeilen später findet sich eine Bemerkung über Schömberg, die auch nochmals Balingen betrifft:

„Der Ort ist schmutzig und voller Mist; er ist wie Balingen als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt.“

Kein allzu schmeichelhaftes Bild: Die Misthaufen in der Mitte der Straße, die Jauche (oder wie wir sagen: Gülle), die in den Stadtbach läuft, aus dem gewaschen und zu mancherlei Bedürfnissen geschöpft wird, die riesigen Beigen von Brennholz und die nahezu unbefestigte Hauptstraße selbst – „bei Regenwetter muß es abscheulich sein“. Diese Beschreibung stammt aus der Zeit vor dem großen Stadtbrand von 1809, der sich so rasend ausdehnen konnte, weil, wie Goethe sagt, „das Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt war“.

Umweltprobleme gibt es also nicht erst in unserer Zeit, sondern die gibt es zumindest schon so lange, seit die Menschen eng gedrängt in Städten zusammen wohnen – und das heißt bei uns mindestens seit dem 13. Jahrhundert.

Wie wirkte die mittelalterliche Stadt, also auch Balingen, auf die Umwelt ein? Sie mußte versorgt werden

mit Wasser: Trinkwasser und Brauchwasser für die Haushalte und die Gewerbebetriebe wie Mühlen, Färber, Gerber und natürlich Wasser fürs Vieh mit Lebensmitteln mit Holz, nämlich Brennholz und Bauholz, aber auch Holzkohle

Aber die Städte mußten auch entsorgt werden von den Fäkalien der Menschen und vom Mist der Tiere von Abfällen, die in den Haushalten und besonders auch in den Handwerksbetrieben anfielen von dem durch Abfälle verschmutzten Wasser

Greifen wir einige Punkte heraus, über die wir in Balingen gut unterrichtet sind.

### Die Trinkwasserversorgung

Die Trinkwasserversorgung beruhte vor allem auf einer größeren Anzahl fließender Brunnen, die ihr Wasser zumeist mit Hilfe von hölzernen Deicheln, d. h. Röhren oder Rinnen, die oft nach oben offen waren und deshalb verschmutzt werden konnten, von Quellen außerhalb der Stadt erhielten. Hier an den Brunnen wurde das Wasser in Eimern geholt und mühsam in die Häuser getragen, hierher wurde das Vieh zur Tränke getrieben, hier wurden auch Wagen und Geräte gewaschen, sofern das nicht an den Bächen selbst geschah. Allerdings gab es oft große Wassernot, vor allem in trockenen Sommern versiegten die Brunnen, aber auch in kalten Wintern.

Im Jahr 1880 gab es 13 laufende, 13 Pump- und Ziehbrunnen – ein nicht geringer Teil von ihnen existierte noch nach dem 2. Weltkrieg als Vieh- und Pferdetränke. Der bekannteste Brunnen, der noch heute existiert, ist natürlich der Marktbrunnen vor der Stadtkirche. Da der Wasserverbrauch Ende des letzten Jahrhunderts infolge der wachsenden Bevölkerung, vor allem aber infolge der entstehenden Textilindustrie stark anstieg, wurde 1894 eine Art „Fernwasserleitung“ eingerichtet von den Quellen auf Lautlinger Markung, die die Stadt gekauft hatte. Jedes Haus bekam Wasseranschluß, jedes Haus hatte von nun an während des ganzen Jahres gesundheitlich einwandfreies Wasser, ein ungeheurer Fortschritt!

### Der Stadtbach und der Mühlkanal

Mindestens genauso wichtig, im ganzen aber wesentlich problematischer waren zwei andere Einrichtungen zur Wasserversorgung, nämlich der Stadtbach und der Mühlkanal.

Die Anlage von Stadtbächen übernahmen die Städte nach dem Vorbild mancher Klöster, die die Wasserläufe direkt ins Kloster gebaut hatten, zur Trinkwasserversorgung einerseits und zum Abtransport von Abfällen andererseits. Die Sage von Herkules, der so den Augiasstall entmistet hatte, mag Vorbild gewesen sein.

Der Balingener Stadtbach, der wohl im 15. Jahrhundert gebaut wurde (1428 hatte Graf Ludwig von Württemberg der Stadt Balingen

die Erlaubnis gegeben, das Wasser der Steinach aufzufangen und zu nutzen), führte von der Steinach beim Wasserfall hinter der heutigen Eberthalle zum Oberen Tor, wo er über die Steinach geführt wurde und in die Stadt hinein floß. Er führte die Hauptstraße entlang, ursprünglich bis zum heutigen Gasthaus Muttle, und von dort Richtung Kameralamt, wo er in den Mühlkanal geleitet wurde. Nach dem Stadtbrand von 1809, als die Stadt ihren heutigen streng rechtwinkligen Grundriß erhielt, wurde der Stadtbach über die heutige Kameralamtstraße zum Kameralamt (heutiges Landwirtschaftsamt) und von dort zum Mühlkanal geleitet. Der Stadtbach floß in einer hölzernen Rinne, für die im Stadtwald, wie für die Brunnendeicheln, immer wieder große Fichten- und Eichenstämme (letzteres Holz war widerstandsfähiger, aber schwerer zu bearbeiten) geschlagen wurden.

Auch die Wasserführung des Stadtbachs war sehr unterschiedlich je nach Jahreszeit und Witterung. Wurden bei plötzlichen Wolkenbrüchen die Stellfallen am Beginn des Baches nicht richtig gestellt, gab es in der Stadt eine Überschwemmung und das Wasser lief in die Keller. Im Winter war er natürlich oft wochenlang gefroren.

Das Wasser des Stadtbachs diente nicht nur für Feuerlöschzwecke, sondern auch den Bierbrauern und anderen Handwerkern, ja auch zum Tränken des Viehs, ja mitunter auch als Trinkwasser.

### Worin liegt die Problematik?

Mochte das Wasser beim Eintritt in die Stadt auch noch ganz sauber sein (nach starken Regenfällen war es sicher nicht so), so wurde es doch im weiteren Verlauf immer trüber: Die Mistbrühe läuft hinein, wie Goethe schildert, die Hausfrauen werfen den Kehricht hinein, die Metzger in der Metzger (sie befand sich zwischen Rathaus und heutiger Milchstube mitten in der Färberstraße) schütteten Blut und Abwasser hinein, der Regen spülte Dreck hinein. Immer wieder wurden Klagen laut über die Unsauberkeit des Stadtbaches: 1699 wurden zehn Aufseher bestellt und strenge Strafen angedroht – mit geringem Erfolg. In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts wurde der Stadtbach aus Verkehrsgründen mit Steinplatten überdeckt, nach der Einrichtung der Wasserleitung am Ende des Jahrhunderts zugeschüttet.

War der Stadtbach vor allem für die Bevölkerung der eigentlichen Stadt von großer Bedeutung, so diente der Mühlkanal in erster Linie gewerblichen Zwecken. Er begann am Wehr beim Zollernschloß, zog sich dann zwischen den beiden Stadtmauern entlang, führte nach Verlassen der Stadt parallel zur Eyach weiter, in die er in der Gegend des heutigen Schlachthofes zurückfloß. Natürlich diente er vor allem den Mühlen: Der Herrenmühle, die nicht nur Mahl-, sondern auch Öl-, Säg- und Schleifmühle war, der Stotzinger Mühle, die

ebenfalls ein Sägewerk hatte und noch heute als Mühle dient, der Kesselmühle, die auch ein Sägewerk und zeitweise auch ein Hammerwerk hatte.

Aber der Mühlkanal diente genauso den Gerbern und den Färbern. Die Gerber hatten dort ihre Lohgruben, dort standen auch ihre Ascheträge, durch deren Schaum und Abwässer die Stadtmauer Schaden nahm: Ein beständiger Streitpunkt zwischen der Stadtverwaltung und den Gerbern. Auch wegen der Lohmühle kam es zu beständigem Streit. Auf jeden Fall: Alles Abwasser wurde „ordnungsgemäß“ abgeleitet – über den Mühlkanal direkt in die Eyach. Und in ihr wurden natürlich auch die Felle gewaschen. Abseits der übrigen Bevölkerung mußten die Gerber nicht nur wegen des Wassers leben, sondern auch wegen der enormen Geruchsbelästigung, die von ihrem Handwerk ausging.

Auch die Färber, die dort ihre Werkstätten hatten, schütteten ihre restliche Farbbrühe in den Mühlkanal. Und was brachte der Stadtbach mit? Unterhalb der Stadt muß die Eyach ein „schönes“ Bild geboten haben, auch wenn der Abbau der Schmutzstoffe bis zur nächsten Siedlung auf biologische Weise von selbst erfolgt sein mag.

### Die Verschmutzung des Grundwassers

Die Verschmutzung des Grundwassers hatte natürlich noch andere Ursachen. In jedem Haus gab es an der Rückfront das „Häusle“ – ein verkleideter Holzsturz, unter dem sich die Latrine befand, mitunter auch für mehrere Häuser gemeinsam. Auch wenn wir in Balingen, im Gegensatz zu anderen Städten, keine solchen Latrinen archäologisch erschlossen, d. h. ausgegraben haben, so können wir doch annehmen, daß es sich um Gruben handelte, die der Einsturzgefahr wegen ursprünglich mit Faschingeflecht oder Brettern, später vielleicht sogar mit Steinplatten oder -blöcken verkleidet und mit Letten (Lehm) abgedichtet waren. Da diese Latrinen, besonders an der Eyachseite, wohl auch unter den Grundwasserspiegel reichten, ging von dort auch eine starke Wasserverunreinigung aus. Und jede dieser Latrinen war natürlich ein guter Nährboden für Krankheitskeime . . .

Dies Gruben, die zugleich den Haushalten und auch den Handwerkern zur Abfallbeseitigung dienten, sind heute übrigens eine wichtige historische Quelle für die Ernährungsgewohnheiten der Bewohner, für das Geschirr, das sie benutzten, für manche Werkzeuge. Hier haben Untersuchungen, z. B. in Konstanz, Erstaunliches zutage gebracht.

Insgesamt fiel natürlich viel weniger Müll an als heute. Der heutige „Verpackungsmüll“ existierte nicht. Windeln wurden nicht weggeworfen, sondern gewaschen – das Wasser kam in den Stadtbach (und verschmutzte diesen). Die Küchenabfälle wurden entweder den Schweinen gefüttert oder direkt auf die Straßen und Gassen geschüttet, denn dort waren die Hühner, die in den meisten Häusern gehalten wurden, die Gänse, die Enten, ja sogar Schweine und Ziegen. Viel Mist in die Straßen brachte das Zugvieh, und natürlich hinterließen die zahlreichen Vieh- und Schweinemärkte ihre Spuren . . . Daß sich hier Mäuse und Ratten wohl fühlten, darf man als sicher annehmen, auch wenn darüber, weil selbstverständlich, nicht berichtet wird.

### Hygiene und Sterblichkeit

Unsere Vorfahren lebten wesentlich unhygienischer als wir heute. Überall gab es Dreck: Auf den Straßen, in den Ställen, in den Häusern, im Stadtbach, in der Eyach. Überall gab es Ungeziefer. Da das Wasser, vor allem das

warme, knapp war, fiel die Körperreinigung viel geringer aus als heute. Da das Waschen der Wäsche sehr viel mühsamer und zeitaufwendiger war, wurde sie viel weniger oft gewechselt als heute. Und da die Menschen sehr eng aufeinander wohnten, war die Verbreitung von Krankheiten, ja Seuchen, sehr viel leichter möglich als heute, zumal es weithin an wirksamer Medizin fehlte.

Davon waren in erster Linie nicht die Erwachsenen, sondern die Kinder betroffen. Im Visitationsbericht von 1811 wird gemeldet, daß 1810 in Balingen bei einer Bevölkerung von 2894 Männern und Frauen 67 Kinder geboren wurden und 68 Personen verstarben, darunter 39 Kinder, also weit mehr als die Hälfte.

Und 70 Jahre später, im Jahr 1880, berichtet die Oberamtsbeschreibung, daß im Zeitraum von 1871 bis 1878 33% der Kinder im ersten Lebensjahr starben und weitere 12% bis zum 7. Lebensjahr, während immerhin über 12% der Bevölkerung ein Alter von über 70 Jahren erreichte. Und es ist auffällig, daß die Verhältnisse in den meisten Dörfern besser liegen als in der Stadt, obwohl hier die medizinische Betreuung sicher besser war. Aber die Enge des Wohnens förderte die Ansteckung.

### Der Wald

Auf einen weiteren Aspekt der Stadt-Umland-Beziehung sei noch etwas ausführlicher eingegangen, nämlich auf den Wald.

Der Wald spielte für die Menschen des Mittelalters eine wesentlich andere und in mancher Weise wichtigere Rolle als für uns heute. Für uns heute beruht seine Bedeutung auf seiner Rolle als Erholungsraum und für den Sauerstoff- und Wasserhaushalt – die eigentliche Holzwirtschaft ist heute fast nur noch Zugschubetrieb. Der Holzbedarf des Mittelalters war dagegen ungeheuer. Zu nennen ist in erster Linie der Bedarf an Brennholz. Wieviel wurde fürs tägliche Kochen und fürs Heizen benötigt! Mindestens ebenso wichtig für den Wald war der Bedarf an Bauholz, vor allem, wenn etwa nach Stadtbränden viele Gebäude gleichzeitig errichtet werden mußten.

Erinnert sei an den Stadtbrand von 1809, als mehr als 400 Häuser in Balingen abgebrannt waren, da benötigte man allein für das Fachwerk riesige Mengen großer Stämme für den Neuaufbau. Dazu kam das Holz für Tore, Böden, Möbel, Geräte. Auch die Verwendung von Deicheln und hölzernen Rinnen für den Bau des Stadtbachs und für die Quellwasserleitungen forderten sehr viel Holz. Als 1808 der Stadtbach in wesentlichen Teilen erneuert werden mußte, waren dafür „1355 Schuh Aichenholz“ veranschlagt; zum Schluß brauchte

man aber noch 965 Schuh mehr, also insgesamt 2320 Schuh, das waren rund 700 m beste Eichenholzstämmen. Und wie oft im Lauf der Jahrhunderte, mußten hier wohl derartige Erneuerungsarbeiten durchgeführt werden!

Ein weiterer großer Holzverbraucher war die Köhlerei. Nur mit Hilfe von Holzkohle (meist aus Buchen) konnten die hohen Temperaturen zum Schmelzen von Metall und Glas erreicht werden. Jeder Schmied brauchte große Mengen an Holzkohle. Zahlreiche Flurnamen mit „Kohl“ erinnern an diese Köhlerei, die ungeheure Holz mengen verbrauchte, und manchen Wald verschwinden ließ, auch wenn darüber keine genauen Zahlen vorliegen.

So war die städtische Wirtschaft des Mittelalters zugleich eine ungeheure Waldverwüstung; sie verursachte, modern ausgedrückt, ein großes „Waldsterben“. Die ursprünglichen Wälder wurden beseitigt; insbesondere die Eichenbestände wurden stark dezimiert, aber auch die Buchen, die allerdings den Vorteil haben, daß sie schneller nachwachsen. Die Folge war, daß der ursprüngliche Wald, wenn auch nicht beseitigt, so doch wenigstens stark verändert wurde. Die Eiche verschwand bis auf wenige Reste, die Buche wurde zurückgedrängt, die Fichte drang vor, der ursprüngliche Wald wurde durch einen „Sekundärwald“ ersetzt.

Aber der Wald diente nicht nur der Holzwirtschaft, sondern auch der Landwirtschaft. In die lichten Laubwälder wurde das Vieh zur Weide getrieben – da gab es hohe Verbißschäden. Die Schweine tummelten sich im Herbst in den Eichen- und Buchenwäldern – Eicheln und Buchele waren ein nahrhaftes Futter. Und das Laub wurde im Herbst vielfach aufgereicht und diente im Winter als Einstreu. Daß seit dem Mittelalter immer wieder Wälder gerodet wurden für die Neuanlage von Äckern und Wiesen, versteht sich bei der wachsenden Bevölkerung von selbst.

Erst im 19. Jahrhundert ließ der Druck auf den Wald nach. Steinkohle und Braunkohle, herbeigeschafft mit der Eisenbahn, ersetzten allmählich das Brennholz, der Koks die Holzkohle. Die landwirtschaftliche Fläche, jetzt intensiver genutzt, vor allem durch den Kartoffelanbau, aber auch durch bessere Düngung, ging zurück und ernährte doch mehr Menschen, die jetzt in der Industrie Arbeit fanden. So verdoppelte sich die Waldfläche von 1850 bis 1950; und sie nimmt seither, wie jeder auf Spaziergängen und Wanderungen sehen kann, weiter zu. Ein echtes „Waldsterben“ d. h. ein Verschwinden der Wälder gibt es im strengen Sinn des Wortes nicht mehr, auch wenn wir alles tun müssen, um die heutigen Waldschäden zu reduzieren – aber da sind wir mitten in der Umweltproblematik unserer Tage.



**TÄLFINGEN UND DIE ATOMBOMBE** – so ein Beitrag in Nr. 5/93 vom 31. Mai. Quasi dazu nachgeliefert hier nun ein Foto, das die von der Alsos-Mission verhafteten Nobelpreisträger (von links) Werner Heisenberg, Max von Laue und Otto Hahn zeigt – kurz nach ihrer Freilassung 1946.  
Foto: Archiv Max-Planck-Ges. Berlin

# Bauernleben vor 1200 Jahren

Wie war das damals? – Von Peter Thaddäus Lang/Albstadt – 2. Folge

## Kinder als Vogelvertreiber

Nach dieser äußerst mühsamen und schweißtreibenden Tätigkeit konnte die Aussaat erfolgen, doch durften die Bauern bis zur Ernte keineswegs die Hände in den Schoß legen: Da mußte Unkraut gejätet werden, da waren körnerfressende Vogelscharen von den Feldern fernzuhalten. Letzteres geschah nicht etwa durch Vogelscheuchen, nein, dazu war das Saatgut viel zu wertvoll. Hier betätigten sich die Dorfbewohner selbst. Das Vogelvertreiben galt als typische Kinderarbeit.

Wenn die heranwachsende Frucht von Hagel, nachhaltiger Nässe oder von längerer Trockenheit verschont blieb, konnte zu gegebener Zeit geerntet werden. Die Sense war hierfür im Frühmittelalter noch nicht verfügbar, denn sie kam erst während des Hochmittelalters in Gebrauch. Zum Schneiden der Halme bediente man sich der Sichel, wobei es einer geübten Hand bedurfte, um zu vermeiden, daß die Getreidekörner vorzeitig aus den Ähren fielen.

## Mann und Frau sichelten

Wir haben in diesem Zusammenhang Abschied zu nehmen von der altvertrauten Vorstellung einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bei der Getreideernte, wonach der Bauer die Sense schwingt, während die Bäuerin die Garben bindet. Eine solche Arbeitsteilung ist erst wenige hundert Jahre alt; im gesamten Mittelalter sensten und sichelten Weiblein wie Männlein einträchtig nebeneinander.

Das Ergebnis der monatelangen, aufreibenden Plagerei erscheint uns heutigen Menschen ärmlich genug. Während in der Landwirtschaft heutzutage sich das Verhältnis von Aussaat und Ernte in der Größenordnung von 1:20 und 1:30 bewegt, hatten sich die Bauern der Zeit um 800 mit einem Zehntel des heutigen Ertrags zufriedenzugeben, also mit einer Aussaat-Ernte-Relation von 1:2 bis 1:3.

Von dieser kümmerlichen Getreidemenge ging ein kleineres Quantum als Naturalabgabe an die Kirche und den Grundherrn. – Grundherr in den 793 ersterwähnten Orten war 793 ein Adelige namens Berthold, von dem wir allerdings nicht viel mehr wissen als seinen Namen. Sicherlich aber bezog er von den Bauern eine Grundsteuer, die wahrscheinlich mehrmals im Jahr in Form von Naturalien eingetrieben wurde.

Die Menge der eingeforderten grundherrlichen Abgaben ist im vorliegenden Falle unbekannt; wir wissen aber, daß die Höhe dieser Steuer zeitlich und örtlich sehr stark schwankte und daß die Größenordnung der Abgaben sich weit unterhalb dessen bewegt, was wir heutzutage so von Väterchen Staat gewöhnt sind.

## Steuern an Grundherr und Kirche

Soweit der Grundherr – einer der beiden Steuerheber. Der zweite war die Kirche. Sie legte ihre Hand auf den Zehnten, das heißt zum einen auf den Großen Zehnt vom Getreide und zum anderen auf den Kleinen Zehnt von Heu, Obst und Gemüse. Diese Naturalien bildeten die Lebensgrundlage der Pfarrer.

Wenngleich die steuerliche Belastung der Bauern sich in erträglichen Grenzen hielt, so konnte dennoch nicht die ganze Ernte aufge-

braucht werden. Ein beträchtlicher Teil mußte unangetastet bleiben, denn man brauchte ja Saatgut für das kommende Frühjahr. Was dann noch übrigblieb, das mußte für ein ganzes Jahr zum Leben reichen: Große Vorräte für Notzeiten konnten da in aller Regel nicht angelegt werden; die armen Altbauern des Frühmittelalters lebten über weite Strecken hinweg zwangsläufig von der Hand in den Mund.

Wenn nun einmal eine Ernte mißriet, so hatte dies unweigerlich eine Hungersnot zur Folge, die sich zuallermeist über mehrere Jahre hinzog, und zwar aus folgendem Grund: Sobald der zum Verzehr vorgesehene Ernteteil aufgebraucht war, machten sich die hungernden Menschen in ihrer ausweglosen Lage an das Saatgut, das dann im folgenden Frühjahr eben fehlte. So fiel denn die nächste Ernte auch bei günstiger Witterung dementsprechend mager aus, und bei der übernächsten Ernte waren die Defizite möglicherweise noch nicht vollständig ausgeglichen. In ganz extremen Fällen konnte sich eine Mißernte sogar über fünf oder sechs Jahre hin auswirken.

## Hungersnöte wie heute in Afrika

Bei einer sich abzeichnenden Getreideknappheit suchten die Betroffenen, den Schwerpunkt ihrer Ernährung auf Gemüse und Fleisch zu verlegen. Die große Leidenszeit begann, sobald solche Ressourcen erschöpft waren: In ihrer Verzweiflung gruben die Hungernden die Nester von Hamstern und Mäusen auf, um auf diesem Wege eine Handvoll Getreidekörner zu ergattern. Auf dem Speisezettel standen nunmehr Baumrinden und Wildkräuter, deren Genuß oftmals zu allerlei Vergiftungs- und Mangelerscheinungen führte. Jeder von uns kennt die Bilder halbverhungerten Kinder aus Schwarzafrika: Hier bei uns herrschten um 800 mehrereils vergleichbare Zustände.

Wer das Glück hatte, die Hungersnot zu überleben, dessen körperliche Widerstandskräfte hatten sich durch die anhaltende Unterernährung derart verringert, daß Infektionen und Epidemien zu grassieren begannen. Der

Hungersnot folgten Tuberkulose, Pest und Pocken.

## Lebenserwartung bei 30 Jahren

Aber auch in besseren Zeiten lauerte der Tod allenthalben: Nur etwa jedes neunte oder zehnte Kind überlebte die auch uns noch bekannten Kinderkrankheiten. Die wenigen, die es trotz aller Fährnisse und Unwägbarkeiten schafften, das zwanzigste Lebensjahr zu erreichen, die hatten im günstigsten Falle noch einmal zwanzig Jahre vor sich. Unter den Erwachsenen starben die Männer am häufigsten an den Folgen von Kriegen und Schlägereien, die Frauen hingegen am Kindbettfieber; die durchschnittliche Lebenserwartung lag bei ungefähr dreißig Jahren, nicht anders als heute in der Dritten Welt.

Angesichts derartiger Lebensumstände haben wir keinerlei Grund, unsere Vorfahren zu beneiden: Das Leben war für sie ein trostloses Jammertal, so erbärmlich und armselig, wie wir es uns erbärmlicher und armseliger kaum vorstellen können!

## Literatur:

- Hermann Aubin/Wolfgang Zorn (Hrsgg.), Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 1: Von der Frühzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1971.  
 Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bände, 14. Aufl., Frankfurt/M. 1989.  
 Jean-Louis Flandrin, Les amours paysannes. Paris 1975.  
 Hans-Werner Goetz, Leben im Mittelalter. München 1986.  
 Jacques LeGoff, La longue durée.  
 Emmanuel LeRoyLadurie, Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor. Frankfurt/M. 1983.  
 Paul Münch, Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“. München 1984.  
 Robert Muchembled, Kultur des Volks – Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung. Stuttgart, 2. Aufl. 1984.  
 Werner Rösener, Bauern im Mittelalter. 3. Aufl., München 1987.  
 Dietrich W. H. Schwarz, Sachgüter und Lebensformen. Einführung in die materielle Kulturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin 1970.  
 Geoffrey R. Taylor, Sex in history. London 1953.  
 Hugo Zwetsloot, Kirche und Kultur in Europa, Band I. Greifswald 1931.

## Ein Auswanderungsgesuch aus dem Jahr 1849

Durch einen Zufall ist das folgende Bittgesuch des Johann Georg Sautter aus Weilheim, das im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart liegt, dem Einsender in die Hände geraten. Da es über das persönliche Schicksal des Bittstellers hinaus ein recht plastisches Bild von den damaligen Verhältnissen gibt, sei es im folgenden abgedruckt:

Schwarzwaldkreis  
Oberamt Balingen

Weilheim, den 19. Febr. 1849.

Allerunterthänigste Bitte des Metzgers Johann Georg Sautter, von Weilheim, verheirathet, Vater von 2 Kindern, um allergnädigste Zuweisung huldvollster Unterstützung zum Behuf der Auswanderung nach Amerika

Königliche Majestät!

Mein Unglück und die dürftige Lage meiner lieben Angehörigen zu schildern, dazu ist jede Feder zu schwach, und nur einen kleinen Umriß dieses traurigen Verhältnisses bin ich im Folgenden zu geben im Stande; haben Eure

Königliche Majestät die allerhöchste Gnade denselben huldvollst anzuhören:

Nachdem einige Jahre nacheinander die Hoffnung des Erndtesegens und damit auch die Aussicht auf Ernährung und Erhaltung meiner Familie eine Beute des Hagels wurde, hatte ich nichts anderes vor mir, als mein Brod mit Diennen zu verdienen; ich kam zu Gerichtsdienner Stöckle in Ludwigsburg als Gehilfe, wurde aber dort bald eine Beute der Versprechungen des listigen Betrügers Christoph Jäger von Eschenau, genannt Graf von Normann Ehrenfels, und verhalf ihm zu seiner Entweichung aus dem Untersuchungsarrest; hierfür wurde mir eine Strafe von 15 Monaten Kreisgefängnis, wovon mir aber die Gnade Eurer Königlichen Majestät drey Monate erließ. Vor kurzer Zeit in meine Heimath entlassen, fand ich aber nichts bey den Meinigen als die bitterste Armuth und den größten Mangel, und selbst durch gewohnte Arbeitsamkeit kann ich diesem bitteren Leiden nicht abhelfen, denn nirgends, nirgends finde ich Arbeit, und so habe ich keine andere Wahl als – Auswanderung. –

Ich aber selbst bin arm, die unvermögliche Gemeinde kann mir keinen höheren Beitrag als 30 fl (d. h. Gulden d. Eins.) geben; aber was ist das zu einer Familie von 4 Personen? –

In tiefster Unterthänigkeit nahe ich mich nun Eurer Königlichen Majestät und flehe, mir allergnädigst eine Unterstützung zu Theil werden zu lassen, welche mich in den Stand setzt, die beabsichtigte Auswanderung ins Werk stellen zu können.

In tiefster Ehrfurcht ersterbend  
Euer Königlichen Majestät  
allerunterthänigster  
Johann Georg Sautter

Gratis verfaßt von  
F. Gentöl in Stuttgart  
Leider geht aus dem Schreiben nicht hervor, ob und gegebenenfalls welche Beihilfe Johann Georg Sautter für seine Auswanderung erhielt.  
(Dr. W. Foth)

## Herzoglicher Erlaß zur Schafräude in Meßstetten

Von Hermann Krauß / Meßstetten

In Meßstetten ist 1759 die Schafräude ausgebrochen. Was das für die Gemeinde bedeutete, kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Denn die Schafwolle war der wichtigste Rohstoff für die Bekleidung, die Schaffelle verarbeitete man zu Mänteln, Schlafunterlagen usw.

Deshalb hielt man in jedem Bauernhaus je nach Vermögen einige Schafe, die dann von einem Gemeindeführer allesamt auf die Weide getrieben wurden, auf magere Wiesen, die zur Allmand (= Allgemeinde, also der Gemeinde insgesamt) gehörten. Die einzelnen Schafe der Bauern bildeten die Meßstetter Herde; das gab eine stattliche Herde von einigen hundert Stück. Und nun brach in dieser Herde die Schafräude aus. Das ist eine schlimme ansteckende Krankheit, eine Seuche, die von Milben (kleine Spinnentiere) hervorgerufen wird. Haustiere und Menschen können davon befallen werden. Beim Menschen nennt man die Krankheit „Krätze“.

Die Felle werden durch Geschwüre brüchig, die Wolle wird beschädigt. Heute scheidet man kranke Tiere aus und desinfiziert die übrige Herde. In Meßstetten ging man damals einen anderen, höchst eigenartigen, ja befremdlichen Weg, denn Desinfektionsmittel gab es damals kaum.

Selbstverständlich meldete der Vogt den Vorfall vorschriftsmäßig der Obrigkeit – das war zunächst das Oberamt (OA) – und wartete auf obrigkeitliche Anweisungen. Die kamen auch bald, und zwar von der herzoglichen Regierung in Stuttgart. Alle derartigen Erlasse faßte die Regierung immer so zusammen, als ob

sie vom Herzog direkt kämen. Also lautete das Reskript (= Antwortschreiben mit entsprechenden Befehlen) vom 13. Februar 1759:

„Von Gottesgnaden Carl (Carl Eugen) Herzog zu Württemberg und Teckh usw. (die übrigen Titel ließ man der Einfachheit halber weg)

Unseren Gruß zu vor, lieber und getreuer Dorfsvögte wurden von der Obrigkeit mit „du“ angedredet. Dagegen lautet die Anrede in Schreiben, die an die Pfarr- und Vogtämter gerichtet waren, folgendermaßen:

„Hochehrwürdige u. hochgelehrte Herren Pfarrer, liebe Dorfsvögte ...“

„Es ist uns aus deinem erstatteten (erstatteten) bericht ersichtlich geworden das (daß) unter der schaf wahr (Schafware – die Tiere betrachtete man nur als Ware) zu Mehestetten (Meßstetten) die reudten (Räude) so stark außgebrochen ist das (daß) in wenigen Tagen kein Stück mehr davon befreyet sein werde. Wir befehlen dir dahero gnädigst, du sollest zu verhütung weiters schadens u. ohnglick (Unglück) ...“ (Die einzelnen Punkte des Befehls werden nachstehend in verständlicherem Deutsch und richtiger Rechtschreibung wiedergegeben, obwohl der Originaltext und die Schreibweise interessant wären).

1. Der Vogt muß eine Bescheinigung ausstellen, in der zu erkennen ist, daß unter der

Mitteilung der Redaktion an die Autoren: Wenn ein Beitrag nicht zurückgesandt wird, ist er grundsätzlich zur Veröffentlichung vorgesehen, doch ist und bleibt der Termin von den verschiedensten Kriterien abhängig.

Herde einige rüidige Tiere seien. Dann soll er die ganze Herde außer Landes in die Schweiz oder nach Frankreich über den Rhein treiben lassen. (Ein ungeheuerlicher Befehl, aber für die Regierung eine einfache Lösung. Unverständlich, daß sie keine diplomatische Verwicklungen befürchtete!)

2. Damit von den angesteckten Tieren keines in das übrige württembergische Land getrieben werde, soll der Vogt auf Anraten des Gemeindepflegers einen vertrauten Mann den Personen mitgeben, die die Herde abführen, damit er sie sieben bis acht Stunden begleite.
3. Den zuständigen Leuten wird verboten, vor März 1760 Schafe auf die betroffene Weide zu treiben (aber über die Weiden, die unterwegs in die Schweiz berührt werden, macht man sich offenbar keine Sorge!)
4. Der gegenwärtige Pferch muß in Stücke gehauen und verbrannt und dafür ein neuer angeschafft werden.

„Im übrigen ist unseren herzogl. Verordnungen nach Vorschrift alle nötige Sorgfalt zuzuwenden, damit unser Wille geschehe, so verbleiben wir dier in Gnaden gewogen.“

Stuttgart, den 13. Februar 1759

Unterschrift

Wie die Schafe schließlich in die Schweiz gelangten, wird nicht berichtet. In einem Protokoll liest man nur kurz, daß ein Johann Georg Anhardt, Metzger von Schißenhofen (wo der Ort liegen soll, ist nicht bekannt, vielleicht hat der Schreiber im Namen und in der Schreibung sich vertan) am 4. August allesamt, 390 Stück, von hier weg in die Schweiz getrieben und verkauft habe mit dem besten Erlös so um 2–3 β (β = Schilling) pro Stück.

Die betroffene Weide ist auf den 28. September wieder ausgeschrieben (man nahm es mit den herzoglichen Befehlen nicht immer so genau, oft mußten sie deshalb wiederholt werden) und auf drei Jahre verliehen worden an drei Herren von Bahlingen (Balingen): Herrn Bürgermeister (= Stadtpfleger) Widmann, Herrn Hoch, Kaufmann, und Herrn Johann Georg Schwartz, Adlerwirt. Diese Schafhalter durften zusammen 400 Stück zu je 22 x (Kreuzer) Weidsteuer auf diese Weide treiben bis 1762. Offenbar ließ man zuerst andere ausprobieren, ob die Gefahr vorüber war.

Quelle:  
Ausschreibbuch 1736–1760 der Gemeinde Meßstetten.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lisztstraße 45  
7460 Balingen

Hermann Krauß, Zeppelinstraße 33  
7475 Meßstetten

Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5  
7470 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 7461 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

## BILDER AUS ALTER ZEIT



Im September 1928 – vor 65 Jahren also – ist dieser Blick auf Meßstetten im Bild festgehalten worden.  
Foto: Kreisarchiv



# Heimatkundliche Blätter

# Balingen

Jahrgang 40

31. Juli 1993

Nr. 7

## Die Schenken von Stauffenberg – Ortsherren von Geislingen, Lautlingen und Margrethausen

Von Peter Thaddäus Lang/Albstadt

Ein jeder Ort – ob Dorf, ob Stadt – besitzt sein eigenes Gepräge, seine ganz eigene Wesensart. Diese Einmaligkeit, diese unverwechselbare Individualität dürfte wohl aus dem Zusammenspiel mehrerer Faktoren heraus entstanden sein. Man mag dabei an die Einwohner denken, an die Bauwerke und Straßen, an die geographische Lage, nicht zuletzt aber auch an das historische Werden und Wachsen eines Orts. Bei der Geschichte einer Kommune vermischt sich freilich das Überregionale mit dem Lokalen, denn Revolutionen und Veränderungen des politischen Systems, Kriege und Friedenszeiten, Hungersnöte, Epidemien und Phasen der wirtschaftlichen Blüte wirken sich immer auf eine Vielzahl von Städten und Gemeinden aus.

Eine wesentlich individuellere Prägekraft hingegen besaßen die sehr verschiedenartigen Herrschaftsverhältnisse des alten deutschen Reiches. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation, zeitweise die dominante politische Macht im mittelalterlichen Abendland und erst in den Wirren der napoleonischen Kriege untergegangen, bestand aus einer kaum überblickbaren Fülle von geistlichen und weltlichen Territorien unterschiedlichster Größe. In bunter Mischung finden wir Grafschaften und Reichsstädte, Reichsabteien und bischöfliche Hochstifte, Herzogtümer und ritterschaftlichen Gebiete, wobei der deutsche Südwesten besonders zerstückelt erscheint.

Die jeweiligen Untertanen bekamen durchaus zu spüren, von welcher Art ihre Herrschaft war. Das Alltagsleben vollzog sich in dem recht pedantisch regierten Herzogtum Württemberg anders als etwa in einem der fränkischen Fürstbistümer, denn nicht ohne Grund weiß der Volksmund, daß unter dem Krummstab gut zu leben sei.

Die ritterschaftlichen Gebiete nehmen in dieser Hinsicht eine Sonderstellung ein. Sie umfaßten größtenteils nur wenige Dörfer und Gehöfte, so daß hier sich eine außergewöhnlich enge Beziehung zwischen Untertanen und Herrschaft entwickeln konnte – dies gilt ohne Zweifel auch für die ehemals reichsritterschaftlichen Dörfer Geislingen, Lautlingen und Margrethausen.

### Logenartiger Herrenstuhl in der Kirche

Bei derart kleinräumigen Verhältnissen blieb es keinem Dorfbewohner verborgen, wenn die Frau Baronin Almosen verteilte oder Kranke besuchte. In der Kirche wurde die Ortsherrschaft augenfällig durch Epitaphien und Wappenbilder wie auch durch den logenartigen Herrenstuhl, von dem aus die Herrschaft aus der Heiligen Messe teilnahm.

In einem sehr persönlichen Verhältnis zum Ortsherrn standen jene zahlreichen Dorfbewohner, die als dessen Bedienstete im Schloß und auf den herrschaftlichen Gütern arbeiteten. Sogar der vielgeschmähte Frondienst konnte angenehme Begleiterscheinungen zeitigen. Da es in vorindustrieller Zeit üblich war, daß der Dienstherr seine Arbeiter am Arbeitsplatz verköstigte, haben sich die armen Leute in Zeiten der Not um das Fronen gedrängt, weil sie dann wenigstens vorübergehend etwas zu beißen bekamen.

Auf solcherlei Weise entstanden emotionale Bindungen – mitunter im Bösen, aber sicherlich auch im Guten. Man kann dies zum Beispiel daran erkennen, daß die Untertanen doch recht häufig Angehörige der Herrenfamilie zu Taufpaten haben wollten. – Die ausnehmend engen Berührungen von Untertanen und Herrschaft in einem ritterschaftlichen Ort wird mit diesen Beispielen zur Genüge illustriert sein.

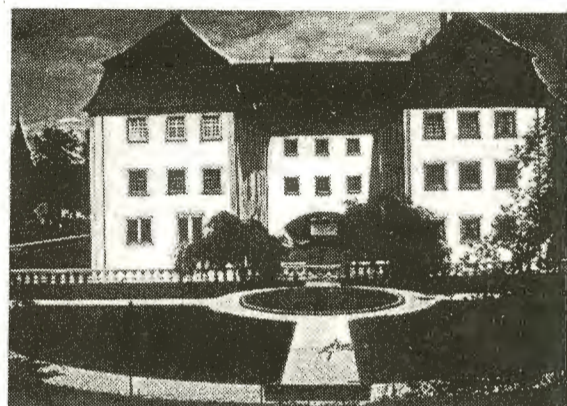
Als logische Folge dieses vielfältigen und vielschichtigen Verwobenseins erscheinen die Geschicke der herrschenden Adelsfamilie als ein spezifischer und unverzichtbarer Bestandteil der Geschichte vormals ritterschaftlicher Ortschaften, wobei die Bedeutung eines Adelsgeschlechtes für einen solchen Ort um so größer ist, je länger dieses seine Herrschaftsrechte dort ausübte. Will man also deren Geschichte darlegen, so wird man sich notwendigerweise auch mit den Schenken von Stauffenberg beschäftigen müssen.

### Auf der Suche nach den Ursprüngen

Betrachten wir zunächst einmal den Namen der Schenken von Stauffenberg. Der erste Namensbestandteil weist hin auf ein Hofamt, der zweite auf einen befestigten Wohnsitz.

Bereits im frühen Mittelalter hießen die obersten Beamten an den germanischen Königshöfen Marschall, Mundschenk, Schatzmeister oder Kämmerer und Seneschall oder Truchseß. Die Inhaber dieser vier Ämter würde man heutzutage als „Verwaltungsspitze“ bezeichnen und nur ausgesucht vornehme Adelige kamen für solche Posten in Betracht. Der königliche Hof wirkte als Vorbild für die Fürsten des Reiches ebenso wie für die Bischöfe, Äbte und Grafen. Sie alle richteten an ihren Höfen ebenfalls diese vier Hofämter ein und suchten sie mit möglichst vornehmen Leuten zu besetzen.

Unserer Schenken-Familie begegnen wir dergestalt erstmals 1255 in den Diensten der Grafen von Zollern. Es ist zu vermuten, daß die Inhaber der zollerischen Hofämter ihre Burgen in der Nähe des Hohenzollern hatten. Möglicherweise saßen die Schenken von Stauffenberg zunächst unterhalb der Kirche Mariazell im Raum von Boll und Semdach, und noch vor 1360 dürften sie eine kleine Burg über dem Starzeltal bei Stein erbaut haben. Ebenda befindet sich noch heute ein „Staufenberger Hof“, der erst vor wenigen Jahren wieder in den Besitz der Schenken gekommen ist.



Das Stauffenberg-Schloß in Geislingen

Der früheste Hinweis auf die Familie ist in einer lateinischen Urkunde des Jahres 1251 enthalten. Dort wird ein „Wernherus pincerna“ genannt, zu deutsch: „Werner Schenk“. In den folgenden Jahrhunderten treffen wir auf eine ganze Anzahl von Personen aus dieser Familie, deren Verwandtschaftsgrade sich allerdings oftmals nicht exakt bestimmen lassen. Die quellenmäßig hieb- und stichfest abgesicherte Ahnenreihe beginnt mit der achten Generation nach dem eben erwähnten Werner. Ganz oben steht der 1435 verstorbene Hans Schenk von Stauffenberg. Es werden hier aber nicht alle Verästelungen beschrieben, die für solche Ahnentafeln charakteristisch sind, eine Beschränkung erfolgt auf die wesentlichsten Grundzüge.

Im 16. Jahrhundert spaltet sich die Hauptlinie auf, und zwar in die Wilflinger Linie einerseits und in die Amerdinger Linie andererseits. Die Wilflinger Linie stirbt dann 1833 aus, sie erscheint aber dennoch erwähnenswert: Erstens hat sie im frühen 18. Jahrhundert einen Bischof hervorgebracht und zweitens konnte die vorletzte Generation dieser Linie in den erblichen Reichsgrafenstand aufsteigen.

### Gräfliche und freiherrliche Linie

Die Ahnenreihe des Geschlechts setzt sich somit in der Amerdinger Linie fort, die sich in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts ebenfalls aufspaltete, zum einen in die gräfliche, zum anderen in die freiherrliche Linie. Die gräfliche Linie beginnt mit Franz, der von 1801 bis 1881 lebte und seiner Verdienste wegen Ludwig II. in den erblichen Grafenstand des Königreiches Bayern erhoben wurde. Friedrich, der jüngste Bruder von Franz, steht am Anfang der freiherrlichen Linie. So haben wir noch heute eine gräfliche Linie mit Sitz in Jettingen und eine freiherrliche Linie mit Sitz in Wilflingen.

Diese – und noch verschiedene andere – Besitzungen erwarben die Schenken von Stauffenberg zumeist als Erbteil ihrer Ehefrauen. Auf diesem Wege gelangte das eben genannte Wilflingen um 1470 in die Hände der Schenken, desgleichen im 16. Jahrhundert Amerdingen und im 17. Jahrhundert Rißtissen, Lautlingen, Baisingen und Geislingen. Andere Besitzungen hingegen wurden schlichtweg gekauft – wie etwa Eberstall und Jettingen. Die fränkische Burg Grafenstein wiederum kam in die Familie als Anerkennung für herausragende Verdienste.

Die Schenken von Stauffenberg nannten eine stattliche Anzahl weiterer Besitzungen vorübergehend ihr eigen, die dann wieder in andere Hände gerieten, entweder durch Verkauf oder aber durch das Aussterben von Nebenlinien. Insgesamt läßt sich eine über Jahrhunderte konsequent verfolgte Besitzpolitik der Familie beobachten: An besonders ertragreichen Gütern hielt man grundsätzlich immer fest; weniger ertragreiche dagegen konnten gegebenenfalls wieder abgestoßen werden. Die Familie hat es außerdem wiederholt verstanden, vereinzelt Fälle von Verschwendungssucht durch testamentarische Verfügungen zu bremsen. Die betreffenden Personen durften ihr Erbe nicht veräußern oder mit Schulden belasten und mußten sich verpflichten, einen Teil der Erträge aus diesen Gütern ebendort wieder zu investieren.

### Im Dienst der Zollergrafen

In der Sorge um ihre Güter sahen die Schenken freilich keineswegs ihre alleinige Lebensaufgabe. Sie treten uns ja gleich zu Beginn ihrer Geschichte entgegen als Verwaltungsfachleute im Dienste der Grafen von Zollern. Von diesen zogen sich die Stauffenberger im 15. Jahrhundert jedoch zurück, nachdem ein Bruderkrieg unter den Zollern ihre Loyalität übermäßig strapaziert hatte. Nun versuchten sie es mit den Württembergern, was auch gut ging, bis Herzog Ulrich an die Regierung kam. Dieser war in den Augen der Schenken ein Mörder und Gesetzesbrecher, darüber hinaus ein Ketzer, mit dem sie nichts zu tun haben wollten.

Seit der Reformationszeit finden wir die Schenken sodann jahrhundertlang immer wieder in kaiserlichen Diensten.

Die Reformation eröffnete ihnen aber mittelbar ein weiteres Betätigungsfeld. Die fränkische Reichsritterschaft war nämlich zum größten Teil protestantisch geworden und räumte damit die bislang vom fränkischen Adel besetzten Domherrenstellen an den Bischofssitzen von Bamberg, Würzburg und Eichstätt. Demzufolge wurde es nach der Reformation etwas leichter, auf eine dieser sehr begehrten Pfründe zu gelangen. Solchergestalt begegnen wir 1579 dem Schenken Sebastian aus Wilflingen als Domherrn in Würzburg und Bamberg.

Bis 1802 zählen wir 17 Domherren in der Familie, einer davon brachte es bis zum Generalvikar und zwei gelangten schließlich sogar auf Bischofsstühle. Die seit der Reformation angespannten Beziehungen führten dazu, daß die Brüder, Neffen und Vettern der Domherren hohe Ämter in fürstbischöflichen Diensten erhielten. Als Amtsleute, Statthalter, Stallmeister, Kämmerer, Geheimräte und Hofmarschälle dienten sie vor allem den Fürstbischöfen von Würzburg und Bamberg, aber auch denen von Regensburg, Eichstätt, Konstanz und Augsburg, ja selbst den Kurfürsten und Erzbischöfen von Trier und Mainz.

Wie man sieht, fanden die Schenken von Stauffenberg an einer Verwaltungstätigkeit mehr Gefallen als am Militärdienst. Dennoch beteiligten sich einzelne Angehörige der Familie an zahlreichen Kriegen des Spätmittelalters und der Neuzeit.



Der Kirchenmann: Johann Franz Schenk von Stauffenberg, geb. 1658, gest. 1740, Fürstbischof von Konstanz 1704–1740.



Der Parlamentarier: Franz Schenk Freiherr von Stauffenberg, geb. 1834, gest. 1901, Mitglied des Reichstags 1871–1892.

An dieser Stelle sei der allgemeine Überblick über die stauffenbergische Familiengeschichte abgebrochen. Befassen wir uns nun mit drei Angehörigen des Geschlechts, die sich ganz besondere Verdienste erworben haben. Dabei sollen drei verschiedene Jahrhunderte und drei verschiedene Bereiche des öffentlichen Lebens wie auch drei verschiedene Linien der Familie zur Sprache kommen.

### Fürstbischof von Konstanz

Beginnen wir mit dem 18. Jahrhundert: Da ist zunächst Johann Franz Schenk von Stauffenberg, der von 1704 bis 1740 Fürstbischof von Konstanz und außerdem seit 1737 auch noch Fürstbischof von Augsburg war.

Auf Bischof Johann Franz geht das Wiederaufleben der Heilig-Blut-Verehrung auf der Insel Reichenau zurück. Die Reliquie vom Heiligen Blut war 1634 beim Herannahen der Schweden in das Kloster Günterstal gebracht worden, wo sie dann allmählich in Vergessenheit geriet. Erst hundert Jahre später, 1737, entdeckte man die Reliquie dort aufs neue und Bischof Johann Franz ließ sie 1738 bei einer äußerst prunkvollen Prozession zum ersten Mal wieder zeigen. Auf des Bischofs eigene Kosten wurde dann der kostbare Heilig-Blut-Altar geschaffen; die Wallfahrt blieb seitdem bestehen.

Als Kind seiner Zeit trat Bischof Johann Franz auch als Bauherr in Erscheinung. Er ließ nicht nur das Familienschloß Wilflingen und die dortige Pfarrkirche umbauen, sondern er ging außerdem daran, in Meersburg eine standes- und zeitgemäße Residenz zu errichten.

In der Reihe der Konstanzer Bischöfe ragt Johann Franz indessen aus einem anderen Grunde hervor. Er veranlaßte den Bau des Priesterseminars in Meersburg, der 1735 vollendet wurde. Damit konnte die Priesterausbildung des Bistums endlich in einem Rahmen ablaufen, wie ihn schon 1564 das Konzil von Trient vorgeschrieben hatte. Die Bedeutung eines Priesterseminars können wir nicht hoch genug einschätzen, denn eine wohlgeordnete Priesterausbildung ist die unabdingbare Voraussetzung für eine geregelte Seelsorge und damit für ein geregeltes kirchliches Leben überhaupt. Die mangelhaften theologischen Kenntnisse der Geistlichen hatten ja in der Reformationszeit ein rasches Ausbreiten der neuen Lehre ermöglicht, und die innerkatholische Kirchenreform ging gerade in jenen Bistümern zügig vonstatten, in welchen energische Bischöfe die Einrichtung eines Priesterseminars vorantrieben. Dazu gehörte freilich Geld, und im Bistum Konstanz herrschte unablässig chronische Geldnot. Der Bau eines Priesterseminars erschien unerschwinglich und man behalf sich jahrhundertlang mit Provisorien. Es war Bischof Johann Franz, der

an diesem entscheidenden Punkt der Kirchenreform im Bistum Konstanz schließlich doch noch akzeptable Verhältnisse schuf.

Nun verlassen wir den Kirchenmann des 18. Jahrhunderts und wenden uns dem Politiker des 19. Jahrhunderts zu:

### Dann, im 19. Jahrhundert

Da stehen gleich zwei Vertreter der Familie Stauffenberg zur Auswahl: auf der einen Seite der tatkräftige und organisationsbegabte Franz, den der bayerische König in den Grafenstand erhob, und auf der anderen Seite der feinsinnige und hochgebildete Neffe des vorigen, ebenfalls mit Namen Franz, dem die Universität Würzburg den Titel eines Ehrendoktors verlieh.

Soweit zu sehen ist, hat die Geschichtswissenschaft dem Onkel bisher größere Aufmerksamkeit geschenkt als dem Neffen, über den man sicherlich ebenfalls eine so interessante Doktorarbeit schreiben könnte wie über Baron Franz, den Reichstagsabgeordneten, der von 1834 bis 1901 lebte.

Er muß ein außergewöhnlich begabter Schüler gewesen sein, der wegen seiner vorzüglichen Leistungen sogar eine Klasse überspringen durfte und auf diese Weise bereits mit 17 Jahren sein Studium begann. Als er die Universität verließ, war er 21 – so alt wie heutzutage viele Abiturienten. Baron Franz trat dann sogleich in den Staatsdienst ein. Die Tätigkeit als Strafverfolger bei der Augsburger Staatsanwaltschaft scheint jedoch den feinfühlig-jungen Mann ziemlich belastet zu haben. 1866 gab er den Beruf auf und zog noch im selben Jahr als Abgeordneter für die Liberalen in den bayerischen Landtag ein. Sein erster Gesetzesantrag zeigt uns deutlich, was ihn an seinem früheren Beruf gestört hatte: Er forderte die Abschaffung der Todesstrafe. Für eine solche Einstellung war die Zeit freilich noch nicht reif; der Antrag wurde abgelehnt.

Baron Franz gehörte dem bayerischen Landtag mit kurzen Unterbrechungen fast bis zum Ende des Jahrhunderts an, zeitweise war er sogar dessen erster Präsident. Außerdem finden wir den feinsinnigen Baron jahrzehntlang im Deutschen Reichstag, wo er mehrere Jahre das Amt des ersten Vizepräsidenten innehatte. Darüber hinaus war er auch noch verschiedentlich als Minister im Gespräch.

Seine Gesetzesanträge und seine politischen Reden kennzeichnen ihn als lupenreinen und kompromißlosen Liberalen. Er setzte sich ein für den gesetzlichen Schutz parlamentarischer Minderheiten, für eine Trennung von Kirche und Staat, für öffentliche Verhandlungen bei den Militärgerichten und für größere Kontrollbefugnisse des Parlaments. Staatliche Monopole lehnte er genauso ab wie Schutzzölle oder das Bismarck'sche Sozialistengesetz.

### In hellseherischer Frische

Das Urteil des Barons über die militärische Aufrüstung in jener Zeit ist von einer geradezu hellseherischen Aktualität und von einer solchen Frische, daß eine kleine Kostprobe angebracht erscheint. Es sei aus einer Wahlrede zitiert, die Baron Franz in Erlangen hielt:

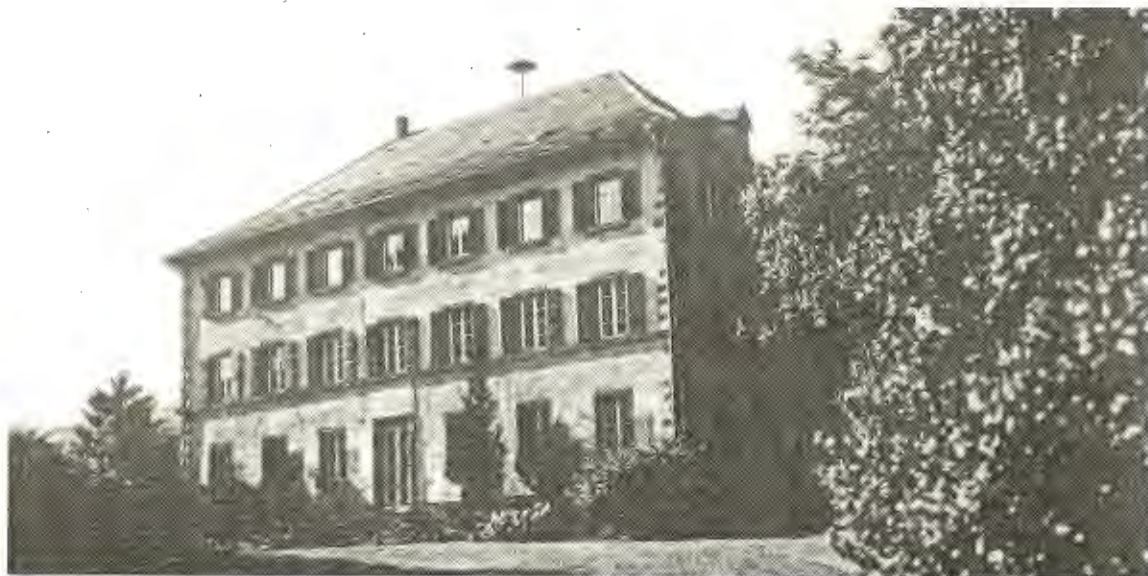
„Europa starrt in Waffen, und man könnte sich wohl fragen, wie das enden soll. Der Erfindergeist hat sich in der neuesten Zeit auf Herstellung von Vernichtungswerkzeugen mit Vorliebe geworfen; in kurzen Zwischenräumen werden immer neue Festungswerke, neue Waffen nötig, und alle Ausgaben sind umsonst gemacht, und auf diesem bodenlosen Weg geht es ruhig weiter ...“

Solche Töne mußten in dem Reich Bismarcks unweigerlich zu einem Konflikt führen. Und in der Tat: Bismarck hatte es zwar wiederholt verstanden, die Liberalen im Reichstag vor



Der Widerstandskämpfer: Claus Schenk Graf von Stauffenberg, geb. 1907, erschossen am 20. Juli 1944, Oberst im Generalstab, Stabschef des Ersatzheeres.

Das Stauffenberg-Schloß in Lautlingen



seinen eigenen Karren zu spannen, doch Stauffenberg und einige seiner Parteifreunde wollten sich dies auf die Dauer nicht gefallen lassen. Sie spalteten sich von der Nationalliberalen Partei ab, gründeten die Deutsche Freisinnige Partei und brachten solchermaßen das damalige Parteigefüge ordentlich durcheinander.

**Attentat auf den Diktator**

Damit wird sehr deutlich und nachdrücklich belegt, wie konsequent und gradlinig unser Baron seine politischen Zielvorstellungen verfolgte. Eben dieses gilt in einem nicht überbietbaren Maße für den dritten Schenken von Stauffenberg, der hier vorgestellt werden soll: Graf Claus, der ein Attentat auf den nationalsozialistischen Diktator versuchte. Durch ihn ist der Name Stauffenberg heute allgemein bekannt, und es gibt wohl keine ernstzunehmende Veröffentlichung, die seinem Handeln nicht Respekt und Anerkennung entgegenbrächte.

Claus verbringt Kindheit und Jugend überwiegend in Stuttgart, wo er an dem noblen Eberhard-Ludwigs-Gymnasium das Abitur ablegt. Zur Überraschung seiner Familie entscheidet er sich sodann für den Militärdienst. Auf der Infanterie- und Kavallerieschule wie auch auf der Kriegsakademie glänzt er als Jahrgangsbester. Sein scharfer Verstand, seine überwältigende Schaffenskraft und sein großes Organisationstalent verhelfen ihm zu einer steilen Karriere, die ihn sehr früh in leitende Positionen beim Generalstab gelangen läßt.

Sein beruflicher Werdegang ist ohne Mühe nachzuzeichnen; größere Mühen macht es dagegen, die Welt seines Denkens zu erschließen. Als aktiv handelnder Gegner des Naziregimes mußte er mit mündlichen und schriftlichen Äußerungen vorsichtig sein; die braune Terrorjustiz hat seine engsten Vertrauten hinweggerafft und auch seine Familie blieb weitgehend uneingeweiht, weil er ihr Leben nicht unnötig gefährden wollte. Seine Einstellung zum Nationalsozialismus in den frühen dreißiger Jahren kann somit nur vage umschrieben werden. Bei sorgfältigem Abwägen aller Informationen könnte man vielleicht sagen: ein distanzierteres, nüchternes und emotionsloses Differenzieren und Abwägen.

Im Laufe der Jahre gewinnt das Bild jedoch immer schärfere Konturen, die Haltung von Claus wird zunehmend klarer und eindeutiger. Diese Entwicklung tritt recht anschaulich zutage durch die Vokabeln, die Graf Claus für den Diktator übrig hat. Anfang 1938 nennt er in „Tapezierer“, Ende 1938 einen „Narren“, 1943 „Verbrecher“ und um die Jahreswende 1943/1944 „das Böse an sich“.

Unklar blieb hingegen freilich, wann sich Claus zum aktiven Handeln gegen das Hitler-

Regime entschloß. Erste Kontakte zu militärischen Widerstandskreisen bestanden mit Sicherheit bereits um 1939. Die endgültige Entscheidung dürfte Claus jedoch im Sommer 1943 getroffen haben. Als er im Oktober 1943 seine Arbeit als Generalstabschef beim Allgemeinen Heeresamt aufnahm, begann er mit den organisatorischen Vorbereitungen für ein Attentat. Die Beseitigung des verbrecherischen Diktators war indes nur als erster Schritt gedacht auf dem Wege zu einem größeren Ziel:

Nach Hitlers Tod sollte die Nazi-Partei mit Hilfe des Heeres entmachtet und dann Deutschland von Grund auf neu gestaltet werden. So galt es, einen Attentäter zu finden, ein konspiratives Netz aufzubauen und realisierbare Vorstellungen zu entwickeln für eine zukünftige Staats- und Gesellschaftsordnung. Die Suche nach einem Attentäter erwies sich als äußerst schwierig. Man brauchte einen erklärten Gegner der Nazis, der Zugang zu Hitler hatte und außerdem bereit war, die moralische Last einer solchen Tat auf sich zu nehmen.

Im Juni 1944 ergab sich plötzlich eine völlig neue Situation. Claus wurde Stabschef beim Befehlshaber des Ersatzheeres und kam dadurch selbst mit Hitler in Berührung. Nun stand fest, wer das Attentat ausführen sollte. Auch mußte er rasch handeln, denn durch die

alliierte Invasion in der Normandie war der totale Zusammenbruch Deutschlands in unmittelbarer Nähe gerückt. Am 20. Juli schritt er zur Tat.

Als bekannt wurde, daß Hitler das Attentat überlebt hatte, versuchte Claus dennoch unbeirrt, den Staatsstreich herbeizuführen. Dadurch wollte er vor der Welt und vor der Geschichte zeigen, daß es Deutsche gab, die den entscheidenden Wurf wagten.

Wenigstens dieses Ziel hat er erreicht – und dafür sein Leben geopfert.

Aus dem hier Dargelegten eine Schlußfolgerung zu ziehen, dürfte nicht schwer sein für unsere drei stauffenbergischen Orte im Zollernalbkreis: Ihrer historischen Verbindung mit den Schenken von Stauffenberg brauchen sie sich wahrhaftig nicht zu schämen.

**Literatur:**  
Christian Müller, Oberst i. G. Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Düsseldorf 1970.

Rudolf Reinhardt, Johann Franz Schenk von Stauffenberg. In: Elmar Kuhn u. a. (Hg.), Die Bischöfe von Konstanz, Bd. 1: Geschichte und Kultur, Friedrichshafen 1988, S. 404-407.

Gerd Wunder, Die Schenken von Stauffenberg. Eine Familiengeschichte, Stuttgart 1972. (= Schriften zur südwestdeutschen Landesgeschichte, 11. Band).

**BILDER AUS ALTER ZEIT**

Vor mehr als 42 Jahren – im November 1951 – ist dieses Bild in Rosenfeld aufgenommen worden. Foto: Kreisarchiv



# „Pannonischer Reigen“ im Burgenland

Viele Abstecher – auch nach Wien/Heimatkundliche Vereinigung auf Exkursion

Es war ein „Pannonischer Reigen“, den die Heimatkundliche Vereinigung bei ihrer Exkursion in das Burgenland erleben durfte. Dieser Reigen umfaßte die ganze Vielfalt dieses Grenzlandes im Osten von Wien. Dort wurde über Jahrhunderte gekämpft um Herrschaft und um Siedlungsraum, und das bis in unsere Zeit. Vor Wien wurde die Kultur Mitteleuropas mit dem Christentum gegen die anstürmenden Reiterhorden und Heere aus Asien verteidigt – und bis vor wenigen Jahren grenzte sich auch dort die waffenstarrende sozialistische Diktatur des Ostens mit dem Eisernen Vorhang gegen den freien Westen ab. Jetzt hat die Exkursionsgruppe, wie bei einem Reigen der sich weiterdreht, die völkerverbindende Brückenfunktion Pannoniens erfahren.

Deutsche, Ungarn, Kroaten und Slowaken leben und schaffen in diesem Land, das sich grenzüberbrückend Pannonien nennt. Als Markenzeichen gibt das Burgenland, in dem seit der Zeit der Römer der Weinbau betrieben wird, seinen großen Weinen das Gütesiegel „Pannonischer Reigen“. Es hat sich gelohnt, diese Weine zu kosten – und dann blieb es nicht beim kosten.

In Neusiedel am See wurde während dieser acht Tage Hotelunterkunft mit bester Gastronomie bezogen. Die Busfahrten zu den Sehenswürdigkeiten der Städte, Schlösser und Burgen, zu den Zentren von Kunst und Kultur führten durch ein Blütenmeer, Flieder durfte, Kastanienalleen leuchteten übervoll mit weißen oder roten Blütenkerzen, Wiesen und Raine prangten in der bunten Frühjahrsblüte. Wen wundert es, daß im Bus herzlich gesungen wurde.

Die Burgen gaben dem Burgenland seinen Namen. So wurden die ehemaligen Festungen Burg Schlaining, das Bollwerk Forchtenstein und die Ritterburg Lockenhaus besichtigt. Sehenswerte Ausstellungen zeugen von der Schutzfunktion und der politischen Bedeutung dieser Burgen. In Lockenhaus gaben die cathedralartigen gotischen Gewölbe des überdimensionalen Rittersaales und der feierlich mystische unterirdische Sakralraum, der an Bauten des Templer-Ordens erinnert, Anregung zum Studium über die Bedeutung der Ritter dieses christlichen Ordens; aber Urkunden über diese bedeutende Zeit der Burg schweigen noch.

Auch Ödenburg-Sopron in Westungarn und Preßburg (Bratislava), Hauptstadt der Slowa-

kei, zeugen mit ihrem Namen von deren wehrhafter Vergangenheit. Beeindruckend war die Bautätigkeit in diesen Städten – und wie sorgsam die historische Bausubstanz renoviert wird.

Barocke Baukunst kennzeichnet die Dankbarkeit und Freude über die Errettung Wiens und Mitteleuropas vor dem Ansturm des Islams und der Türken im 17. Jahrhundert. Die Schlösser des Prinzen Eugen von Savoyen im Marchfeld, seine Belvedere-Schlösser in Wien und der imposante Bau der Karlskirche sind Zeichen dieses befreienden Bauaufschwunges. Die großangelegten Renovierungen und Sonderausstellungen höchster Qualität, die jährlich wechseln, lohnten Besuch und Besichtigungen. Es war zauberhaft, was unter dem Motto „Zauberfarben – Farbenzauber“ an eleganten Glasexponaten gezeigt wurde. Bildergalerien mit Werken von Rubens bis heute wurden im Belvedere und Schloß Harrach bewundert. Das Habsburger Schloß Halbturn zeigte mit seiner Sonderausstellung „Die verlorene Moderne“ die Lücke auf zwischen dem Jugendstil bzw. der Wiener Sezession und der heutigen „Postmoderne“.

Dazu war der Besuch im ganz neu geschaffenen Kunsthaus Wien faszinierend. Hundertwasser war hier am Werk – beim Bau, bei der Gestaltung des sehr ansprechend gestalteten Restaurants und Cafés und bei der Galerie. Daß Hundertwasser aus einem umstrittenen Projekt ein Vorzeigeobjekt machen kann, zeigen seine Gestaltungen an Müllverbrennungsanlage und Fernheizkraftwerk mitten in Wien. Die Schornsteine sind eine neue Besucherat-

traktion geworden; mit Blick vom Turm des Stephansdoms sind sie besonders eindrucksvoll.

Der „Pannonische Reigen“ wäre unvollständig geblieben, wenn nicht seinen großen Persönlichkeiten in Politik und Musik nachgegangen worden wäre. Fürst Esterhazy war Mäzen und Arbeitgeber von Joseph Haydn. Besichtigt wurden die Esterhazy-Residenzen in Eisenstadt und Esterhaza-Fertöd, die von Esterhazy gebaute barocke Basilika Frauenkirchen, die von tiefer Frömmigkeit zeugenden Kalavarienberg in Frauenkirchen und Eisenstadt und die von Esterhazy damals neu erbaute Zisterzienser-Klosterkirche Marienberg, damals ein Ort der Verwüstung, heute eine Oase der Ruhe.

Das Haydn-Geburtshaus in Rohrau und dessen Mausoleum in Eisenstadt wurden besichtigt, und das Haydnkonzert im Esterhazy-Schloß zu Eisenstadt war ein Höhepunkt. Die anderen Künstlerpersönlichkeiten wurden auf dem Zentralfriedhof und dem St.-Marx-Friedhof in Wien besucht. Johann Strauß wurde ein Abend in der Volksoper gewidmet mit „Eine Nacht in Venedig“ – beste Künstlerbesetzung. Noch viel wäre zu berichten von dieser Exkursion, die der Vorsitzende der Heimatkundlichen Vereinigung, Professor Christoph Roller, plante und leitete. Um die langen Anfahrts- und Rückfahrtszeiten zu unterbrechen, wurden nicht nur reichlich bemessene Mittagspausen in schöner Umgebung eingelegt, sondern auch die in die Anfänge der christlichen Mission zurückreichenden Klosteranlagen in Mondsee und St. Florian besichtigt.

So schloß sich für die Exkursionsgruppe der „Pannonische Reigen“ zu einer politischen, wirtschaftlichen und künstlerischen Symbiose von der Zeit des Römischen Reiches und Christi Geburt bis in die Gegenwart. Viel wurde angesprochen, noch mehr kann nach diesem Erlebnis vertieft werden. Prof. Künstler hat ja wieder eine Tonbildschau verfaßt.

## BILDER AUS ALTER ZEIT

Über das Geislingen der fünfziger Jahre geht der Blick auf die Albberge.

Foto: Kreisarchiv



### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5  
72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Albkuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 40

31. August 1993

Nr. 8

## Die Bildung des Zollernalbkreises 1973

Wie es vor 20 Jahren dazu kam – Von Dr. Andreas Zekorn/Balingen

Vor 20 Jahren schlug die Geburtsstunde des Zollernalbkreises. Zum 1. 1. 1973 wurde der Kreis Hechingen aufgelöst und mit dem Kreis Balingen zum Zollernalbkreis vereinigt. Die Kreisreform bedeutete einen wesentlichen Einschnitt für alle Landkreisbewohner. Nach Vorüberlegungen erfolgte der eigentliche Anstoß zur Kreisreform 1969 mit dem Denkmodell der Landesregierung. Die Landesregierung beabsichtigte damals, die Verwaltung hinsichtlich künftiger Anforderungen zu modernisieren, wirtschaftlicher zu gestalten und ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Zugleich sollte die Verwaltung bürgernah und der Verwaltungsaufbau gemäß dem Grundsatz der Einräumigkeit der Verwaltung vereinfacht werden. Diese Zielsetzungen wollte man unter anderem durch eine Neugliederung der Landkreise erreichen. Im Denkmodell der Landesregierung war von Anfang an vorgesehen, die Kreise Hechingen und Balingen zu vereinigen. Als Kreissitz wurde Balingen wegen seiner verkehrsgünstigen Lage und seiner wirtschaftlichen Position vorgeschlagen.

Balingen hielt sich zunächst mit Äußerungen zur Kreisreform zurück, weil der Kreis in seinem Bestand nicht gefährdet wurde. Der Landkreis Hechingen hingegen protestierte sofort gegen die Pläne, die seine Auflösung zum Ziele hatten. Welche Abweichungen man den Plänen der Landesregierung in Hechingen entgegenbrachte, mag ein Vorschlag illustrieren, der an Fastnacht 1970 in Hechingen auftauchte: „Zur Abwendung einer eventuellen Invasion aus dem Kreis Balingen (wird) ... auf der Kreisgrenze ... eine sieben Meter hohe Wand nach dem Vorbild der Berliner Mauer errichtet.“

### Neue Idee: ein Großkreis

Im Februar 1970 wurde eine neue Variante ins Spiel gebracht: ein Großkreis Hechingen – Balingen – Sigmaringen. Urheber der Idee war vermutlich der damalige Saulgauer Landrat Steuer. Sein Kreis war ebenfalls von der Auflösung bedroht und sollte mit dem Landkreis Sigmaringen vereinigt werden. Die Saulgauer zog es aber vehement nach Biberach. Mit dem Vorschlag einen Großkreis Hechingen – Balingen – Sigmaringen zu bilden, wollte Landrat Steuer wohl den vorgesehenen Partner Sigmaringen aus dem Rennen werfen, um ungehindert die Ehe mit Biberach eingehen zu können.

Die Idee zur Bildung eines Großkreises griff der damalige Innenminister Krause sofort auf und tat sie gegenüber der Presse kund. Als neuen Sitz des Großkreises nannte man Ebingen, da es am zentralsten lag. Mit diesem Vorschlag wurde sogleich ein Konflikt zwischen Balingen und Ebingen heraufbeschworen. Dr. Hoss, Ebingens Oberbürgermeister zu dieser Zeit, plädierte umgehend für den Großkreis und schlug auch gleich einen Namen für ihn vor: Zollern-Alb-Kreis. Als Kreissitz sprach er sich für Ebingen wegen dessen günstiger geographischer Lage aus. Die Stadt Balingen, mit ihrem Oberbürgermeister Hagenbuch an der Spitze, bestand dagegen auf ihrem Recht als alte Kreis- und frühere Oberamtsstadt. Um diese Stellung nicht zu verlieren, war man auch gegen eine Einbeziehung Sigmaringens in den neuen Kreis. In der Folgezeit wurden die Argumente zwischen den beiden Städten mit Verve ausgetauscht.

Die Diskussion um den Großkreis währte bis in den Sommer 1970, bis sich eine Kommission des Landes Baden-Württemberg gegen das

Projekt aussprach und sich zudem der Kreis Sigmaringen mehr an Saulgau und der Kreis Hechingen mehr an Tübingen interessiert zeigte.

In zwei Kommissionen, der Reschke- und der Dichtelkommission, so genannt nach ihren jeweiligen Vorsitzenden, war der Großkreis „Zollern-Alb“ zwar auch diskutiert worden, doch kam man schließlich zu der Auffassung, daß „ein solcher Landkreis nach Einwohnerzahl und Fläche ... nicht verwaltbar sei.“ Zugleich stimmten die Kommissionen auch gegen einen Zusammenschluß Hechingens mit Tübingen, da sich dann keine „befriedigende Lösung für den Raum Balingen – Hechingen“ mehr finden ließe. Der Dichtelkommission übrigens auch der Ebinger Oberbürgermeister Dr. Hoss an.

### Welche Meinungen wurden nun in Sigmaringen und Hechingen vertreten?

Der Sigmaringer Landrat Dr. Gögler hatte sich bereits früh gegen einen Großkreis ausgesprochen und favorisierte den Zusammenschluß mit Saulgau. Als Alternative hatte er noch die Frage aufgeworfen: „Warum dann nicht Hohenzollern belassen?“ Diese Möglichkeit, also ein Zusammenschluß der Kreise Hechingen und Sigmaringen, wurde aber anscheinend nicht weiter diskutiert. Vermutlich waren die Nachteile eines – geographisch gesehen – so langgezogenen Kreises zu offensichtlich.

Im Juli 1970 sprachen sich der Kreistag von Hechingen und in der Folgezeit auch zahlreiche Gemeinden des Kreises primär für einen Erhalt des Kreises Hechingen aus. Falls dies aber nicht möglich wäre, wurde klar eine Zuordnung nach Tübingen gefordert. Als Argumente pro Tübingen führte man die stärkere Anziehungskraft des Oberzentrums Tübingen wegen seiner zahlreichen Behörden, die bessere verkehrsmäßige Anbindung und stärker ausgeprägte wirtschaftliche Beziehungen an. Sodann wurde die Auffassung vertreten, daß die überörtlichen kommunalen Einrichtungen des Kreises Hechingen, wie Kreis Krankenhaus und Berufsschulen, für den Kreis Tübingen eine wertvollere Ergänzung darstellen könnten als für Balingen. Später fügte man noch hinzu, daß Tübingen eine niedrigere Kreisumlage und weniger Schulden als Balingen besitze.

Im übrigen tendierten nicht alle Gemeinden des Kreises Hechingen nach Tübingen. Die Lage war kompliziert. Es gab sehr vielfältige und differenzierte Meinungen. Die Gemeinden des unteren Bezirks und Empfingen und Fischingen zog es in Richtung Horb/Freudenstadt bzw. nach Tübingen. Der Raum Haigerloch sprach sich mit Ausnahme Bad Imnaus für Balingen aus. Ebenso votierten Grosselfingen und Bisingen mit seinen heutigen Teilorten für Balingen. Jungingen und Stetten bei Hechingen wollten nach Balingen, unter dem Vorbehalt, daß die gesamte Raumschaft Hechingen zu Balingen komme. Die Raumschaften Hechingen, Killertal, Burladingen und Rangendingen stimmten, wie gesagt mit Ausnahmen, für einen Anschluß an den Kreis Tübingen. Dies war, grob skizziert, das Meinungsbild im Kreis Hechingen. Festzuhalten bleibt klar, daß sich der Kreistag und wesentliche Teile des Kreises für einen Anschluß an Tübingen aussprachen.

Balingen verhielt sich relativ neutral und wollte „in keinen Wettlauf mit Tübingen“ eintreten, so der damalige Landrat Dr. Lazi. Allerdings wurde von Balingen Seite, sicher nicht ganz zu Unrecht, betont, daß sich die Wirtschaftsstrukturen der beiden Kreise ähnlicher wären, die Verkehrswege mindestens ebenso günstig nach Balingen wie nach Tübingen verliefen und die Zentralitätsfunktion Hechingens zwar Einbußen erlitt, aber Hechingen und Balingen sich bei den kommunalen Einrichtungen, wie Krankenhaus- und Schulwesen, sinnvoll ergänzen könnten.

Die Gespräche zwischen Balingen und Hechingen verliefen – trotz zum Teil konträrer Auffassungen – in einer positiven Atmosphäre. Der Hechinger Landrat Dr. Mauser betonte später, daß sich die Organe des Kreises Balingen stets korrekt und loyal verhalten hätten.

### Verteilung des Kreises Hechingen?

Ende 1970 schien also alles dafür zu sprechen, als ob die „Verteilung des Kreises Hechingen“ beschlossene Sache wäre. Doch dann traten Ereignisse ein, die dem Verlauf der Dinge eine ganz andere Richtung gaben. Bereits im Dezember 1970 zeichnete es sich ab, daß weite Teile der Bevölkerung Hechingens zu einem Zusammenschluß mit Balingen tendierten. Bei einer gemeinsamen Umfrage der großen Parteien stimmten 77 Prozent der Befragten pro Balingen. Im Januar 1971, kurz vor den entscheidenden Beratungen des Landtags, schlugen die Wellen in Hechingen hoch.

Vor allem ein Faktum scheint zunehmend ins Bewußtsein der Bevölkerung gedrungen zu sein und Stimmung für Balingen gemacht zu haben: die Tatsache, daß das Wahrzeichen Hechingens, die Burg Hohenzollern, bei der geplanten Aufteilung des Kreises von Hechingen getrennt und mit Bisingen, auf dessen Gemarkung die Burg liegt, in den Zollernalbkreis gelangt wäre. Selbst Prinz Louis Ferdinand von Preußen und Fürst Friedrich-Wilhelm von

Hohenzollern-Sigmaringen sprachen sich aus dem genannten Grund für den Zollernalbkreis aus.

Zahlreiche Gedichte wie das folgende erschienen:

„Zollernburg und Zollernland  
unzertrennlich Hand in Hand  
woll'n wir treu zusammenstehn  
dann wird uns kein Leid gescheh'n.“

Die Lage spitzte sich zu. Eine Bürgeraktion „Zollern-Alb-Kreis“ wurde in Hechingen gegründet, die einen Bürgerentscheid in der Stadt anstrebte. Kreistag und zahlreiche Gemeinderäte plädierten indes nach wie vor für einen Anschluß an Tübingen. Am 4. April 1971 war es dann soweit: es kam zum Bürgerentscheid in der Stadt Hechingen. 86 Prozent der Wähler stimmten für Balingen, allerdings bei einer Wahlbeteiligung von nur 56 Prozent. Damit waren die Würfel gefallen.

Sogleich war bei den Nachbargemeinden Hechingens, die nach Tübingen tendierten, ein Mitzieheffekt zu verspüren. Junglingen und die anderen Gemeinden, die schon zuvor gemeinsam mit Hechingen zu Balingen wollten, fühlten sich in ihrer Auffassung bestätigt.

#### Dann kam alles anders

Der Bürgerentscheid in Hechingen war schließlich auch ausschlaggebend für die Entscheidung des Sonderausschusses des Landtags für Fragen der Verwaltungsreform am 30. April 1971. Mit 24 von 25 Stimmen bei einer Enthaltung schlug jener Ausschuss den gesamten Mittelbereich Hechingen, mit Ausnahme Hörschwags, das zunächst nach Reutlingen kam, dem neuen Zollernalbkreis zu. Die gesetzliche Fixierung durch den Landtag im Juli 1971 war dann fast nur noch Formsache. Damit stand fest: der gesamte Kreis Hechingen wurde mit Ausnahme einiger weniger Gemeinden mit dem Kreis Balingen zum Zollernalbkreis vereinigt.

Das ganze Jahr 1972 über war man anschließend in beiden Landratsämtern mit der Verwaltungsüberleitung beschäftigt. Im September 1972 wählte der vorläufige Kreistag, gebildet aus Vertretern der Balingen und Hechinger Kreistage, den bisherigen Balingen Landrat, Dr. Lazi, zum Amtsverweser. Dr. Lazi wurde auch der erste Landrat des neuen Zollernalbkreises, der am 1. 1. 1973 ins Leben trat.

Am 15. September 1972 hatte in einer würdigen Feierstunde im Grafensaal der Burg Hohenzollern noch die letzte Sitzung des Hechinger Kreistags stattgefunden. Manch einem werden dabei die gereimten Worte des ehemaligen Landrats Speidel in den Sinn gekommen sein:

Was Krieg und Stürmen nicht gelungen,  
zu lähmen unsre eigne Kraft,  
Mit schlauer List ist's nun errungen,  
jetzt hat es Württemberg geschafft.

Der dieses schöne Land zerrissen,  
Der hat die Eintracht nie gekannt,  
Die Einheit mußten wir vermissen,  
Leg' Trauer an mein Zollernland!“

Interessant scheint abschließend eine kurze Betrachtung aus der Perspektive 20 Jahre nach Bildung des Zollernalbkreises auf die bei der Kreisreform geäußerten Argumente zu sein. Der neue Zollernalbkreis, unterstützt durch das Sonderstrukturprogramm des Landes, tat viel, um den Zentralitätsverlust der Stadt Hechingen auszugleichen. Hechingen blieb ein bedeutendes Mittelzentrum. Sowohl Kreisbehörden (Lastenausgleichsamt, Kfz-Zulassungsstelle, Sozialer Dienst und Lebensberatungsstelle), wie auch staatliche Behörden (Amtsgericht, Landgericht, Gesundheitsamt, Forstamt und Vermessungsamt) bleiben Hechingen erhalten. Hinzu kommen das Kreiskrankenhaus und zahlreiche Bildungseinrichtungen.

Vergleicht man weiterhin die Zahlen, die in der Diskussion um die Kreisreform Anfang der 70er Jahre für Tübingen sprachen, so sind hier signifikante Änderungen zu erkennen. 1970 betrug der Schuldenstand des Kreises Balingen 18 Mio. DM, derjenige Tübingens dagegen nur ca. 1,5 Mio. DM, d. h. auf jeden Einwohner kamen in Tübingen nur 10.- DM, in Balingen dagegen 161.- DM Schulden.

Heute haben sich die Verhältnisse sehr zugunsten des Zollernalbkreises gewandelt: Tübingen besaß 1991 eine Schuldenlast von nahezu 55 Mio. DM, der Zollernalbkreis dagegen nur knappe 42 Mio. Der Schuldenstand je Einwohner beträgt im Zollernalbkreis 228.- DM, in Tübingen dagegen 286.- DM. Noch eindrücklicher demonstriert der Hebesatz bei der Kreisumlage die guten wirtschaftlichen Verhältnisse des Zollernalbkreises: 1970 betrug er in Balingen 19,6 Prozent, bis 1991 sank der Hebesatz auf 19,4 Prozent. In Tübingen dagegen stieß dieser Satz von 10,5 Prozent auf 23 Prozent.

Nach 20 Jahren Zollernalbkreis ist also zunächst einmal eine positive Bilanz zu ziehen.

#### Quellen:

Für den vorliegenden Beitrag kann eine summarische Quellenangabe erfolgen. Sämtliche Quellen befinden sich im: Kreisarchiv Zollernalbkreis, ZAK 1, Vorl. 1-25

#### Literatur in Auswahl:

Abschied vom Landkreis Hechingen. Letzte Sitzung des Kreistags am 15. Dezember 1972 auf der Burg Hohenzollern. Herausgegeben vom Landkreis Hechingen, Hechingen 1973.  
Otto H. Becker, „... daß auch im Zuge der Kreisreform ein Landkreis mit Hauptstadt im Raum Hohenzollern erhalten bleiben sollte“, in: Hohenzollerische Heimat 4, 1992, S. 49ff.  
Dokumentation über die Verwaltungsreform in Baden-Württemberg, hrsg. v. Staatsministerium Baden-Württemberg, Stuttgart 1972  
Dieter Schimanke, Verwaltungsreform Baden-Württemberg. Verwaltungsinnovation als politisch-administrativer Prozeß, Berlin 1978  
Vgl. demnächst auch die Beiträge von Hans Hoss, Karl-Werner Steim und Andreas Zekorn zur Kreisreform in: 20 Jahre Zollernalbkreis – ein Geburtstag, Zollernalb-Profil Bd. 3

# Eine Fülle historischer Schätze in Bayrisch Schwaben

## Viertägige Studienfahrt der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Nach Bayrisch Schwaben, in das Gebiet südlich der Donau zwischen Iller und Lech, führte eine viertägige Studienfahrt der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Es war eine Fahrt vorwiegend in die Welt des Barocks und Klassizismus, zu Zentren geistlicher und weltlicher Macht, aber auch zu Kostbarkeiten in Abgeschiedenheit und Stille – manches bekannt, vieles neu. Abgerundet wurde der Kunstgenuß durch die schöne Landschaft des Ostallgäus, das man auf der Fahrt über kleine Straßen und durch dörfliche Siedlungen lieben lernte.

Vorbereitet und geleitet wurde diese Exkursion von Hans Kratt, der mit vielen geschichtlichen Daten und Fakten aufwartete. Dazu ein recht informatives Programmheft für jeden Reiseteilnehmer. Professor Christoph Roller würdigte den großen persönlichen Einsatz von Hans Kratt mit herzlichen Dankesworten.

Bevor die Gruppe württembergischen Boden verließ, besichtigte sie in der ehemaligen Benediktinerabtei Wiblingen die frühklassizistische Klosterkirche und die berühmte Bibliothek (Rokoko). Dann auf bayrischem Boden: ein Spaziergang durch den alten Kern von Weissenhorn machte mit dem Bild einer typisch „schwäbischen“ Kleinstadt bekannt, und erstmals stieß man hier auf Zeugnisse Fugger'scher Geschichte. Roggenburg war eine ehemalige Prämonstratenserabtei und – welch ein Wunder – das Kloster ist von Mönchen dieses Ordens 1982 neu besiedelt worden. Bei der Führung beeindruckte die doppeltürmige Klosterkirche: ein heiterer, lichter Raum des Rokoko mit schwingvollem Orgelprospekt ganz in Weiß und Gold. Sehenswert auch die frühklassizistische Bibliothek und das barocke Sommerrefektorium.

In der Pfarr- und Wallfahrtskirche in Schiessee begegnete man dem frühen Barock, dem Spätbarock und dem Frühklassizismus. Hier waren Wessobrunner und italienische Künst-

ler tätig. Die „Dorfkirche“ in Ingstetten, dem Roggenburger Prämonstratenser Kloster inkorporiert, ist ein ausgezeichnetes Beispiel einer frühklassizistischen Landkirche mit ungewöhnlicher weiß-goldener Dekoration, sehr hell und von kühler Noblesse. Die Fresken (1791) stammen von Konrad Huber.

Zurück zum Rokoko, zur Pfarrkirche St. Stephan in Deisenhausen, die 1765-1767 nach Plänen von Josef Dossenberger errichtet wurde. Freskenmaler war Johann Baptist Enderle. Die Empfindung: alles gerundet, leicht und licht. Ursberg war Prämonstratenser-Reichsabtei, die älteste deutsche Prämonstratensergründung aus dem 13. Jh. Sie ist säkularisiert und aufgelöst worden. Ausgangs des 19. Jh. kaufte der Priester Dominikus Ringeisen die Gebäudeanlagen, errichtete eine Anstalt für Behinderte und gründete zu deren Betreuung eine eigene Schwesternschaft, die St. Josefskongregation. Bei der Führung wurden die Klosterkirche, das Klostermuseum und die Klosterbibliothek besichtigt. In der Kirche befindet sich eine bedeutende spätromanische Kreuzigungsgruppe (um 1230).

In Kirchheim/Schwaben war das Fugger-schloß das Ziel. Es ist im Besitz der Familie Fugger-Glött. Erbaut wurde es von Hans Fugger in den Jahren 1578-85. Der noch heute erhaltene Zedernsaal ist der schönste Renais-

sancesaal in Deutschland. Ihn schmückt eine prachtvolle Kassettendecke (30,75 x 12,2 m), 1585 von Wendel Dietrich, Augsburg, aus unterschiedlich naturfarbenen Hölzern geschaffen. In der Schloßkirche liegt Hans Fugger begraben. Ein wertvoller Kirchenschatz ist ein Bild von Rubens „Mariä Himmelfahrt“.

In Mindelheim nützte man den kurzen Aufenthalt zu einem Gang in die Maximilianstraße, wo sich die stattlichsten Häuser und schönsten Kirchen aufreihen, und zum Besuch der barocken Jesuitenkirche Mariä Verkündigung von 1625/26. Der erste Tag endete mit der Ankunft in Irsee, wo die Reisegruppe für drei Nächte im Hotel „Irseer Klosterbräu“ untergebracht war.

Am zweiten Tag ging die Fahrt zur ehemaligen freien Reichsstadt Kaufbeuren. Besichtigt wurden beim geführten Stadtrundgang die ev. Dreifaltigkeitskirche mit spätbarocker Ausstattung, auch das Rathaus. Eindrucksvoll die beiden Sitzungssäle mit schönen Holzdecken. Höhepunkt war die St. Blasius-Kirche, die sich durch Stilreinheit von Gebäude und Innenausstattung der Spätgotik des 15. und 16. Jh. auszeichnet. Mit berühmtem Altar (1518) des Jörg Lederer und 66 Bildtafeln aus dem 15. Jh. Der Fünfknopfturm, das Wahrzeichen der Stadt Kaufbeuren und Bestandteil der Stadtbefestigung, wurde 1420 erbaut. Die Pfarrkirche in Altenstadt ist die einzige vollständig erhaltene Gewölbebasilika der Romanik (vermutlich um 1200) in Oberbayern, am Schnittpunkt des alemannischen und bajuwarischen Siedlungsraumes – eine Besonderheit in der barocken Um-

gebung. Die Besichtigung lohnte sich, denn trotz Innenrenovierung der Kirche war das monumentale romanische Triumphkreuz („Der Große Gott von Altenstadt“) hinter einer Glasschutzwand zur Betrachtung aufgestellt.

Ein Erstlingswerk von Johann Schmuzer aus Wessobrunn ist die barocke Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung in Ilgen (1670-76). Die Kirche des ehemaligen Prämonstratenserklosters: Steingaden verkörpert vier Stile: Romanik, Gotik, Barock, Rokoko. Begraben sind in dieser Kirche Welf VI. (gest. 1191) und Welf VII. (im Kindesalter gest. 1167). Das zweite Werk Johann Schmuzers ist die vor großartiger Bergkulisse auf freiem Feld stehende barocke Pest- und Wallfahrtskirche St. Coloman (Schwangau). Sie wurde von 1673-78 erbaut.

Füssen, einst wichtiger Stützpunkt der Handelsstraße von Augsburg nach Oberitalien, war das nächste Ziel. Das Benediktinerkloster St. Mang ist heute mit seinem Riesenkomplex das Museum der Stadt Füssen. Sowohl der ehemalige Klosterkomplex als auch die Kirche wurden 1701-17 in barockem Stil durch den einheimischen J. J. Herkommer neu gestaltet. Eingeschlossen in die Führung wurden prachtvolle Räumlichkeiten des Klosters. Beeindruckend die Bilder des Totentanzes in der Anna-Kapelle. Mit dem Blick auf das Hohe Schloß nahm man Abschied von Füssen und fuhr nach Irsee zurück.

Das ehemalige Benediktinerkloster Irsee wurde 1182 gegründet. 1699-1702 entstand ein neuer Kirchenbau als Wandpfeileranlage, mit angedeutetem Querschiff. Josef Schmuzer aus Wessobrunn schuf die Stukkaturen. Das bedeutendste Ausstattungstück ist die Schiffskanzel (1725) vom Türkheimer Bilhauer Ignaz Hillenbrand. Im Zuge der Säkularisation wurde das Kloster 1802/03 aufgehoben. 1974-81 Renovierung der Kirche und Umbau des Klo-

sters zum Schwäbischen Bildungszentrum durch den Regierungsbezirk Schwaben. Alter Barock ist in etlichen Räumen in neuer Pracht entstanden.

Am dritten Tag zuerst Kempten, das über Jahrhunderte in eine Reichsstadt und eine Stiftsstadt geteilt war. Am Weg zur ev. Stadtkirche St. Mang das gotische Rathaus und schöne Patrizierhäuser. Höhepunkt war die Führung durch die Prunkräume der ehemaligen fürstbischöflichen Residenz, die Fürststab Roman Giel von Gielsberg 1651-74 erbauen ließ. Die angebaute Stiftskirche St. Lorenz, der erste barocke Großbau in Süddeutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg, befindet sich in der Renovierung. So war nur ein Gang in das Langhaus möglich.

In Illerbeuren wurde das Schwäbische Bauernhofmuseum besucht, das älteste Freilandmuseum in Bayern, gegründet 1955. Bei der Führung bekam man Einblick in vergangene Lebens-, Wohn- und Arbeitsweisen der ländlichen Bevölkerung. Im Fugger-Museum im Schloß Babenhausen gab es viel zu hören und sehen über den Aufstieg und Niedergang der Fugger, ihre Geschichte, ihre große Bedeutung als Handelsherren und Bankiers im 15./16. Jh. Ihre einflußreiche Stellung in Wirtschaft, Politik und Kultur der Renaissance wurde lebendig.

Die Rückfahrt nach Irsee führte über Ottoberen. Obwohl den meisten bekannt, war der Besuch der barocken Benediktiner-Abteikirche, die kathedrale Ausmaße hat, wieder erhehend und von tiefem Eindruck. Der vierte und letzte Tag begann mit dem Spaziergang durch einen schönen Park bis vor die Tore des Schlosses Seifriedsberg der Familie Öttingen-Wallerstein. Es erinnert an Bauten der Romanik. Nicht weit davon, bei Ziemetshausen, die

Wallfahrtskirche Maria Vesperbild, ein Bau des Rokoko von 1756 mit einem freundlichen, anrührenden Innenraum.

Nach der Besichtigung der Kirche eines ehemaligen adeligen Damenstifts in Edelstetten war die nächste Station Ichenhausen, einst reichsritterschaftlicher Ort. Im 18./19. Jh. existierte dort die damals größte jüdische Gemeinde Schwabens. Heute erinnert daran die ehemalige Synagoge und ein darin untergebrachtes Museum. 1985 begann die Sanierung des verwüsteten Baues und 1987 die Neueröffnung als „Haus der Begegnung“. Die Außenfassade entspricht dem spätbarocken Bau von 1781, der von Josef Dossenberger errichtet wurde. Der Kaisersaal im ehemaligen Augustinerchorherrenstift in Wettenhausen, seit 1865 Dominikanerinnenkloster, besticht durch die Stuckdekoration von 1694. Herrliche Stuckdecken auch in anderen restaurierten Räumen.

Dillingen kann prächtige Bauten aufweisen. Bei der Stadtführung besichtigte man die Studienkirche, die in üppigstem Rokoko ausgestattet ist. Diese Kirche befindet sich im Baublock der ehemaligen Universität, wie auch der prunkvolle Goldene Saal (1761-64), die Aula der Universität. Das Schloß erhielt im 18. Jh. das heutige großzügige Bild. Man führte zum Schluß in den Rittersaal mit der bemalten Holzdecke (um 1600).

In Haunsheim befindet sich eine stattliche evangelische Renaissancekirche, die 1608/09 errichtet wurde und unverändert geblieben ist. Auffällig die schöne geschnitzte Emporenbrüstung. Eine einmalige Erscheinung ist der angeschlossene Friedhof mit ausschließlich gleichartigen grün-schwarz-weiß gestrichenen Holzkreuzen. Den Abschluß der viertägigen Studienfahrt, wieder auf württembergischem Boden, bildete die Besichtigung der hochbedeutenden romanischen Kirche in Brenz an der Brenz.

Norbert Schairer

## Die Heselwanger Hirschburgsage

Zur Heselwanger 1200-Jahr-Feier hervorgeholt von Walther Dreher

Selbst in Heselwangen ist sie nur noch wenigen bekannt. Grund genug, sie wieder einmal hervorzukramen. Sie sollte doch nicht ganz verlorengehen. Jeder möge sich ihren Wahrheitsgehalt oder ihren Gruselgeschichtencharakter selbst herauslesen. Unsere Altvorderen hat sie jedenfalls stark berührt, und für die Licht- und Spinnstuben von dereinst mag sie immer wieder Gesprächsstoff geliefert haben. Ich selbst vernahm sie als Bub zum ersten Mal und öfters danach von meiner Ahne, dem Heselwanger „Mutterle“. Und so soll es gewesen sein:

„Vor vielen hundert Jahren lebte auf einer Burg auf dem Hirschberg ein gewalttätiger und schlimmer Ritter. Er war Junggeselle und hatte außer einer Köchin nur eine Reihe Reitersknechte um sich. Die ganze Umgebung war vor seinen heimtückischen Einfällen keinen Tag sicher. Am meisten Spaß hatte er daran, hin und wieder bei Hochzeiten in Balingen just in dem Augenblick mit seinen Spießgesellen zu erscheinen, wenn das Brautpaar aus der Kirche trat. Auf einen Pfiff entrissen sie die Braut dem Bräutigam, hoben sie auf des Ritters Pferd und in gestrecktem Lauf ging es seiner Burg zu.

Daselbst sperrte er die jungen Mädchen in ein Verließ und hatte seine Freude an deren Leid und Jammer. In lauen Nächten, wenn der Wind vom Lochen her wehte, habe man ihr Wehklagen, aber auch ihre schwermütigen Lieder bis herein zu den Heselwanger Fluren gehört. Um dem üblen Treiben dieses gottlosen Raubritters endlich einmal ein Ende zu setzen, taten sich zahlreiche beherzte und kräftige Gesellen der Balingen Zünfte, voran Schmiede, Zimmerleute und Metzger zusammen und übten sich im Reiten, im Herstellen von Handwaffen und ihrem Gebrauch.

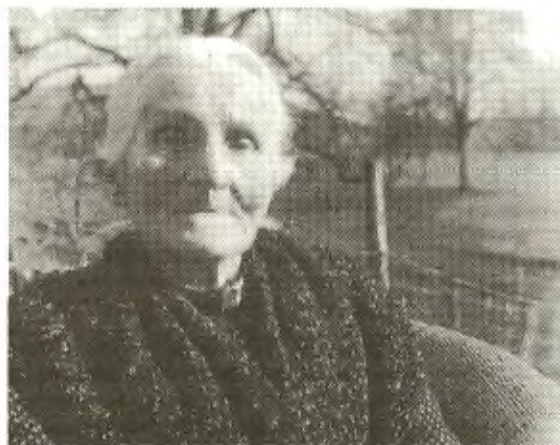
Als wieder einmal ein Hochzeitstag angesagt und angebrochen war, versammelten sie sich unauffällig in Scheunen im Ort und in Heuschuppen auf den Feldern dem Hirschberg zu bei ihren gesattelten Pferden und den bereitgelegten Hieb- und Spießgeräten aller Art.

Der Brautzug trat eben aus der Kirche, als auch schon der wilde Hirschburger mit seinen Halunken daherpreschte und die Braut zu ergreifen trachtete. Freilich, ebenso schnell sah sich die siegbewußte Rote von den wehrhaften Balingen Burschen umstellt. Hals über Kopf sprengten die Übeltäter in alle Winde.

Einige der beherztesten und waghalsigsten Balingen blieben dem allein gebliebenen Raubritter auf den Fersen, der über die Schlichte und das freie Feld der Hirschburg zustrebte. Mit den Balingen Vortrupps hatte er freilich nicht gerechnet. Von links und rechts setzten sie immer wieder auf ihn an und seine Flucht wurde zu einem ermattenden Ritt in die Kreuz und Quere.

Beim steilen Anstieg zu der greifbar nahen Zufluchtsstätte seiner Burg erlahmten die Kräfte seines Pferdes mehr und mehr. Kurz bevor er das rettende Burgtor erreichte, erwischten die Handwerksgesellen den Unhold noch, zerrten ihn von seinem Roß und erschlugen ihn. Seinen Leichnam schleiften sie in eine dunkle, feuchte Schlucht, das „Kellerle“, und verscharrten ihn. Befreiten Herzens ritten sie der Stadt zu, um ihren Sieg über das verhaßte Ungeheuer zu melden.

Wie groß war im Sommer des folgenden Jahres das Erstaunen und Verwundern aller, als an der Stelle, wo der erschlagene Raubritter verscharrt war, ein seltsamer Brennesselbusch aus



Die letzte Erzählerin der Heselwanger Sage: Anna Maria Schuler, geb. Sauter (1862-1944).

der Erde trieb. Zwei Armen gleich streckten sich verschlungene Zweige zu beiden Seiten, während sich die Spitzen zu einem schrecklichen Haupt formten.

Wer immer auch versuchte, den schaurigen Busch auszurotten, er hatte keinen Erfolg. Jahr um Jahr trieb er aus und man begann allmählich, einen großen Bogen um diese unheimliche Stelle zu machen. So kam denn nach und nach die Meinung auf, daß der Erschlagene seiner Untaten wegen nicht zur Ruhe komme und als „Brennesselmann“ weiterhin Angst und Schrecken verbreiten wolle.“

### Gedanken zu den Sagen um eine einstige „Hirschburg“

Drei Sagen winden sich um diese Hirschburg:

● Die Heselwanger Hirschburgsage ist mit ihrem Ausklang eine Verquickung mit der Sage vom „Brennesselmann“, wie Louis Landerer

sie in seiner Balinger Sagensammlung niedergeschrieben hat. Dort stellt der Verfasser am Schluß die Frage: Was mag da einmal geschehen sein? Antwort darauf gaben einst die Heselwanger mit der Voranstellung ihrer Geschichte vom bösen Raubritter auf der Hirschburg und seinem schmachvollen Ende.

Louis Landerer kannte diese Heselwanger Hirschburgsage bis Mitte der 30er Jahre nicht. Meine Ahne erzählte sie auch ihm bei einem Besuch in unserem Hause. In Stichworten trug er ihr Vorhandensein in seine Flurnamensammlung ein, freilich nicht unter „Hirschberg“ oder „Hirschburg“, sondern beim „Brennesselmann“. Zweifellos ein Einverständnis zu dem passenden Zusammenhang der beiden Begebenheiten.

Bei den Heselwangern lebte diese Sage in verschiedenen Variationen. In den Spinnstuben hängte man im Laufe der Winter immer wieder Ergänzungen an, was das Brautraubgeschehen betraf und die Hetzjagd mit dem Ritter, oder das Verhalten der Burschen beim Rückweg zur Burg. Da ließ man keinen Baum ohne Durchsuchung nach noch anwesenden geraubten Mädchen aus, und schließlich mußte die Burg in Flammen aufgehen.

● Die Balinger Sage von der Hirschburg erzählt von dem Müller der Herrenmühle, die als Bannmühle dem Ritter der Hirschburg unterstand. Der Müller dieser Mühle wurde Jahr um Jahr bis aufs Blut ausgebeutet, so daß er darüber nachsann, wie er dieses Überls Herr werden könnte.

In einer dunklen Nacht, als droben im Ritteraal gerade ein Gelage stattfand und der Wein in Strömen floß, überfiel der Müller mit seinen Mahlkechten die betrunkenen Teilnehmer. Nachdem er die Oberhand gewonnen hatte, äscherte er die Burg ein.

Aus den übrig gebliebenen, gut zugehauenen Steinen habe er später eine noch stattlichere Mühle erstehen lassen, dazu eine ganze Straße und einen neuen Ort. Aus Freude über das ihm so wohl gelungene Werk habe er diesen „Baldgelingen“ genannt, woraus dann schließlich der Name „Balgingen“ und später „Balingen“ geworden sei.

● Mit der „Sage vom Hirschgulden“ sind der Hirschberg und die dort vermutete „Hirschburg“ in die hoch zu verehrende schwäbische Literatur eingegangen. Zwei Schwaben trugen zu ihr bei: Der Gelehrte und Dichter Gustav Schwab als „Stoffvermittler“ für den hochbegabten Dichter Wilhelm Hauff.

Es ist ein Märchen von volksnaher Sprache, eingebettet in unsere engste Heimat, warmherzig, buntfarbig und dramatisch in seinem Aufbau. Erbstreitigkeiten früher Herren von Zollern werden ausgetragen. Dabei wird immer wieder spürbar, wie die edle Wesensart der früh verstorbenen Gräfin Hedwig in ihrem Sohn Kuno weiterwirkt, allen Erbschleichereien der beiden Stiefbrüder und deren Mutter zum Verdruß, allem einfachen und sorgengeprüften Volk zum Trost.

Ein Vergleich mit den Sagen von Balingen und Heselwangen ist völlig abwegig. Die dichterische Freiheit überspringt alle örtlichen und geschichtlichen Gegebenheiten. Insofern scheidet das Märchen bei der Untersuchung der örtlichen, zeitlichen und geschichtlichen Verhältnisse um die Hirschburg aus. Ein Verzicht auf den Hinweis auf diese Märchensage freilich wäre einer Unvollkommenheit gleichgekommen.

#### Zur Lage der „vermeintlichen“ Hirschburg

Ein rascher Blick in die Natur zeigt uns, wie vom Höchst (803 m) im Osten ein abfallender Ausläufer (Sporn) in einer Länge von ca. 1200 m nach West-Nordwest zieht, wo er in einer Spornspitze endet. Eine solche Spornlage mit steil abfallenden Waldhängen nach Norden, Westen und Süden war für eine Burganlage jener Zeit mehr als günstig. Lediglich aus östli-

cher Richtung (vom Höchst her) konnte das Spornende leicht erreicht werden.

Nun verlaufen ostwärts der vermuteten Anlage zwei mondsichelförmige Gräben vom Südhang zum Nordhang im Abstand von ca. 40 m Tiefe, zum abfallenden Umland ca. 5 – 6 m, ohne ausgesprochene Steilwände und stark verschüttet. Sie schnüren – noch heute erkennbar – das Gelände von dem ostwärtigen, leichten Zugang ab. Diese beiden Gräben waren von alters her für die Heselwanger und Balinger das einzige Indiz dafür, daß es sich bei diesen um die Burggräben einer einstigen Burganlage handeln müsse.

Der geschulte Balinger Heimatforscher Fritz Scheerer hob in seinem Kontra darauf ab, die beiden Gräben seien nichts anderes als der Anfang eines Steinbruchs, aus dem Straßenbaumaterial für den Bau des „Streichener Sträßle“ (Feldweg 61) etwa um 1820 gewonnen worden sei. Wer den Verlauf dieses Sträßle genau betrachtet, kommt leicht auf den Gedanken, daß das Baumaterial im ganzen Straßenverlauf dem nahegelegenen rechtsseitigen Berghand entnommen wurde und nicht dem hochgelegenen Kamm.

#### Die Zweifler

Große Zweifel über ein einstiges Vorhandensein einer Hirschburg melden die an, denen Merians Kupferstich von Balingen aus dem Jahr 1650 ins Auge kommt und nichts, aber auch gar nichts von einer Hirschburg zutage tritt. Auch das Wandgemälde einer Kreuzigungsgruppe im 1471 erbauten Chor der Engstlatler Kirche, das vor dem Hintergrund der Umgebung mit unseren Bergen gestellt ist, zeigt nur Schalksburg, Balingen und den Zollern (ohne namentliche Nennung).

Daß alle Urkunden schweigen, spricht ein gewichtiges Wort. Wo soll der Versuch beginnen, rein zeitlich diese Mären einzuordnen? Soll es sich um das erste Balingen bei der Friedhofskirche auf der Au und auf Klausen handeln, wo sich das alles zutrug? (etwa 1100-1300). Haben die Heselwanger Bürger Geschichten von Zugezogenen über Sagen andernorts oder von durch Balingen Reisende recht geschickt zu einem Sagenstrauß gebunden?

#### Die Hobbyforscher

Wenden wir uns doch einmal denen zu, die mit einer unbändigen Lust in aller Heimlichkeit sich daran machten, den Fragen nach dieser „Fabelburg“ auf den Grund zu gehen – denen, die dort schon „gegraben“ haben.

Daß es sie gibt, erfuhr ich vor Jahren oberhalb der einstigen 350 Jahre alten Buche. Dort waren dicke Schnüre zu einer Absperrung um die Bäume gezogen und ein oder gar zwei Plakate – von nicht schlechter Handschrift – warnten, dieses Schutzgebiet zu betreten oder gar darin zu graben im Interesse der Erforschung dieses Gebiets. Von Grab- oder Schürfversuchen war nichts zu sehen. Inzwischen ließ ich mir sagen, daß junge Abenteurer von Streichen und Zillhausen früher sich auch schon

versucht hätten, hinter das Geheimnis der Hirschburg zu kommen. Mit welchem Erfolg, das würde mich interessieren.

Einen ernsthaft zu wertenden Grabungsversuch unternahm vor Jahrzehnten ein Heselwanger Gymnasiast. Er förderte auch eine Anzahl Bruchstücke keramischer (tönerner) und metallener Art zutage.

Auf irgendwelchen Umwegen kamen nun zwei Experten auf das Vorhandensein der Heselwanger Fundstücke. Es sind keine geringeren Herren als die beiden Verfasser des bebilderten Buches „Vergessene Burgen im Schwabenland“, Christoph Bizer und Rolf Götz. Ihr hochinteressanter Band beschreibt und hebt ans Tageslicht, woran man seit langem vorbeiging, was in Kürze aus Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit für immer verlorengegangen wäre. Was ihre Einstufung von den Heselwanger Hirschburgrelikten ans Licht bringt, ist mit großer Neugier zu erwarten.

Ganz unbewohnt scheint der Hirschberg also doch nicht gewesen zu sein. Eine Burg erhob sich dort sicher nie, wohl nicht einmal ein Jagdschlößlein, es wäre doch wohl beim Übergang der Schalksburgheerrschaft an Württemberg (1403) in der Auflistung aller Werte mit angesprochen worden. Im übrigen ist undenkbar, daß der Herr von Zollern und der Schalksburgbesitzer, Graf von Zoller, in ihrem Bereich je einmal einen Raubritter geduldet hätten.

Mit seltener Unbekümmertheit gehen die Landkartenverlage immer noch mit den Vermerken über geschichtliche alte Stätten um. So verzeichnet die neueste General-Kreiskarte Zollernalbkreis noch die „R. Hirschbg.“ mit schräggehendem Fähnchen auf schwarzem Punkt. Und die Wanderkarte RV 40 Schwäbische Alb Blatt 5 (Schwäbische Alb, Donautal, Großer Heuberg) des Reise- und Verkehrsverlags vermerkt „ehem. Burg Hirschberg“ ebenfalls mit schräggestelltem Fähnchen auf einem Rechteck.

Ist dies nicht doch ein Hinweis, den sagenumwobenen Spuren der „Hirschburg“ auch künftig nachzugehen?

#### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Walther Dreher, Bgm.-Jetter-Straße 21  
72336 Balingen

Norbert Schairer, Benzstraße 2  
72336 Balingen

Dr. Andreas Zekorn, Horber Straße 5/3  
72336 Balingen

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Der auslaufende Sporn vom Höchst her, auf dem man die Hirschburg vermutete; davor die „Schmalzkapp“, heute Viehweide des Lang'schen Hirschberghofs.

Foto: W. Dreher jun.





# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 40

30. September 1993

Nr. 9

## Doppelnamen von A(lbstadt) bis Z(immern)

Von Rudolf Linder, Albstadt - 1. Folge

Im Mai '93 wurden vom Postdienst der Deutschen Bundespost („Europas größter Post“, welche „die beste werden will“) an 40 Millionen Haushalte ein beinahe 1000 Seiten starkes „Postleitzahlenbuch“ kostenlos verteilt. Das alte Buch von 1961 war im Format viermal kleiner und brachte es nur auf 368 Seiten. Durch die Wiedervereinigung und die dadurch bedingte postalische Vereinheitlichung ist die Zahl der Orte mit eigenen Postleitzahlen auf ungefähr 50 000 gestiegen. Unter den 209 größeren Orten Deutschlands erscheint Albstadt im Alphabet an vierter Stelle. Blättert man in dem umfangreichen Buch, so stellt man fest, daß einige Orte des Zollernalbkreises doppelt oder mehrfach woanders auch zu finden sind.

Um das Jahr 1300 gab es in Deutschland die größte Anzahl von Siedlungen. Man schätzt die Zahl der ländlichen Siedlungen (ohne Einzelhöfe) auf 170 000 (in den Grenzen von 1937). Im nächsten Jahrhundert sank die Zahl auf ungefähr 130 000. Ursachen für diesen Rückgang waren Fehlgründungen von Siedlungen, Landflucht von Bauern in die rasch sich vermehrenden Städte sowie Hungersnöte, die von Typhus-Epidemien begleitet waren, und vor allem der „Schwarze Tod“ - die Pest! In Deutschland ging die Bevölkerung durch die Pestepidemien zwischen 1347 und 1383 von etwa 12 Millionen auf etwas über 8 Millionen zurück (knapp die Einwohnerzahl von Baden-Württemberg). Diese 170 000 Orte wurden von Deutschen gegründet, bekamen also deutsche Namen.

Zählt man noch Gebiete hinzu, die früher zum Reichsgebiet gehörten (also Elsaß, Schweiz, Österreich, Südtirol, Ostgebiete), so kann man davon ausgehen, daß ungefähr weitere 50 000 Orte von Deutschen gegründet worden sind und einen deutschen Namen tragen (oder trugen).

### Aus Kriegervolk wurde Bauernvolk

Bei über 100 Orten im Zollernalbkreis (auch einige abgegangene Orte sind hier hinzuge-rechnet) überwiegen zu gut einem Drittel die -ingen-Orte. Dies ist typisch für die alamannische Südhälfte des Landes Baden-Württemberg. Nach 260, als die Alamannen die römische Grenzbefestigung - den Limes - über-rannt hatten, setzten die Römer unter dem Kaiser Probus (276-282) ihrem Expansions-drang 200 Jahre lang ein Ende durch die zur-ückgenommene natürliche Grenze von Donau-Iller-Rhein.

Die Alamannen wurden sesshaft; aus einem Kriegervolk wurde ein Bauernvolk, wobei zu-nächst die Viehwirtschaft im Vordergrund stand. Als älteste bäuerliche Siedlungen sind wohl spätestens um 500 die Orte auf -ingen entstanden. Diese liegen an günstigen Sied-lungsplätzen und sind durch Reihengräberfel-der nachweisbar. Schriftliche Urkunden über ihre Namen gibt es erst seit dem 8. Jahrhun-dert.

Bei fast allen liegt ihrer Wortbildung ein Personennamen zugrunde, bei Geislingen zum Beispiel Gisilo. Verbunden ist der Personenna-me mit der Endung -ingen, die auf eine Sied-lergemeinschaft (Sippe, Großfamilie) hinweist. Die Geislinge sind also die zu einem Gisilo gehörenden Leute. Schließlich ist das Wort Geislingen noch gebeugt: auf die Frage nach dem Ort, lautet die Antwort „bei den Geislin-gen“.

### Die -ingen- und -heim-Orte

Da es verschiedene Personen gab, die denselben Namen trugen, ist es nicht verwunderlich, wenn manche Ortsnamen, so auch Geislingen, mehrfach vorkommen. Dabei ist die Lage dieser Orte zufällig, eben da, wo diese Gisilos gesiedelt haben. Daneben gibt es aber auch Ortsnamen, die in gleicher räumlicher Verbind-ung woanders vorkommen.

Aus dem Zollernalbkreis sind dies die Orte Jungingen und Ringingen, die neben Ehingen, Bierlingen, Mähringen, Nellingen und Reutlin-gen sowohl im Alb-Donau-Kreis als auch im Neckarraum zu finden sind. Auch Balingen, Edingen und Schörzingen entdecken wir nahe beieinander im Breisgau wieder. Eigenartig ist auch die Reihung der Orte Straßberg, Obernheim, Reichenbach, Egesheim, Ensisheim und Mühlheim in unserer Gegend sowie Straßburg, Oberehnheim (Obernai), Reichenweiher (Riquewih), Egisheim, Ensisheim und Mühlhausen (Mulhouse) im Elsaß, wobei der Verlauf der Reihung jeweils von Nord nach Süd ist.

Doppelgänger gibt es auch bei den -heim-Orten. Die -heim-Orte herrschen immer mehr im nördlichen Landesteil vor, was in Zusam-menhang steht mit dem fränkischen Einfluß nach der verlorenen Schlacht gegen den Mero-winger Chlodwig im Jahre 497. Die Alamannen mußten den nördlichen Teil ihres Landes an die Franken abtreten (Linie Hornisgrinde - Hohenasperg - Hesselberg im Ries). Im Restge-biet betrieben die Franken eine Sicherungskol-onisation durch bäuerliche Kolonien und Mil-itärkolonien auf vorher unbesiedeltem Land und auf beschlagnahmten Besitzungen der Alamannen. Die -heim-Namen kamen mit den -ingen-Namen um 700 außer Mode.

In der älteren Ausbauezeit des 7. und 8. Jahr-hunderts kamen neue Ortsnamen mit den End-ungen -hausen, -hofen, -stetten, -beuren, -zimmern auf. Auch ihnen ist wie bei den -in-gen-Orten der Dativ im Plural gemeinsam. Dieselbe Mehrzahlbildung haben wir bei „das Land“, „die Länder“ bzw. „den Ländern“. Auffallend ist, daß im Zollernalbkreis mehrere Zimmern-Orte liegen. Eine weitere Ansamm-lung von Zimmern-Orten gibt es zwischen Aa-len und Tauberbischofsheim. Schließlich sind die Ortsnamen des hochmittelalterlichen Sied-lungsausbaus, die Stellenbezeichnungen (Flurnamen) aufweisen, Ursache für Doppel-namen, Sumpfbiete (= slat, Schlatt) gab es schließlich an vielen Orten.

Die nachfolgende Liste erhebt keinen An-spruch auf Vollständigkeit. (Jahreszahl: 1.

Nennung; PN = Personennamen, SN = Sachna-me, FN = Flurname). Vor dem Ort steht die neue Postleitzahl.

72458/72459/72461 Albstadt: (= Stadt auf der Schwäbischen Alb - Große Kreisstadt 1. 1. 75 durch Vereinigung der Städte Ebingen und Tailfingen) - Albstadt über Aschaffenburg = 63755 Alzenau, Unterfr

Altheim: 768 aufgegangen in Schömberg (dörf. Vorgängersiedlung) - 89174 Altheim, Alb - Altheim, Bauland = 74731 Walldürn - Altheim, Kr. Biberach an der Riß = 88433 Schemmerhofen - Altheim Post Dottenheim = 91463 Dietersheim, Mittelfr. - 89605 Altheim b. Ehingen, Donau - Altheim, Hess = 64839 Münster b. Dieburg - Altheim Kr. Horb am Neckar = 72160 Horb am Neckar - Altheim, Linzgau = 88699 Frickingen, Baden - Altheim Post Meßkirch = 88637 Leibertingen - Altheim, Niederbay = 84051 Essenbach - 88499 Altheim b. Riedlingen, Württ. - Altheim, Saar = 66440 Blieskastel - Altheim ob Weihung = 89195 Staig - Ö - 4950 Altheim, Oberösterreich

72336 Balingen: 863 Balginga (PN Balgo) - 19. Jhd. Bahlingen - 79353 Bahlingen/Kaiserstuhl

Berkheim: 1340 Berckha - abgegangen bei Binsdorf - Bergheim abgeg. bei Erlaheim - Berkheim (1402 Berckhen) abgeg. b. Rosenfeld - Bergham Post Gaisenhäuser, Niederbay = 84144 Geisenhausen - 84405 Bergham - Berg-ham b. Platting = - Bergham b. Plattling = 94569 Stephansponsching - Bergheim = 69115 Hei-delberg, Neckar - Bergheim = 70499 Stuttgart - Bergheim = 47259 Duisburg - Bergheim = 59757 Arnsberg - Bergheim, Kr. Augsburg = 86199 Augsburg - Bergheim, Kr. Bidingen, Hess = 63683 Ortenberg, Hess - 50129 Berg-heim, Erft - Bergheim, Kr. Melsungen = 34286 Spangenberg - 86673 Bergheim, Kr. Neuburg a. d. Donau - Bergheim, Sieg = 53844 Troisdorf - Bergheim, Waldeck = 34549 Edertal - Berg-heim, Westf. = 32839 Steinheim, Westf. - Berg-heim Post Wittlingen = 89426 Mödingen - Ö - 5101 Bergheim b. Salzburg

Beuren Post Schlatt b. Hechingen = 72379 Hechingen: 1134 Burron (bu = Bau, Haus) - Beuren (786 Purrom) abgeg. b. Heiligenzim-mern - Beuren an der Aach - 56825 Beuren. Eifel - 54413 Beuren, Hochwald - Beuren Post Irmenach = 56843 Irmenach - 37327 Beuren b. Leinefelde - Beuren b. Leutkirch = 88316 Isny im Allgäu - Beuren, Linzgau = 88682 Salem, Baden - Beuren b. Nagold = 72226 Simmersfeld - Beuren b. Neu-Ulm = 89284 Pfaffenho-fen a. d. Roth - 72660 Beuren b. Nürtingen - Beuren am Ried = 78250 Tengen - Beuren b. Riedlingen, Württ. = 88512 Mengen, Württ. - Beuren, Saargau = 54441 Kirf - Beuren, Kr. Ulm, Donau = 89194 Schnürpfingen - 88631 Beuron (fr. Purron) - CH 6233 Büron LU

Bietenhausen: = 72414 Rangendingen: 1246 Betenhusen (PN? - Bete-Heiligtum? vgl. Sam-bete = Samstag) vermutl. merow. Ausbausied-lung - 07554 Bethenhausen - Bettenhausen = 34123 Kassel - Bettenhausen, Kr. Gießen = 35423 Lich, Hess. - Bettenhausen Post Glan-Münchweiler = 66907 Glan-Münchweiler - 98617 Bettenhausen - Bettenhausen, Württ. = 72175 Dornhan

72406 Bisingen: 786 in Pisingum (PN) – Bisingen, Baden = 78073 Bad Dürrheim, Schwarzw. – Bisingen, Saar = 66440 Blieskastel – 4 verschiedene Bissingen – Bisingen (CH)

*Bittelbronn* Kr. Hechingen = 72401 Haigerloch: 1297 Butelbrunnen (FN) – Bittelbronn b. Horb am Neckar = 72160 Horb am Neckar – Bittelbronn b. Möckmühl = 74219 Möckmühl – Bittelbrunn = 78234 Engen, Hegau

72475 Bitz, Württ.: 1356 Bütz (FN Bitze von biziune = eingezäuntes Land) – 57539 Bitzen

*Boll, Zollernalbkreis* = 72379 Hechingen: 1266 (Kop. 15. Jhd.) de Bolle (FN) – 73087 Boll Kr. Göppingen – Boll Post Bonndorf im Schwarzw. = 79848 Bonndorf im Schwarzw. – Boll b. Meßkirch = 88605 Sauldorf – Boll b. Oberndorf am Neckar = 78727 Oberndorf – 73087 Boll, Bad – CH – 3067 Boll BE

*Bubenhofen*: abgegangen bei Rosenfeld – Herren von Bubenhofen/Oberschwab. (wahrscheinlich von da übertragen)

72393 *Burladingen*: 772 Burladingen (PN) – Burlafingen Kr. Neu-Ulm?

*Dietensteig*: abgeg. bei Balingen bis auf Mühle – Dietensteig bei Nusplingen

*Ebingen*: 793 Ebinga (PN Ebo?) – Ebing, Oberfr. = 96179 Rattelsdorf, Oberfr. – 83367 Ebing (typisch für -ingen-Orte in Bayern ist das Fehlen der Endsilbe -en) – CH – 6030 Ebikon LU?

*Ehestetten*: 1084 Estetin – (SN e = Recht?) – Ehestetten = 72534 Hayingen

*Endingen, Württ.* = 72336 Balingen: 793 Eindinga (PN Eindeo?) – 79356 Endingen, Kaiserstuhl – CH – 5304 Endingen AG

*Erzingen, Württ.* = 72336 Balingen: 1225 Arcingin (PN Arzo) – Erzingen, Kr. Waldshut = 79771 Klettgau

72351 *Geislingen b. Balingen*: 1279 Geislingen – PN Giso – 1. 1. 75 Verwaltungsgemeinschaft mit Balingen – 73312 Geislingen an der Steige – Geislingen am Kocher = 74542 Braunsbach – Geislingen, Ries = 73485 Unterschneidheim – Geisling Kr. Regensburg = 93102 Pfatter – Geißlingen, Baden = 79771 Klettgau – Geißlingen, Mittelfr. = 97258 Oberickelsheim – Geislingen (1387) Gisligen abgeg. b. Trillfingen

72415 *Grosselfingen b. Hechingen*: 1296 Grosselvingen (PN) – Großelfingen b. Nördlingen) 86720 Nördlingen

*Hart, Zollernalbkreis* = 72401 Haigerloch: 1328 ze Harde (FN; wohl Weidewald) – 1. 4. 72 Haigerloch eingemeindet – Hart a. d. Alz = 84518 Garching a. d. Alz – Hart Post Matzing, Oberbay = 83339 Chieming – Hart b. Memmingen = 87700 Memmingen – Hart Post Mühlendorf a. Inn = 84453 Mühlendorf a. Inn – 93152 Hart, Gem. Sinzing – Harth. Kr. Büren, Westf. = 33142 Büren, Westf. – Hardt = 46282 Dorsten – Hart = 41169 Mönchengladbach – Hardt, Kr. Nürtingen = 72622 Nürtingen – 78739 Hardt b. Schramberg – 56472 Hardt, Westerw. – CH – 8570 Hard bei Weinfeldern TG, CH Hardt-Muhmenthal BE = 4912 Aarwangen

*Harthausen auf der Scher* = 72474 Winterlingen: 1275 Harthausen uff der Scherr (Hart = Weidewald, Scher = Felsen) – 1. 1. 75 Winterlingen eingemeindet – Harthausen Kr. Bad Mergentheim = 97999 Igersheim – Harthausen bei Feldhausen Kr. Sigmaringen = 72501 Gammertingen – Harthausen, Filder = 70494 Filderstadt – Harthausen b. Friedberg, Bay. = 86316 Friedberg, Bay. – Harthausen, Kr. Günzburg = 89364 Rettenbach, Kr. Günzburg – Harthausen, Kr. München = 85630 Grasbrunn – Harthausen b. Oberndorf am Neckar = 78736 Ependorf – 67376 Harthausen, Pfalz – 74239 Harthausen am Kocher

*Hartheim, Heuberg* = 72469 Meßstetten: 786 Hathaim, 1262 Harthain – 1. 1. 74 Meßstetten eingemeindet – 79258 Hartheim, Breisgau – 74736 Hardheim, Odenw. – Hartheim b. Linz (Ö)

72361 *Hausen am Tann*: 1253 Husen – abgeg. Hausen b. Gösslingen (793 Juchhusa?) – ungefähr 40 Hausen! – CH – 8915 Hausen am Albis ZH – CH – 5212 Hausen bei Brugg AG



## BILDER AUS ALTER ZEIT

Blick über das „Berghotel Lochen“ auf den Lochenstein, aufgenommen im Juli 1958.  
Foto: Kreisarchiv

*Hausen im Killertal* = 72393 Burladingen: 1337 Hausen – 1. 3. 73 Burladingen eingemeindet

*Hohenberg*: abgeg. b. Schömberg – 95691 Hohenberg a. d. Eger – Hohenberg Post Herrieden = 91567 Herrieden – 39596 Hohenberg – Krusemark Hohenberg Post Marktlegast = 95352 Marktlegast

*Holzheim*: 785 Hoolzaim = abgeg. b. Schömberg – ung. 11 weitere

72417 *Jungingen b. Hechingen*: 1214 Jungingen (PN Jungo) – Jungingen Kr. Ulm, Donau = 89081 Ulm, Donau

*Killer* = 72393 Burladingen: 1255 Kilwilar (= Kirchweiler) – 1. 3. 73 Burladingen eingemeindet – 54570 Kirchweiler

*Laufen an der Eyach* = 72459 Albstadt: 793 Loufo – FN Wasserfall, Stromschnelle – 1. 5. 73 Ebingen eingemeindet. Laufen, Baden = 79295 Sulzburg, Baden – Laufen am Kocher = 74429 Sulzbach-Laufen – 83410 Laufen, Salzach – 74348 Lauffen am Neckar – Lauffen ob Rottweil = 78652 Deißlingen, Neckar – CH Lauffen am Rheinflall ZH = 8447 Dachsen – CH – 4242 Lauffen BE – Ö – 4821 Lauffen, Salzkammergut

*Mertingen*: 772 (Kop. 12. Jh.) Merioldingen abgeg. b. Stetten u. H. – 86690 Mertingen – 79291 Merdingen

*Nusplingen* = 72510 Stetten am kalten Markt: 842 Nuspilingum – PN Nuspligo – 72362 Nusplingen, Württ.: (Weiler östl. N.)

72364 *Obernheim, Württ.* 1140 Obernheim – SN „zu oberst“ im Vergleich zu anderen -heim-Orten um Nusplingen – 66919 Obernheim – Kirchenarnbach

*Owingen Hohenz.* = 72401 Haigerloch: 1094 (Kop. 17. Jh.) de Owingen (PN?) – 88696 Owingen, Bodensee

*Pfeffingen b. Ebingen, Württ.* = 72459 Albstadt: 793 Faffinga – SN Pfaffe? – 1. 1. 75 mit Bildung von Albst. eingemeindet – Pfäffingen Kr. Tübingen = 72119 Ammerbruch Pfäffingen Post Nördlingen 2 = 86720 Nördlingen – CH – 4148 Pfeffingen BL – CH – 8808 Pfäffikon SZ – CH – 8330 Pfäffikon ZH – CH – 5735 Pfeffikon LU

*Ringingen, Zollernalbkreis* – 72393 Burladingen: 799 (Kop. 16. Jh.) 1275 Ringingen (PN) – 1. 1. 74 Burladingen eingemeindet – Ringingen, Kr. Ehingen, Donau = 89155 Erbach, Donau

*Schlatt b. Hechingen* = 72379 Hechingen: 1275 Schlate – FN slat = Sumpfgelände – 1. 4. 72

Hechingen eingemeindet – Schlatt, Breisgau = 79189 Bad Krozingen – Schlatt unter Krähen = 78224 Singen, Hohentwiel – Schlatt am Randen = 78247 Hilzingen – CH – 8252 Schlatt TG – CH Schlatt b. Appenzell Al = 9050 Appenzell – CH – 8252 Schlatt bei Diessenhofen TG – CH – 8418 Schlatt b. Winterthur ZH

72355 *Schömberg b. Balingen*: 1255 Shonberg – Schömberg Kr. Freudenstadt = 72290 Loßburg – 07570 Schömberg b. Gera – 75328 Schömberg b. Neuenbürg, Württ.

*Schörzingen, Württ.* = 72355 Schömberg b. Balingen: 785 Scercingas (PN) – 1. 1. 73 Vereinigung mit Schömberg – Scherzingen Post Norsingen = 79238 Ehrenkirchen – CH 8596 – Scherzingen TG

*Stein b. Hechingen* = 72379 Hechingen: 1252 Stain (FN?) röm. – villa rustica – 1. 4. 72 Hechingen eingemeindet – weitere 14 Stein in der BRD – CH – 4332 Stein AG – CH – 8260 Stein am Rhein SH – CH – 9063 Stein AR – CH – 9655 Stein SG – Ö – 8961 Stein an der Enns

*Steinbrunnen*: abgeg. b. Rosenfeld – Steinbrunnen abgeg. b. Saulgau-Bierstetten – Steinbrunnen = 88348 Saulgau – Ö – 7035 Steinbrunn, Burgenland – CH – 9314 Steinbrunn TG

*Stetten b. Haigerloch* = 72401 Haigerloch: 1139 (Kop. 13. Jh.) Steten – 1. 12. 71 Haigerloch eingemeindet – ungefähr weitere 20 Stetten in der BRD – CH – 5608 Stetten AG – CH – 8234 Stetten SH

*Stetten b. Hechingen* = 72379 Hechingen: 1130 Stetin – 1. 8. 71 Hechingen eingemeindet

*Stetten u. Holstein* = 72393 Burladingen: 1275 Stetten – 1. 3. 73 Burladingen eingemeindet

72479 *Straßberg Hohenz.* 1253 Straßberg (hochma. Burgname?) – Straßberg b. Bobingen = 86399 Bobingen – 08527 Straßberg b. Plauen – 06493 Straßberg b. Quedlinburg

*Streichen* = 72336 Balingen: 1134 Strichin – FN Lage eines Flurteils? – 1. 1. 71 Balingen eingemeindet – Streich = 7263 Berglen

*Tailfingen b. Ebingen, Württ.* = 72461 Albstadt: 793 Dagolvinga – PN Tagolf? – seit 1. 1. 75 mit Ebingen zu Albstadt vereint – Tailfingen Kr. Böblingen = 71126 Gäufelden – 72666 Neckartailfingen – 81929 Daglfing bei München: 9. Jhd. Tagolfinga

*Thanheim, Hohenz.* = 72406 Bisingen b. Hechingen: 1228 Daneheim (SN Tanne?) – 1. 1. 74 Gemeinde Bisingen eingemeindet – Tannheim,

Baden = 78052 Villingen-Schwenningen - 88459 Tannheim, Württ.

*Truchtelfingen* = 72461 Albstadt: 950 Truchtoldinga (PN Truchtolf) - 1. 7. 34 Tailfingen eingemeindet - Trochtelfingen Kr. Aalen, Württ. = 73441 Bopfingen - 72818 Trochtelfingen, Hohenz. (1161 Truhdolvingin (PN)

*Waldstetten*: 793 Walahsteti - SN Ansiedlung von Welschen - siehe Weilstetten - Waldstetten abgegangen bei Tailfingen - 89367 Waldstetten, Kr. Günzburg - 73550 Waldstetten, Württ. - Waldstetten, Baden = 74746

*Weildorf Kr. Hechingen* = 72401 Haigerloch: 786 Wildorof - 1. 1. 72 Haigerloch eingemeindet - Weildorf, Baden = 88682 Salem, Baden - Weildorf, Oberbay. = 83317 Teisendorf

*72367 Weilen unter den Rinnen*: 1327 Wiler - SN Weiler, Rinne = Renne = alte Straße - „unter Weilen“ Ortsteil v. Leidringen

*Weiler*: 1113 - abgeg. bei Tailfingen - 1328 Wiler hinter Zollern - Weiler ob Schlatt 1355 - abgeg. bei Jungingen - rd. 30 Weiler

*Weilheim b. Hechingen* = 72379 Hechingen: 1275 Wilhain - (Weil von villa deutet auf röm. Baureste hin) - 1. 4. 72 Hechingen eingemeindet - 82362 Weilheim, Oberbay. - Weilheim Post Ötting b. Donauwörth = 86653 Monheim, Schwab. - 73235 Weilheim an der Teck - Weilheim Kr. Tübingen = 72072 Tübingen - Weilheim Kr. Tuttlingen = 78604 Rietheim-Weilheim - 79809 Weilheim, Kr. Waldshut

*Weilheim*: 838 Wilon - SN villa: römische Baureste - siehe Weilstetten

*Weilstetten* = 72336 Balingen: Vereinigung von Weilheim und Waldstetten am 1. 10. 1936

*Weinstetten*: abgegangen b. Winterlingen - Weinstetten = 89195 Staig

*Winzeln*: 1050 Winzelun (Mehrzahl) - Name vordeutsch? - Winzeln, Württ. = 78737 Fluor-Winzeln - 66954 Winzeln ü. Pirmasens

*Zell*: abgeg. b. Hechingen - rund 30 Zell in der BRD - CH 6144 Zell LU - CH 8487 Zell ZH

*Zimmern b. Hechingen* = 72406 Bisingen: 1156 Cymberen - SN Gebäude aus Holz - 1. 3. 72 Bisingen eingemeindet - Zimmern, Baar = 78194 Immendingen - 99947 Zimmern b. Bad Langensalza - Zimmern, Bauland = 74743 Sekkach - 07778 Zimmern b. Jena - Zimmern, Niederbay. = 84367 Tann, Niederbay. - Zimmern Post Pappenheim, Mittelfr. = 91788 Pappenheim, Mittelfr. - Zimmern Post Rothenfels, Unterfr. = 97828 Marktheidenfeld - 78658 Zimmern ob Rottweil - Zimmern, Kr. Tauberbischofsheim = 97947 Grünsfeld und weitere Zusammensetzungen mit Zimmern - (nach Förstemann gibt es über 20 überwiegend in Südwestdeutschland gelegene Zimmernorte). Zimmernorte werden seit dem 10. Jh. häufig genannt - 1287 Cimmern in Burrer tal abgeg. b. Heiligenzimmern - Kleinzimmern abgeg. im Schlichemtal

*72369 Zimmern unter der Burg*: 1275 Zimmern - SN gezimmertes Bauwerk? später Brochenzimmern, Zimmern im Löchlin.

## Bei „Alte Meister“ im Dresdener Zwinger

Eine der Stationen einer Studienfahrt der Heimatkundlichen Vereinigung

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen veranstaltete unter der Leitung ihres Vorsitzenden, Professor Christoph Roller, eine Studienfahrt nach Dresden, der Landeshauptstadt des Freistaates Sachsen. Arbeitseinsatz, Aufbauwille und Aktivität bestimmen dort das tägliche Erscheinungsbild. Dies bezeugen die allerorts tätigen Baukolonnen im Hochbau und im Tiefbau.

Straßensperren und Umleitungen können eine Exkursionsleitung schon mal nerven. Aber wenn in den Städten das ganze Versorgungs- und Entsorgungssystem nach jahrzehntelanger Vernachlässigung erneuert und aufgebaut werden kann, dann muß eben umgeleitet werden. Und so bestimmen Baumaschinen, Baugerüste und Baukräne das Bild der Städte. Aber was kann man nicht alles an Sehenswertem in diesen Städten entdecken: Ein Kulturgut, das über Jahrhunderte gewachsen ist und das tief beeindruckt, insbesondere in der Baukunst der Städte, Kirchen und Schlösser. Daß unter der sozialistischen Einheits-Ideologie nicht nur nivelliert wurde, verdankt man dem mutigen Einsatz meist ungenannter Persönlichkeiten.

Auf der Fahrt nach Dresden wurde Naumburg besichtigt, das auf eine bald 1000jährige Geschichte zurückblicken kann. Als „Neue Burg“ der damaligen Markgrafen von Meissen wurde es gegründet und bot Schutz dem Bischof bei seiner Missionstätigkeit. Als gesicherter Bischofssitz und als Handelsstadt kam Naumburg zu Wohlstand. Davon zeugen insbesondere der Dom mit den Bildwerken des Naumburger Meisters. Unvergessen bleiben die großartigen Stifterstandbilder der Markgrafen und ihrer Frauen, Hermann und Reglindis sowie Ekkehard und Uta.

Aber nicht nur die gotischen Bildwerke des Naumburger Meisters im Westchor und am Westlettner zeugen von höchster sakraler Kunst, sondern ebenso der in spätromanischen Formen aufgeführte Lettner vor dem Ostchor und die vom Vorgängerbau noch erhaltene großräumige romanische Krypta. Ein besonderer Reichtum sind die kostbaren Glasfenster und das Chorgestühl aus gotischer Zeit.

An senkrechten Felswänden, hoch über der Saale, liegen die Dornburger Schlösser. Vor tausend Jahren fanden im ältesten Schloß, der Kaiserpfalz, vier Reichstage statt. Später weilte hier Goethe, weshalb die Museen weitgehend seiner Zeit gewidmet sind. Und heute sind allein schon die Gartenanlagen auf den Felsterrassen einen Besuch wert.

Im Rückblick bilden die Dornburger Schlösser einen besonderen Dreiklang: Die alte trutzige Kaiserpfalz als ein Bollwerk zum Schutz von Siedlungen und Handelswegen, das Renaissance-Schloß, geprägt von grundherr-

schaftlichem Wohlstand, und das Rokoko-schlößchen, weltoffen und einladend, ein Ort zu kreativem Verweilen. Hier fühlte sich auch Goethe wohl, hier konnte er seinen Ideen nachgehen.

So war die Ankunft in Dresden erst am Abend, aber umso eindrucksvoller war der Rundgang durch Dresdens Altstadt. Angestrahlt durch geschickt angebrachte Scheinwerfer standen die Bauwerke Dresdens vor dem tiefschwarzen nächtlichen Himmel. Der Wiederauf der historischen Bausubstanz in Dresden, die einmalig in Europa war, ist ein verbleibender Verdienst der Dresdener Bauverwaltungen nach dem Inferno von 1945. Heute stehen wir bewundernd vor dem, was wiedererstand ist und was seit 1990 im ungeahnten Bauimpuls neu renoviert und wiederaufgebaut wird. Während der drei Tage in Dresden konnte nur ein Bruchteil dessen besichtigt werden, was die Museen und all die Stätten von Kunst und Kultur an Fülle bieten.

Die Führung durch die Schatzkammer des „Grünen Gewölbes“, derzeit im Albertinum neben der Brühlschen Terrasse, gab einen Einblick in die Vielfalt der Goldschmiedekunst am Sächsischen Hof. Die Ausstellung „Alte Meister“ im Zwinger beeindruckte durch die Fülle und höchste Qualität seiner Bildwerke. Für jeden Besucher unvergessen bleibt die Sixtinische Madonna, gemalt von Raffael aus Urbino (1483-1520).

Was wäre ein Besuch Dresdens, wenn nicht dem Wirken seiner großen Männer, August dem Starken und seinen „Vier Goldfasanen“ (wie er sie nannte) nachgegangen worden wäre: den Werken des genialen Architekten Pöppelmann, den zaubernden Bildwerken von Permoser, der Goldschmiedarbeit von Dinglinger und dem im goldenen Käfig gefangenen Erfinder des europäischen Porzellans, dem Manufakturdirektor Böttger von Meißen. Er arbeitete auf der Albrechtsburg, der mittelalterlichen Residenz der Herzöge von Sachsen. Direkt angebaut ist der Dom zu Meißen mit Bildwerken des Meisters von Naumburg und seiner Werkstätte. Residenzschloß und Bischofskirche mit Bischofssitz und Domherrenhäusern bilden hoch über der Elbe und über der tieferliegenden Stadt mit ihren markanten Bauten, Plätzen und Kirchen ein unvergleichlich einprä-

gesames Bild. Und der Besuch der Porzellanmanufaktur lädt ein zum viel längeren Verweilen.

Schloß Moritzburg inmitten einer Seenlandschaft diente August dem Starken zur fürstlichen Freizeitgestaltung mit Jagd, Seefahrt und königlichen Seeschlachten mit Prunkfeuerwerk. Schloß Pillnitz ließ August der Starke für seine schönste, gebildetste und intelligenteste Mätresse, die Reichsgräfin Constanze von Cosel, ausbauen. Sein Hofarchitekt Pöppelmann baute hier eine Schloß- und Gartenanlage an der Elbe von bezaubernder Eleganz. Aber die Cosel mit ihren drei Kindern, die sie mit August dem Starken hatte, konnte diese heitere Pracht nur kurze Zeit genießen. Sie war ihrem „Starken“ an Bildung und Intelligenz sicherlich weit überlegen. Aber so was war bei absolutistischen Herrschern ungehörig. Er hatte die Macht, und so verbannte er sie in Festungshaft. Unbezwingbar auf dem Berg Rücken aus Säulenbasalt steht die Burg Stolpen. Der Gefängnisturm bewahrt das Andenken an die widerrechtlich Gefangene, die dort annähernd 50 Jahre ihres Lebens verbrachte.

Das Schicksal der Cosel berührte August den Starken überhaupt nicht. Er hatte längst neue Mätressen, die sich hüteten, in Staatsgeschäfte dreinzureden. August der Starke baute, andere sagten, er verschwendete die Gelder seines Staates, aber er hinterließ seine Residenzstadt Dresden als eine der schönsten Städte Europas, und wir bewundern diese Prachtentfaltung. Wer nach Dresden fährt, muß die Elbsandsteinfelsen und Tafelberge der „Sächsischen Schweiz“ erlebt haben. Weite Ausblicke gewähren die Basteifelsen und die Festung Königstein. Von vergangenem Reichtum zeugt die Stadt Pirna mit der domartigen Kirche St. Marien, in der um das Jahr 1500 der Meister aus Maulbronn baute.

Ein musikalischer und künstlerischer Höhepunkt war der Besuch im Dom zu Freiberg. Der Nikolai-Kantor aus Leipzig ließ mit der Silbermannorgel den ganzen Dom erklingen. Und dieser Dom besitzt aus der Zeit der Romantik bis hin zum Barock der Silbermannorgel Kunstwerke höchsten Ranges. Begründete doch die Bergstadt Freiberg mit ihren Silberbergwerksstollen den Reichtum der Herzöge und Kurfürsten von Sachsen. Von diesem Reichtum zeugen die spätromanische „Goldene Pforte“ am Dom, die in seiner Art und Ausführung einzigartige Tulpenkanzel und die Grablagen der evangelischen Herrscher aus dem Hause Wettin. Und hier in Freiberg wurde 1765 die erste Bergakademie (Montanuniversität) Europas gegründet.

Die Rückfahrt von Dresden ging über die ehemalige Benediktinerabtei Bürgel, einem hochinteressanten Kirchenbau aus dem 12. Jahrhundert. Mönche aus Hirsau mit ihrer von Cluny übernommenen Klosterreform waren hier letztmalig am Werk. Die große Zeit des Zisterzienserordens war bereits angebrochen.

Erfurt mit seinem hochragenden Dom und seiner noch erhaltenen reichen städtebaulichen

Präsenz wetteifert geradezu; so könnte man glauben, mit Dresden im Wiederaufbau. „Hier möchte ich bleiben, wenn ich wählen könnte“, war oftmals zu hören. Aber welcher der besuchten Städte könnte man den Vorrang geben? So viel Schönes, so viel Aufbauwille, so viel Entgegenkommen war anzutreffen. Die Frage, wo war es am interessantesten, blieb offen.

C. R.

## Schule in der Augustenhilfe

Ein Ebinger erinnert sich – Von Otto Klaiber

Die Augustenhilfe wurde 1840 zwischen Sonnenstraße und dem Feldweg ins Raidental, mit Eingang vom Feldweg, in Ebingen als Waisenhaus erbaut. Von der jetzigen hinteren Auffahrt zum Krankenhaus führte er schräg am Hang entlang zum Raidental bis südlich der Einmündung der Schützenstraße. Ältere Bürger erinnern sich wohl noch des Zionshügelweges. Wann er als Fahrweg einging, ist mir nicht bekannt. Gegen die Stadt zu befand sich im Zaun bis zum ersten Neubau des Altenheims ein großes Tor. Hatte das Waisenhaus schwere Fuhrn herzubringen, so fuhren sie hier herauf, denn die Auffahrt von der Augustenstraße war da zu steil (und wahrscheinlich erst später angelegt). Die Häuser vor der Augustenhilfe durften nicht angebaut werden, deshalb besteht die Gasse heute noch.

Im März 1934 stürzte in Winterbach bei Schorndorf die Schule ein; dabei gab es mehrere Tote. Daraufhin hieß es, die Schlachthofschule neben dem „Roten Kasten“ sei auch baufällig, sie wurde geräumt. – Nachdem ich vor einigen Jahren anlässlich des Todes von Ex-Oberbürgermeister Hayer in der Zeitung las, daß er ein engagierter, evangelischer Christ war, stand bei mir fest, er war der Urheber der Idee, das Waisenhaus als Schule zu benutzen.

Das Waisenhaus hatte nämlich Existenzsorgen; es blutete aus. Da von den Jugendämtern oder sonstigen Stellen keine Knaben mehr zugewiesen wurden, erhielt das Haus auch keine Zuschüsse, egal von wem sie kamen. Doch gewisse Fixkosten fielen immer an. 1931 hatte die Augustenhilfe noch einen Erzieher und einen Lehrer neben dem Hausvater. Also lebten genügend Buben im Haus, um eine Schulklasse zu halten; 1936 sah ich kaum zehn aus- und eingehen. Man besuchte die öffentlichen Schulen. Die Kinder mußten auch mehr arbeiten als andere; so hatten sie oft nicht mal Zeit oder waren zu müde, um Schularbeiten zu machen. Danach erhielten sie oft Schläge in der Schule.

Das Geschehen damals habe ich aufgenommen, aber verstanden habe ich mit 12-14 Jahren nicht alles. Das Verstehen kam erst viel später.

Nach den großen Ferien im August 1934 zogen vier Klassen der Katholischen Volksschule in das Waisenhaus um. Von der Schlachthofschule wechselte Klasse 3, Wäschle, sowie Klasse 8, Ferber, in diese Schulräume. Aus dem „Roten Kasten“ betraf es die Klasse 5, Pfister, und Klasse 6, Irtenkauf.

Letzterer hatte schon den Vesetzungsbescheid erhalten. Er trat in jenen Tagen seine neue Stelle an. Bis zum Schuljahresende unterrichteten diese Klassen die unständigen Lehrer Lenzler, Heinkele und Müller als Aushilfslehrer. Bei der 3. Klasse ab Herbst 1934 Frl. Kolb und Frl. Drachter. Frl. Kolb war mit Herrn Heinkele liiert (es kursierte bei den Drittklässlern auch ein Gedicht über die beiden).

Die achte Klasse (Jahrgang 1920/1921) bezog im neuen Anbau von 1927 den ehemaligen Speisesaal als Schulzimmer an der Vorderseite des Hauses zur Sonnenstraße 1 (damals Adolf-Hitler-Str.) mit Herrn Ferber. Frl. Wäschle lehrte die Klasse 3 (Jahrgang 1925/1926) in demselben Gebäude, auch im Erdgeschoß dem Hof zu, im bisherigen Schulzimmer. Die fünfte und sechste Klasse (Jahrgang 1923/1924 und 1922/1923) befanden sich in Räumen im 1. Obergeschoß des Rückgebäudes direkt am „Waisenwege“, wobei die jüngeren Schüler im Schulzimmer nach Norden die älteren im südlichen Schulraum untergebracht waren. Das Haus enthielt unten, nach Süden hin, die

Waschküche, nach Norden eine Werkstatt, die später der Schule auch als Werkraum diente. Nördlich angebaut war der Hühner- und Schweinestall. In diesem Hintergebäude besuchte ich damals die Klasse 6. Da ich von der Stadtmitte herkam bzw. ging, benutzte ich die Gartentür neben dem geschlossenen Osttor zum „Waisenwege“. Diese stand immer offen.

Im Frühjahr 1935 beim Schuljahreswechsel gab es auch in der Augustenhilfe eine Veränderung. Zu Herrn Ferber zog der Jahrgang 1921/1922 vom „Roten Kasten“ ein. Dafür begab sich der Jahrgang 1922/1923 dorthin zu Herrn Rektor Mayer. Deren Klassenzimmer benutzte Herr Gräter mit dem Jahrgang 1924/1925. Nach den Sommerferien löste Herr Rundel, als neue Lehrkraft, Herrn Gräter ab.

Das neue Schuljahr 1936 brachte wieder einen Wechsel. Der Jahrgang 1922/1923 ging wieder in die Sonnenstraße zu Herrn Ferber, und Herr Pfister übernahm die Klasse Wäschle in deren Raum. Die Klasse 7 (Jahrgang 1923/1924) blieb in ihrem Klassenzimmer bei Herrn Maier, einem Aushilfslehrer.

Doch schon im Sommer 1936 drehte sich das Klassenkarussell wieder. Am 1. Juli 1936 wurde offiziell die „Deutsche Schule“ eingerichtet. Doch der Beginn war nach den Ferien im August. Die Mehrzahl der Schüler trat in diese über.

Die Klassen der Katholischen Volksschule teilte man auf. Die Mädchen besuchten fortan die jeweiligen Mädchenklasse im Mädchenschulhaus, heute Kirchengrabenschule. Die Buben wurden zur Hälfte, nach dem ABC, den zwei parallelen evangelischen Knabenklassen zugeordnet.

Herr Pfister blieb mit der Hälfte seiner Jungen, die in eine neue Klasse 5b gingen, in seinem Schulraum. Das Zimmer von Herrn Ferber bezog Herr Zink mit dem achten Schuljahr. In dessen Knabenklasse 8a integrierte sich die Hälfte der katholischen Buben. Den Klassenraum Herrn Rundels benutzte Herr Lämmermann mit der Klasse 5a. Daneben stand Herr Müller der Klasse 7 vor.

Mit dem Ende des Schuljahres 1936/1937 wurde die Benützung als Schule aufgegeben. Die Klassen zogen zum Teil in die Knabenschule um, weil noch nicht alle Räume fertig waren auch in andere Schulen. Die Buben des Waisenhauses wurden auswärts anderweitig untergebracht, da die Stadt die ganze Augustenhilfe als Altersheim mietete. Damit war die Stiftung ihre finanziellen Sorgen los und einer Enteignung vorgebeugt.

Es ist mir ein Bedürfnis, hiermit allen ehemaligen Schülerinnen und Schülern, die mir mit ihrer Unterschrift bestätigt haben, in jener Zeit dort die Schule besucht zu haben, zu danken.

Bild: der abgerissene Altbau der Augustenhilfe.



Die „Augustenhilfe“ vor dem Abbruch

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Otto Klaiber, Wilhelm-Dodel-Gasse 4  
72458 Albstadt-Ebingen

Rudolf Linder, Heilig-Brünnle-Straße 55  
72461 Albstadt-Tailfingen

Christian Roller, Am Heuberg 14  
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, Balingen, Schramberger Straße 75, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 40

31. Oktober 1993

Nr. 10

## Kirche – Kelche – Konkubinen

Die post-tridentinische Reform in Lautlingen, 1575-1750 – von Dr. Peter Thaddäus Lang, 1. Folge

Der im Jahre 1471 verstorbene Asket und Gelehrte Dionysius Carthusianus fällt in seinen Schriften ein vernichtendes Urteil über die Geistlichkeit seiner Zeit: Die Bischöfe, so meint er, seien ungerecht, hochmütig, jähzornig und faul, sie zeichneten sich aus durch Herrschsucht und Habgier, sie liebten Pomp und Verschwendung, sie ergötzen sich auf der Jagd und beim Tanze und nicht einmal vor gottgeweihten Jungfrauen mache ihre ungezügelte Leidenschaft halt. Ihr Hirtenamt vernachlässigten sie sträflich, und er ruft ihnen zu: „Ihr nehmt euren Schafen Milch und Fell, aber ihr weidet sie nicht!“

Gleichermaßen streng geht unser Mönch mit der niederen Geistlichkeit ins Gericht:

Viele Kleriker wüßten kaum über ihre einfachsten Pflichten Bescheid, sie zelebrierten die Messe auf unordentliche und unwürdige Weise; für ihre Amtshandlungen forderten sie viel zu hohe Gebühren; beim Eintreiben der Abgaben seien sie rücksichtslos und hart; sie trachteten ausschließlich danach, sich zu bereichern, um ähnlich wie die Bischöfe in Prunk und Wollust leben zu können.

Damit aber hat der Karthäusermönch die traurigsten Kritikpunkte unerwähnt gelassen: Die Landpfarrer lebten nicht viel anders wie die Bauern: Sie gingen ins Wirtshaus, wo sie Karten spielten, sich betranken und einer herzhaften Schlägerei keinesfalls aus dem Wege gingen, sie trieben die Landwirtschaft um, lebten mit ihrer Magd in einem ehgleichen Verhältnis und erfreuten sich einer nicht unerheblichen Kinderzahl.

Was das Tun und Treiben der Päpste anbelangt, so schweigt des Karthäusers Höflichkeit, doch standen sie den Pfarrern und Bischöfen offenbar um nichts nach: Sie führten Kriege, beteiligten sich an politischen Intrigen, feierten rauschende Feste und hielten sich Mätressen, ganz wie es bei den weltlichen Fürsten ihrer Zeit eben so der Brauch war.

Ein äußerst unbefriedigender Zustand, gewiß, aber doch nicht so instabil, daß die Reformation mit zwingender Notwendigkeit hätte kommen müssen. Wenn sie dennoch kam, so war das mit Sicherheit kein Schaden für die römische Kirche, wir viele der älteren katholischen Kirchenhistoriker auch heutzutage noch meinen. Eher im Gegenteil: Die Reformation half der kraftlos und müde gewordenen Papstkirche, ihre Lethargie zu überwinden und den längst schon überfälligen Weg zur Erneuerung einzuschlagen.

Die maßgeblichen Weichen zur innerkirchlichen Regeneration wurden auf dem Konzil von Trient (1545-1563) gestellt. Die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung bezogen sich auf nahezu sämtliche Bereiche des kirchlichen Lebens; die Einzelbestimmungen füllen in ihrer übergroßen Zahl mehrere Bände. An dieser Stelle hier, im Hinblick auf eine einzelne Pfarrei, brauchen jedoch nur einige wenige Gesichtspunkte herausgestellt zu werden.

Die Pfarrgeistlichen wurden unter anderem zu einer korrekten Amtsführung wie auch zu einem vorbildlichen und weltabgekehrten Lebenswandel verpflichtet, außerdem sollten sie sich einer gründlichen theologischen Ausbildung unterziehen. Um all dies zu erreichen, sollten die Bischöfe erstens nur noch untadelige Kandidaten zum Priesteramt zulassen und zweitens hatten sie ihren Klerus regelmäßig

und streng zu kontrollieren – zu „visitieren“, wie es in der Sprache des Kirchenrechts heißt.

### Zuständig war der Bischof von Konstanz

Und damit kämen wir nun endlich zu unserem Thema, zu der post-tridentinischen Kirchenreform in Lautlingen. Wie sich die Reform im einzelnen abspielte, das können wir ablesen an den Berichten, welche die bischöflichen Visitatoren über ihre Inspektionen anfertigten. Für die Lautlinger Pfarrei war letzten Endes der Bischof von Konstanz zuständig, der seine Diözese dekanatsweise überprüfen ließ, und Lautlingen gehörte zum Dekanat Ebingen, das sich, ganz grob gesprochen, von der Bähra bis zur Lauchert und vom Albrauf bis zur Donau erstreckte.

Über die Konstanzer Bischöfe hätte der eingangs zitierte Karthäusermönch besonders laut geklagt; wäre er noch am Leben gewesen, denn sie gehörten keineswegs zu den besonders reformeifrigen Oberhirten. Sie begannen mit ihren Kontrollen erst nach langem Zögern und gaben sich dann auch nicht gerade die allergrößte Mühe. So stammt der früheste Bericht, in dem Lautlingen erwähnt wird, aus dem Jahre 1575.

Wir erfahren dort, daß der Lautlinger Pfarrer Kilian Thurnbleser Sohn eines Pfarrers ist und seinerseits ebenfalls mehrere Kinder hat. Damit stand er freilich nicht allein da: Von den 29 visitierten Geistlichen des Dekanats waren 22 beweiht, 76 Prozent also, und bei 17 dieser Verbindungen hatte sich Nachwuchs eingestellt.

Der sittenstrenge Karthäusermönch Dionysius mag sich vielleicht im Grabe herumgedreht haben. Das gemeine Volk indessen scherzte sich damals keinen Deut darum. Priester mit Familie – das war auf dem Lande die Regel. Im benachbarten Dekanat Haigerloch beispielsweise rechnet sich ein Konkubinarier-Anteil von 70 Prozent, im Südschwarzwald sind es 73 Prozent und im Fränkischen finden sich Werte zwischen 70 und 90 Prozent.

Die bischöflichen Kontrolleure hatten es nicht eilig, die Visitationsprozedur zu wiederholen; sie taten dies erst wieder sechs Jahre später, nämlich 1581. Dieser Bericht äußert sich über 35 Geistliche im Dekanat Ebingen und identifiziert 21 davon als Konkubinarier, das sind nur noch 60 Prozent. Freilich: nur in zwei Fällen hält der Text ausdrücklich fest, der betreffende Priester lebe im Zölibat. Gemeint sind die Pfarrer von Egesheim und Lautlingen. Im Falle Lautlingens trifft dies allerdings nicht zu, denn der darauffolgende Bericht zählt unseren Kilian Thurnbleser erneut zu den Be-



Turm der Lautlinger Kirche

weibten. Ansonsten erscheinen 1581 bei Kilian Thurnbleser Licht und Schatten gleichmäßig verteilt: einerseits erteilt er schon Katechismusunterricht – eine Tätigkeit, an welche die meisten seiner Amtsbrüder noch nicht einmal denken. Andererseits hat er aber noch nicht damit begonnen, ein Taufbuch anzulegen, wie das die Konzilsbestimmungen vorschrieben.

Der nächste Bericht stammt von 1590 und läßt keine Veränderung der Konkubinatsverhältnisse erkennen, denn von den 23 namentlich erwähnten Geistlichen hielten es ganze 16 wie der Pfarrer von Lautlingen und bewahrten ihren Gefährtinnen nach wie vor die Treue: Eine Zunahme von 60 auf 65 Prozent also.

### In Lautlingen „ein Legaler“

Fast hat es den Anschein, als sei dem bischöflichen Beauftragten angesichts dieser Entwicklung bei dem folgenden Kontrollgang die Lust vergangen, sich weiters mit dem Konkubinats zu befassen. So enthält der Text von 1597 nur einen einzigen durchgehenden Fragepunkt, die rechtmäßige Amtseinsetzung, die Investitur. Das Resultat erscheint verhältnismäßig erfreulich, denn seit 1575 ging der Anteil der „illegal“ ins Priesteramt gelangten Geistlichen von 39 Prozent auf 22 Prozent zurück. Der bischöfliche Kontrolleur rechnet den Lautlinger Pfarrer Thurnbleser unter die „Legalen“, was den kirchenrechtlichen Bestimmungen zufolge nicht gänzlich korrekt er-

scheint, denn ohne den Nachweis ehelicher Geburt ist ein Zugang zum Priesteramt streng genommen nicht möglich.

Nicht ganz so positiv wie bei der Investitur verläuft die Entwicklung in Sachen Konkubinats: Die Prozentzahlen verringern sich bis zum Jahr 1590 nur von 73 auf 65. Dieser im Sinne eines Reform-Fortschritts wenig ersprießliche Sachverhalt könnte möglicherweise auf die laschen Sanktionen zurückzuführen sein, die von seiten des bischöflichen Ordinariats zur Unterbindung des Konkubinats ergriffen worden zu sein scheinen: In den Akten ist nämlich mehrfach davon die Rede, daß im Falle von Zölibatsverstößen eine Absolution erteilt wurde.

Solche Absolutionen, verbunden mit einer Strafgeld, waren bereits im Spätmittelalter üblich; sie erfüllten einzig und allein den Zweck, die bischöflichen Finanzen etwas aufzubessern. Ob der Konstanzer Bischof am Ende des 16. Jahrhunderts noch genauso verfuhr? – Wie dem auch sei: Mit einer Gebühr war dem Konkubinats gewiß nicht beizukommen, genauso wenig, wie sich heutzutage die Zahl der Raucher und Alkoholiker durch eine Tabaksteuer oder eine Branntweinsteuer verringern läßt.

Nach einer Pause von elf Jahren fand eine Visitation erst wieder 1608 statt, und man könnte fast meinen, die bischöflichen Visitatoren hätten diese Zeit gebraucht, um frische Kraft zu schöpfen. Nunmehr nehmen sie die Geistlichen wesentlich schärfer ins Visier. Neben den bisher festgehaltenen Einzelheiten wird jetzt außerdem nach dem Geburtsort, den Personen im Pfarrhaus, der Beichtfrequenz, dem Beichtvater wie auch nach dem Abhalten des Katechismusunterrichts gefragt.

#### Betrachten wir die Ergebnisse:

In Sachen Investitur blieb die Situation mit 25 Prozent nahezu unverändert. Dagegen aber war hinsichtlich des Konkubinats gewaltig viel in Bewegung gekommen: Auch im Bistum Konstanz hatten die Kirchenoberen allmählich begriffen, daß die massivste Versuchung für einen Landgeistlichen im eigenen Hause lauerte, in der „familia“, wie alle zur Haushaltung gehörenden Personen in der Sprache der lateinischen Kirchenakten genannt wurden. Kein Wunder also, daß 1608 die Kirchengewaltigen sich nach diesem Personenkreis erkundigten. Die Ausgefragten wußten dann schon sehr genau, was diese Frage bezwecken sollte. So legten sie denn in ihren Antworten größten Wert darauf, keine fremden Mägde, sondern, wo immer es ging, unmittelbare Verwandte zu benennen, weil dadurch jeglicher Konkubinatsverdacht zerstreut wurde.

#### Von Eltern und Geschwistern umgeben

Über die Hälfte der Befragten hatten sich diesermaßen emsig mit Eltern und Geschwistern umgeben, unter ihnen auch Jakob Haug, der Nachfolger Kilian Thurnblesers auf der Lautlinger Pfarrstelle. Nur in einem einzigen Fall äußerte der Visitator den Verdacht eines Zölibatsverstößes, und zwar bei Rudolf Thurnbleser, dem Sohn unseres Kilian. Rudolf hatte die Pfarrei Frohnstetten inne, allerdings ohne Investitur. Angesichts dieser beiden Mängel-punkte sah er sich von der Kirchenleitung dermaßen unter Druck gesetzt, daß er den Kirchendienst quittierte.

Die Konstanzer Visitatoren begnügten sich 1608 nicht damit, einige Äußerlichkeiten priesterlicher Lebensweise zu korrigieren. Sie mühten sich darüber hinaus auch um die Spiritualität der Landpfarrer, wenn auch zunächst nur ansatzweise und auf einem verhältnismäßig niederen Niveau.

Zunächst einmal ging es hierbei um die Beichtthäufigkeit der Geistlichen und um deren Beichtväter. Die 31 einschlägigen Aussagen der Quelle bewegen sich zwischen jährlicher und monatlicher Beicht mit einer starken Häufung bei vierteljährlichem Empfang des Beichtsakraments. Der Lautlinger Pfarrer beichtete alle zwei Monate und lag damit doch sichtlich über dem Durchschnitt.

Was die Beichtväter angeht, so ist die große Beliebtheit von Ordensangehörigen unübersehbar. Obenan standen das Dominikanerkloster in Rottweil neben St. Luzen in Hechingen; etwas abgeschlagen folgten die Mönche von Beuron. – Dieser allgemeinen Tendenz folgte der Lautlinger freilich nicht. Er zog einen Beichtvater in seiner näheren Umgebung vor und wählte den Pfarrer von Straßberg.

Nach einem ausnehmend langen Intervall wurde erst wieder 1624 im Dekanat Ebingen visitiert. Der Dreißigjährige Krieg währte schon sechs Jahre, machte sich jedoch in Südwestdeutschland noch kaum bemerkbar. Die vordem festgestellten Mißstände waren nach Ausweis des Berichts 1624 noch nicht vollkommen aus der Welt geschafft.

Noch immer konnten vereinzelt Konkubinarien aufgespürt werden, jetzt aber nicht mehr in Lautlingen. Hier amtierte nun Johann Linsetritt, der dem Visitator angab, seine Mutter führe ihm den Haushalt – für die Kirchenbehörde ein Zeichen zölibatären Lebenswandels.

Mit der rechtmäßigen Amtseinsetzung hatte es dagegen etwas mehr im Ebinger Dekanat – fünf der Visitierten konnten die erforderlichen Bescheinigungen nicht vorweisen (also 20 Prozent). Doch auch diese Zahl liegt ein gewaltiges Stück unter denen des ausgehenden Reformationsjahrhunderts. Die kirchliche Erneuerung begann demnach sichtbare Fortschritte zu machen. Der Lautlinger Pfarrer gehörte auch in diesem Punkt zu der „fehlerfreien“ Mehrheit.

#### Eine lobenswerte Ausnahme

Die erfreuliche Tendenz zur Besserung hin wird in gleicher Weise bei den Beichtgelegenheiten der Priester erkennbar. Zwei Drittel von ihnen beichteten monatlich und entsprachen damit der bischöflichen Norm – unter diesen auch Johann Linsetritt. Sein Bubsheimer Amtsbruder indessen empfing das Beichtsakrament sogar wöchentlich, womit er eine bis dato so rare wie lobenswerte Ausnahme darstellte.

Wie wir aus vielen anderen Quellen erschließen können, veränderten sich im Zuge der kirchlichen Erneuerung nicht nur die Lebensgewohnheiten der Priester. Daneben wandelte sich außerdem der Innenraum der Gotteshäuser. Nicht nur, daß landauf landab Kanzeln installiert wurden, um eine bessere Wortverkündung zu ermöglichen, oder Emporen eingebaut werden mußten, weil die Kirchen den ehemals ungekannten massenhaften Zustrom der Gläubigen sonst nicht hätten verkraften können – nein, zu alledem kam noch ein schrankartiges Möbelstück, das für die post-tridentinische Reform sehr charakteristisch werden sollte: der Beichtstuhl.

In der Absicht, das Bußsakrament im Sinne des Konzils von Trient zu fördern, konstruierte der große Mailänder Erzbischof und vorbildliche Kirchenreformer Karl Borromäus (1538-1584) dieses Gerät und entwickelte dabei ein überaus bemerkenswertes Gespür für psychologische Gegebenheiten: Der Beichtende kniet nach der Vorstellung des italienischen Reformbischöfs im Dämmerlicht einer engen dunklen Kammer und nimmt seinen Beichtvater lediglich durch ein kleines vergittertes Fenster wahr; der Priester seinerseits ist kaum zu sehen, denn er sitzt selbst – etwas erhöht – im Dunkeln und hält außerdem eine Stola vor das Gesicht. Die hierdurch geschaffene Atmosphäre ist bestens dazu angetan, eine zerknirschte,



Der Mailänder Erzbischof und Kirchenreformer Karl Borromäus

reuevolle und bußbereite Stimmung aufkommen zu lassen.

Daß sich der Beichtstuhl im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts auch hierzulande zu verbreiten beginnt, das können wir nur indirekt aus unserem Bericht erschließen. Es ist nämlich davon die Rede, daß in Gosheim und in Dormettingen der Pfarrer die Beicht in der Sakristei höre – in der Sakristei, wohl gemerkt, und nicht im Beichtstuhl, wie der Visitator es sich offensichtlich gewünscht hätte. Demnach dürfte sich der Beichtstuhl in den übrigen Pfarreien des Dekanats so um das Jahr 1624 wohl schon eingebürgert haben.

#### Sie raubten, brannten und mordeten

Verschwinden des Konkubinats, größere Beichtthäufigkeit, Rückgang illegalen Amtszugangs – die innerkirchliche Reform schien im dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts gut sichtbare Fortschritte zu machen. Eine solche Aufwärtsbewegung blieb allerdings von kurzer Dauer, denn mit unaufhaltsamer Gewalt kam der Krieg 1631 nach Süddeutschland, und zwar zunächst zum Schaden der kaiserlich-katholischen Partei, in der Gestalt der schwedischen Armee unter dem König Gustav Adolf, der noch heute von vielen Protestanten als ein Vorkämpfer der Evangelischen gefeiert wird.

Als die Schweden 1634 bei Nördlingen eine empfindliche Niederlage erlitten, hatten die Kaiserlichen wieder die Oberhand, allerdings nicht sehr lange, denn bald schon begann das Kriegsgeschehen unübersichtlich zu werden. Ob Freund, ob Feind – das machte bald keinen Unterschied mehr, denn sie alle raubten, brannten und mordeten gleichermaßen.

An eine geregelte Territorialverwaltung war nach 1631 nicht mehr zu denken, auch nicht im kirchlichen Bereich. Die bischöflichen Visitatoren riskierten ja Kopf und Kragen, wenn sie die schützenden Mauern der Bischofsstadt verließen, um von Pfarrei zu Pfarrei über Land zu reisen. In dem allgemeinen Chaos der Jahre zwischen 1631 und 1648 gingen somit manche bereits erzielten kirchlichen Reformfolge wieder kläglich verloren.

#### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang,  
Johannesstraße 5  
72458 Albstadt-Ebingen

Rudolf Linder, Heilig-Brünnle-Straße 55  
72461 Albstadt-Tailfingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Bagnato-Bauten im Zollernalbkreis

Von Rudolf Linder, Albstadt

Zu den bedeutendsten Barockbaumeistern im Bereich von Bodensee und Hochrhein zählt der am 13. 9. 1696 in Landau/Pfalz geborene Johann Caspar Bagnato. Obwohl er schon im Alter von 60 Jahren starb, hat er eine große Anzahl von Kirchen, Schlössern und Zweckbauten entworfen, die zum größten Teil bis heute noch erhalten sind. So ist es wohl kein Zweifel, daß auch in unserem Kreis zumindest ein Bauwerk, wenn nicht gar zwei Bauwerke, an Bagnatos Bautätigkeit erinnern. Als Baumeister des Deutschen Ordens der Ballei Elsaß-Burgund schuf er vor allem das Deutschordensschloß auf der Insel Mainau und Bauten in Altshausen (Torhaus, Reitschule u. a.). Auf der Bodenseeseite starb er am 15. 6. 1757; eine Bronzetafel an der Unterseite der Orgelempore der Kirche erinnert an ihn.

Nachfolger in seinem Amt wurde sein Sohn aus zweiter Ehe, Franz Ignaz Anton, der vom 15. 6. 1731 bis zum 7. 6. 1810 lebte. Auch von ihm steht ein Gebäude im Kreisgebiet.

Ein Bauwerk des älteren Bagnato, dessen Urheberschaft neuerdings in Frage gestellt wurde, ist das *Amtshaus in Straßberg*. Nach Hößfeld, Vogel, Genzmer: Die Kunstschätze Hohenzollerns, Band II. Kreis Sigmaringen, Stuttgart 1948, wurde das Gebäude um 1745 unter der Fürststäbtissin Maria Carolina Gräfin von Königsegg-Rothenfels (reg. 1742-1774) - der Schwester des damaligen Deutschordenskomtur - erbaut. Zu dieser Zeit gehörte Straßberg zum fürstlichen Damenstift in Buchau (heute Bad Buchau). An die Bauherrin erinnert das Königseggsche Wappen (von Gold und Rot rechtsschräg geweckt) in einem schmiedeeisernen Oberlichtgitter des Haupteingangs.

Das dreistöckige Gebäude mit gewalmtem Mansardendach hat je vier mal neun Fensterachsen, wobei die drei Mittelachsen der Südfront durch vier vorgeputzte Pilaster zusammengefaßt sind. Das Erdgeschoß ist durch eine kräftige Stockgurte von den Obergeschossen abgetrennt. Die Fenster sind mit Muschelwerkformen umrahmt. Bandelwerk und kleine Landschaften sowie Jagdszenen zieren Flure und Innenräume.

Hans Martin Gubler („Johann Caspar Bagnato“, Sigmaringen 1985) vermutet, daß das Amtshaus nicht von Bagnato entworfen worden ist und auch erst gegen 1760 errichtet wurde. Als Beweis führt er hauptsächlich formale Gründe an: die Wand sei nicht durchgeformt, die Pilaster als solche seien nicht ausgebildet sondern aufgelegt, die Gestaltung der Portalzone sei flau und kraftlos, und die Proportion des Baus sei nicht mit den Bauten Bagnatos zu vergleichen.

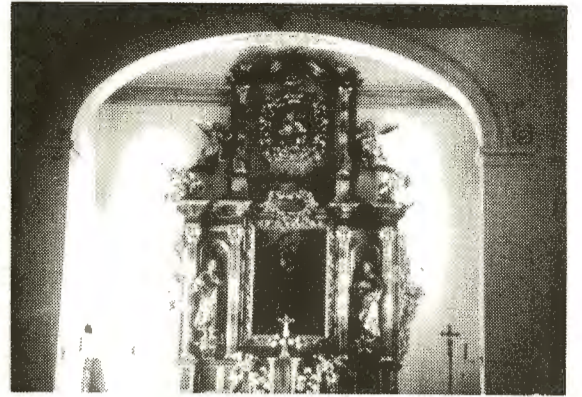
Aber auch der Fürstenbau in Buchau (Wohntrakt für die Fürststäbtissin und vier Stiftsdamen) ist ziemlich schlicht gehalten und weist keine charakteristische Merkmale des Baumeisters auf, obwohl Planung und Bauausführung nachweislich in seinen Händen lagen. Wenn aber wohl auf Wunsch der Auftraggeberin, der Fürstenbau schmucklos gehalten war, so konnte man nicht erwarten, daß das unbedeutende Amtshaus im entfernten Straßberg imposanter wirken sollte.

Beiden Bauten sind kräftige Stockgurte gemeinsam, wobei beim Straßberger Amtshaus nur das Erdgeschoß durch eine Stockgurte von den beiden oberen Stockwerken abgetrennt ist, während der breitere Fürstenbau in Buchau zwei Stockgurte aufweist. Daß keine schriftlichen Unterlagen aufgetaucht sind (Buchauer Stiftsrechnungen der Jahrgänge 1740-1754 und Rechnungen der Herrschaft Straßberg von 1737-1751) läßt immer noch die Möglichkeit offen, man habe das Amtshaus in Straßberg über eine Spezialrechnung abgerechnet, die bis jetzt noch nicht gefunden worden ist.

Auf Grund zahlreicher Dokumente besteht kein Zweifel an der Urheberschaft Bagnatos an der Kirche in Obernheim. Die Vorgänger-

kirche war wohl schon im Hochmittelalter erbaut worden, wurde aber erst 1436 urkundlich erwähnt. Auf drei Altären der Kapelle wurden Kaplaneien gestiftet: die Marienkaplanei (erwähnt 1437), die Dreifaltigkeitskaplanei (1472 durch den Nusplinger Rektor und die Gemeinde Obernheim errichtet) und die St.-Afra-Kaplanei (1494 durch die Reutlinger Bürgerin Katharina Suterin, Witwe des Hans Urach, gestiftet). Schon 1740 erwog man einen Neubau, der aber wegen mangelnder Mittel hinausgezögert wurde.

Am 26. Februar 1752 kam es zum Akkordabschluß zwischen Bagnato und dem Ortspfarrer Buol. (Der am 20. August 1720 in Schwenningen/Heuberg geborene Augustin Buol war ein Jahr zuvor Pfarrer in Obernheim geworden und blieb es bis zum Jahre 1799). Dabei handelte es sich um einen Generalakkord, bei dem Bagnato versprach, gegen eine Zahlung von insgesamt 5000 fl, zahlbar in Jahresraten von 600 fl, Handlanger, Steinhauer, Zimmerleute, Stukkateure und Maler zu stellen. Diese Form der Vergabe ermöglichte es Bagnato, vor allem die Künstler selbst auszusuchen, um so ein „Gesamtkunstwerk“ zu schaffen. Bei der Obernhemer Kirche waren es der südtelessinische Stukkateur und Palier (Bauführer) Francesco Pozzi (1702-1789) und der norditalienische Freskant Guisepe Appiani (1701-1785/86), mit denen Bagnato die letzten 12 Jahre seines Lebens zusammengearbeitet hatte. Neben künstlerischen Gründen waren



Obernheim: Hochaltar in der Pfarrkirche St. Afra

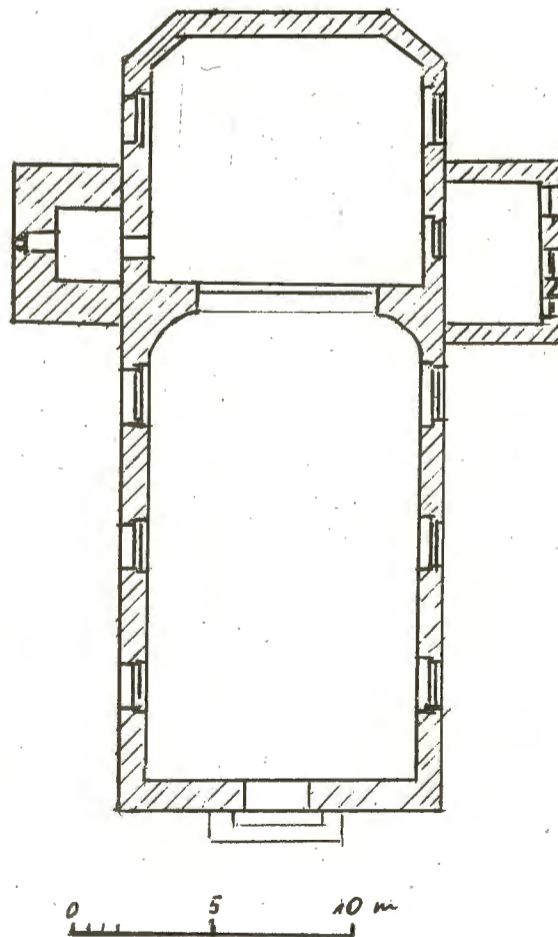
auch ökologische Gründe für die Tätigkeit als Generalunternehmer maßgebend.

Da das Kirchengut in Obernheim mit nicht mehr als 1000 fl belastet werden durfte, war vorgesehen, daß die beiden Pfarrer von Bubsheim und Nusplingen als „condecimatores“ je 500 fl zum Bau der Kirche beitragen sollten (die drei Ortschaften gehörten zur vorderösterreichischen Herrschaft Kallenberg). Pfarrer Buol verpflichtete sich, jährlich 500 fl aus eigenen Mitteln zu bestreiten. War der neue Pfarrer so vermögend oder hatte er ein großes Gottvertrauen? Dazu muß man wissen, daß Bagnato zwischen 1729 und 1757 neben Naturalgaben (Getreide, Wein, Holz) jährlich 300 fl von der Kommende Altshausen als Fixum erhielt. Dabei war seine Besoldung von allen Angestellten am höchsten: der Mundkoch erhielt 200 fl, Stallmeister und Balleirat je 150 fl. Wie dem auch sei, der Kontrakt wurde am 6. März 1752 von der kirchlichen Oberbehörde in Meersburg genehmigt und im gleichen Jahr wurde mit dem Bau der neuen Kirche begonnen, wobei nacheinander die Ravensburger Maurermeister Christoph Haller und Joseph Peyer als Bauführer tätig waren.

Am 1. Oktober 1753 quittierte „Johann Caspar Bagnato bau Direktor“ die erste Rate in Höhe von 1200 fl. Aber dann liefen die Zahlungen nicht mehr glatt: 18. März 1755 450 fl, 27. Dezember 1755 400 fl, 12. Mai 1757 600 fl, gültig für 1755. Pfarrer Buol war dann nicht mehr fähig, seinen Zahlungsverpflichtungen nachzukommen. Die Gesamtausgaben für den Kirchenbau und Pfarrhausumbau von 1752 beliefen sich nach einem undatierten Protokoll - wahrscheinlich nach dem Tod von Bagnato aufgestellt - auf 7766 R 36 X 6 Hlr, wovon 3805 R 35 X 6 Hlr beglichen waren. Vertragsgemäß vollendete Bagnato 1754 den Bau, der erst am 7. September 1762 durch den Grafen Fugger von Kirchheim geweiht wurde.

Zwar bekam Bagnato beim Bau der Obernhemer Kirche die Risiken des Generalunternehmers zu spüren, doch lernte er in Obernheim seine dritte Frau kennen. Nach einem über 15 Jahre dauernden Witwerdasein heiratete er am 24. April 1765 in Altshausen die Nichte des Pfarrers, die „virtuosa et Pudica virgine Rosa Buhlin de obernheimb“. Die „ehrbare und tugendsame Jungfrau Buol“ muß wesentlich jünger als ihr Gemahl gewesen sein. Und schon am 15. Juni 1757 mußte der von „pottagra“ (Gicht) schwergeplagte Baumeister seine hochschwangere Gattin für immer verlassen.

Der folgenden Baubeschreibung muß vorausgeschickt werden, daß die von Bagnato entworfene Kirche infolge einer Kirchnerweiterung nicht mehr vollständig erhalten ist. Wegen des unebenen Plateaus war die Bagnato-Kirche nicht geostet, sondern nach Norden ausgerichtet und hatte gegen Osten und Süden eine Unterkonstruktion, um das starke Gefälle auszugleichen.



Obernheim: Grundriß der Kirche (vor der Erweiterung)

### Hier die Baubeschreibung

Der langgestreckte Baukörper war etwa dreimal so lang wie breit und war durch den segmentförmigen Chorbogen in zwei Kammern aufgeteilt: den quadratischen Chor und das doppelt so lange wie breite Langhaus. Letzteres war durch drei hochgezogene Segmentfenster auf beiden Seiten vom Licht durchflutet.

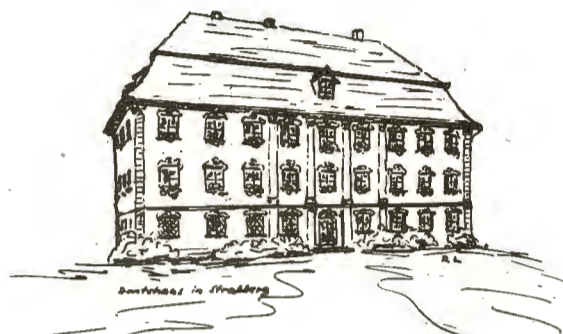
Typisch für Bagnato ist die Eckausrundung des Langhauses am Chorbogen, während der Chor an der Hochaltarseite abgeschrägt ist. Der Hochaltar wurde von beiden Seiten von je einem Fenster beleuchtet. Die beiden Seitenaltäre standen in den Kehlungen links und rechts vor dem Chorbogen.

„Das eigenwilligste Motiv in Obernheim“ ist nach Martin Gubler „die sehr hohe, bestimmende Kehle, welche Wand- und Flachdecke verbindet. Sie steilt auf der einen Seite den Raum beträchtlich und gibt ihm einen muldenartigen Charakter. Auf der anderen Seite trennt sie Decke und Wand stärker voneinander, als daß sie sie verbindet. Appianis Deckengemälde sind mit der Wandzone nur sehr lose verknüpft. Einzig in den Eckmedaillons im Langhaus und in einer Kartusche im Chor wird die Hohlkehle überwunden, sonst schwebt die ganze Decke wie losgelöst über dem Raum. Im Langhaus sind die Eckmedaillons durch Stuckrahmungen mit dem Mittelfresko verspannt, während das leicht gelängte Achteckfeld des Chors den zentralen Charakter dieses Raumteils auch in der Decke anzeigt.“

Leider können wir die Raumwirkung der Bagnato-Kirche nur erahnen. Das Anwachsen der Gemeinde Obernheim machte eine Erweiterung der Kirche notwendig. 1923 wurde die Kirche von Professor Wilhelm Friedrich Laur, Friedrichshafen/Hechingen, umgebaut, wobei er auf bereits vorliegende Pläne des Frankfurter Architekten Edmund C. Capitain vom Jahre 1909 zurückgriff. Dabei wurde die alte Kirche zum Querhaus der erweiterten Kirche gemacht, indem man die beiden Längswände des alten Schiffes herausbrach und auf der einen Seite ein breiteres Langhaus, auf der anderen Seite einen sechseckigen Chor ansetzte. Der neue Chorbogen wurde dem alten stilistisch angepaßt.



Das Pfarrhaus in Benzingen



Das Amtshaus in Straßberg

Glücklicherweise blieben dabei die Deckengemälde, der Deckenstuck und die Kanzel erhalten. Das ovale Deckengemälde des ehemaligen Langhauses hat nach Pfarrer Pfeffer („Kunstwanderungen auf dem Heuberg“ in Albert Aich, Altbilder, Rottweil 1926) die Kraft des allerheiligsten Sakramentes zum Gegenstand. Die vier Eckmedaillons zeigen die Heiligen Afra (Kirchenpatronin), Katharina, Johannes von Nepomuk und Augustin. Auf der Decke des alten Chors ist die Heilige Dreifaltigkeit dargestellt. Über dem ehemaligen Chorbogen befindet sich eine kräftige Kartusche mit Putten.

Die Kanzel wurde von der rechten Fensterwand auf die linke Seite des Querhauses versetzt. Sie trägt am Kanzelkorb die Sitzfiguren der vier Kirchenlehrer und auf dem Schalldeckel den Heiligen Wendelin mit den vier Evangelistensymbolen. Der Hochaltar aus dem Jahre 1698 kam 1785 aus dem aufgehobenen Franziskanerinnenkloster Munderkingen nach

Obernheim. Das Altarblatt wurde durch ein neues ersetzt: „die Krönung der Heiligen Afra“, flankiert durch die alten Holzfiguren Petrus und Paulus.

Weitere bemerkenswerte Ausstattungen der Kirche sind ein Kruzifix, Mitte 18. Jahrhundert, ein Ölberg aus der alten Kapelle beim Friedhof, Anfang 16. Jahrhundert, ein gotischer Taufstein und der Orgelprospekt aus dem 18. Jahrhundert.

### Und noch ein Bagnato-Bau

Das *Pfarrhaus in Benzingen* wurde 1758 durch Franz Anton Bagnato erbaut. Der Sohn trat 1757 an die Stelle seines Vaters, so daß dieses Projekt zu den ersten seiner Laufbahn gehört. Seine Tätigkeit unterschied sich von der seines Vaters grundlegend: schon vor 1761 wurde er zum Baudirektor und (Ballei-)Rat ernannt – war also Beamter – und trat fürderhin mehr als Planverfasser und Gutachter denn als Generalunternehmer wie sein Vater auf, der für die Bauausführung und die Administration verantwortlich war.

Das isoliert, auf einer großen Grünfläche stehende Pfarrhaus ist ein zweigeschossiger Putzbau mit fünf mal vier Fensterachsen. Die Fenster im Erdgeschoß sind vergittert, während die Sprossenfenster im ersten Stock von Fensterläden flankiert sind. Beide Breitfronten sind in der Mitte des Erdgeschosses durch Sandsteinportale mit Pilastern und Dreiecksgiebel über Kartusche gewichtet. Im Gegensatz zu der Betonung der Senkrechten durch vier Eckquadersäulen steht die Betonung der Waagrechten durch je zwei ausgeprägte Gurtgesimse im Giebelbereich, die das obere Giebelfenster von den beiden unteren trennen bzw. einfassen.

Ein Krüppelwalmdach mit ausgeprägten Dachkehlen schließt das Gebäude gefällig nach oben ab. Das Gebäude ist lindgrün gestrichen; Quader, Fensterläden und Fensterleibungen sind hell gehalten. Die Zimmerarbeiten erbrachte Johann Conrad Kifferle aus Ennetach. Im Obergeschoß sind Flur und mehrere Zimmer mit zierlichen Muschelwerkstukkaturen versehen. Im Sommer 1990 wurde das renovierte Gebäude im Beisein zahlreicher Gäste und des Architekten Schäfer vom erzbischöflichen Bauamt durch Pfarrer Josef Dorbath eingegesnet (Zollern-Alb-Kurier vom 19. Juli 1990).

## BILDER AUS ALTER ZEIT

Blick auf Obernheim im Jahr 1936  
Foto: Kreisarchiv



Obernheim



# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 40

30. November 1993

Nr. 11

## Als Heinstetten noch „Hohunsteti“ hieß

Ortsgeschichte seit 1200 Jahren – von Dr. Andreas Zekorn/Balingen

Vor 1200 Jahren wurde Heinstetten möglicherweise erstmals urkundlich erwähnt. Möglicherweise – diese Einschränkung ist zu machen, weil nach wie vor Unsicherheit darüber besteht, welches „Hohunsteti“ gemeint ist, das in jener Urkunde genannt wird, die im Jahre 793 ausgestellt wurde und der so viele Orte im heutigen Zollernalbkreis ihre Ersterwähnung verdanken. Ist Heinstetten im Zollernalbkreis gemeint oder Krenheinstetten im Landkreis Sigmaringen? Bis neue Forschungen eventuell Licht in das Dunkel der Geschichte bringen, mag diese Frage zurückgestellt bleiben. Nicht zurückgestellt zu bleiben, braucht jedoch ein Gang durch die Ortsgeschichte Heinstettens aus Anlaß seines – wenn auch ungesicherten – Ortsjubiläums.

Die Bedeutung der Urkunde von 793 scheint es zu rechtfertigen, nochmals eine Interpretation zu liefern, auch wenn im Jubiläumjahr 1993 bereits viel über sie geschrieben wurde. Werfen wir zunächst einen Blick auf die historische Situation, in der Heinstetten wahrscheinlich erstmals erwähnt wird.

Alemannien war im 6. Jahrhundert unter den Merowinger Königen allmählich in den fränkischen Staat integriert und christianisiert worden. Die Merowinger beschränkten sich noch auf eine lockere Oberherrschaft. Mit der Machtübernahme durch die Karolinger trat eine gravierende Veränderung ein. Ab 737 regierte der berühmte Karl Martell, der Hausmeier der Merowinger, ohne seine Chefs, die Merowinger Könige. Die Karolinger betrieben eine zentralisierende Politik. Die unbehaglich gewordene alemannische Herzogsgewalt wurde abgeschafft, die alemannische Adelsopposition bekämpft. 746, im sogenannten Blutbad von Cannstatt, wurden die führenden alemannischen Geschlechter dezimiert, wenn auch nicht vollständig niedergemetzelt, wie früher häufig angenommen. In der Folgezeit standen diese alemannischen Adelsgeschlechter den Franken nach wie vor als Opposition gegenüber, obgleich sich bis um das Jahr 793 die Lage wohl etwas entspannt haben dürfte.

In dieser Zeit, genauer zur Regierungszeit Karls des Großen (768 – 814), lebte Graf Berthold, dem wir die besagte Urkunde mit den Ersterwähnungen verdanken. Berthold war ein Angehöriger des mächtigen alemannischen Adelsgeschlechts der Alaholfinger, auch Bertholde genannt. Die Familie hatte umfangreichen Grundbesitz. Berthold kontrollierte ein weites Gebiet, das von der Donau bis zum Neckar und in den Schwarzwald hineinreichte. Das Herrschaftszentrum bildete die Gegend um den Bussen. Wie es sich für einen Angehörigen eines alten alemannischen Adelsgeschlechts gehörte, stand er wohl eher in Distanz zu den Karolingern. Mit gutem Grund: Engten doch die Karolinger den Spielraum des alemannischen Adels immer mehr ein, indem sie Alemannien mit einem dichten Netz von Grafschaften überzogen und Güter zugunsten des fränkischen Fiskus einzogen.

### Der Kirche als Geschenk überlassen

In dieser Situation dürfte sich Berthold eines probaten Mittels entsonnen haben, seinen Besitz für sich und seine Nachkommen zu sichern. Er entsann sich der Zusammenarbeit mit der Kirche. Übergab man der Kirche sein Gut als Geschenk, so war es dem Zugriff des fränkischen Staates bzw. des fränkischen Fis-

kus entzogen. Kirchengut durfte nicht angetastet werden und war von Steuern befreit. So dürfte sich auch Berthold zur Übertragung zahlreicher Besitzungen an das Kloster St. Gallen entschlossen haben. Unter seinem Besitz, den er dem Kloster übergab, befand sich auch ein Hohunsteti. Mit der Urkunde von 793, in welcher Heinstetten eventuell erstmals erwähnt wird, wurde nun zusätzlich ein ganz besonderer Rechtsakt, im Anschluß an die eigentliche Schenkung, vollzogen. Berthold erhielt die dem Kloster geschenkten Güter als Lehen, genauer als Prekarie, zurück. Dem Kloster war dafür ein geringer jährlicher Zins zu reichen. Der Zins bestand in drei Maltern Brot, drei Frischlingen, drei Fudern Bier und einem Fuder Wein. Fürwahr nicht viel für ein so umfangreiches Lehen.

Die Nutzungsrechte an seinen Gütern blieben Berthold erhalten. Zudem vereinbarte er mit dem Kloster, daß er oder sein Nachkomme die Güter wieder vom Kloster – ebenfalls zu einem geringen Preis – zurückkaufen könnten. Gewissermaßen ergab sich damit ein alemannisch-klösterliches „joint venture“, wie es der ehemalige Tübinger Pfarrer Dr. Deetjen einmal ausdrückte: das Kloster erzielte Einkünfte und konnte hoffen, einmal ganz in den Besitz der Güter zu gelangen. Berthold hatte seinen Besitz vor dem staatlichen Zugriff gesichert und überdies noch etwas für sein Seelenheil getan, indem er dem Kloster etwas zukommen ließ. Ein angenehmer Nebeneffekt. Denn ein religiöses Motiv kann bei der Schenkung durchaus mitgespielt haben. Dieser, zugegebenermaßen etwas komplizierten, doch recht schlaue eingefädelten Transaktion verdankt Heinstetten also seine mutmaßliche Ersterwähnung.

Lange Jahre liegen dazwischen, bevor Heinstetten mit einiger Wahrscheinlichkeit wieder eine Erwähnung in einer schriftlichen Quelle findet: um 1005 in einer – allerdings gefälschten – Königsurkunde, die in ihrem Kern jedoch wahr sein dürfte: König Heinrich II. schenkte dem Kloster St. Georgen/Stein a. Rhein Besitzungen, unter anderem Heinstetten.

### Viele Herren über sich

In den folgenden Jahrhunderten sahen die Heinstetter viele Herren über sich: angefangen bei Ortsadligen, über die Herren von Werenwag, die Herren von Hörnlingen, von Laubenberg, die Grafen von Fürstenberg und schließlich die Freiherren von Ulm-Erbach. Über diesen Herren befand sich wiederum eine Oberherrschaft: die Hohenberger bis 1381 und danach das Erzhaus Österreich. Allein bis zum

Übergang an Württemberg 1805 bzw. 1810 an Baden bestimmten somit acht Adelsgeschlechter über die Geschicke von Heinstetten mit, sie bestimmten sie aber nicht allein, ohne die Heinstetter, wie noch zu zeigen sein wird.

Die Namen der Herren mochten häufig wechseln, das bäuerliche Leben in Heinstetten mit allen Mühen und Lasten, aber auch Freuden blieb sich über Jahrhunderte ähnlich. Jedem der Herren waren Abgaben zu liefern, Steuern zu zahlen und Frondienste zu leisten. Wehrlos ausgeliefert war man der Herrschaft aber nicht unbedingt. Die Ortsherren konnten mit den Untertanen nicht einfach machen, was sie wollten. Dafür sorgte – als Schutzmacht, so möchte man es fast ausdrücken – Österreich, das Haus Habsburg, das 1381 in den Besitz der Herrschaft Werenwag gelangte – zu dieser Herrschaft gehörte Heinstetten.

Nach 1381 vergab Österreich die neu erworbene Herrschaft Werenwag sehr bald, 1392, als Pfand an die Junker von Hörnlingen, weil es Geld bitter nötig hatte. Die Junker ihrerseits versuchten, das dargeliehene Geld wieder aus ihrer Pfandschaft zurückzuholen. Dazu war ihnen bald jedes Mittel recht: sie verlangten unter anderem vermehrte Frondienste, trieben soviel Vieh wie möglich auf die knappen Weideplätze, versuchten sich Zehntanteile der Kirche anzueignen und zwangen die Untertanen zu Bürgschaftsübernahmen.

Die Heinstetter nahmen diese Neuerungen nicht einfach hin. Aus einer gewissen Erfahrung heraus, die sie eventuell bei früheren Verhandlungen gemacht hatten, dürften sie gewußt haben, daß man sich an die landesherrliche Regierung in Innsbruck wenden konnte. Und sie dürften auch gewußt haben, daß solchen Klagen durchaus ein gewisser Erfolg beschieden war, denn Österreich versuchte, seine Herrschaftsrechte zu wahren und gegenüber kleineren Pfand- oder Lehensinhabern zu zeigen, wer der eigentliche Herr im Hause war. Und solch eine Gelegenheit zur Einmischung und Demonstration von Herrschaft bot allemal eine Klage der Untertanen.

### Förmlicher Prozeß in Innsbruck

Der förmliche Prozeß, den die Heinstetter und Hartheimer Untertanen vor dem Innsbrucker Lehenshof um 1450 anstrebten, dürfte auf diesem Hintergrund zu sehen sein. Der Junker von Hörnlingen hatte sich alsbald auch gehörig wegen seiner Neuerungen und Forderungen an die Heinstetter zu rechtfertigen. Wie der Prozeß ausging, ist nun leider nicht überliefert, doch können wir aus Ereignissen der Folgezeit Schlüsse ziehen: Die Junker von Hörnlingen verloren 1467 die Herrschaft Werenwag als Pfand, was wohl auch damit zusammenhing, daß sie in das österreich-feindliche württembergische Lager übergelaufen waren.

Unter den neuen Herren, den Herren von Laubenberg, wurden Lagerbücher, sogenannte Urbare, angelegt, in denen die Pflichten der Untertanen quasi vertraglich fixiert waren. So

einfach konnten künftig also nicht mehr neue Dienste, Fronleistungen und Steuern von den Untertanen gefordert werden. Immerhin gab es nun einen schriftlichen Vertrag, der zwar geändert werden konnte und auch wurde, aber meist nur, wenn gleichzeitig die Herrschaft Zugeständnisse machte.

Aufgrund der Erfahrungen, die die Heinstetter sehr früh mit ihren Ortsherren sammelten, ließen sie auch künftig nicht alles wehr- und willenlos über sich ergehen. So beteiligten sich Heinstetter Bauern 1525 am Bauernkrieg. Die Bauern mußten ihre Beteiligung nach der Niederlage im übrigen schwer büßen. Spannungsfrei blieb es indes auch in der Folgezeit nicht zwischen den Untertanen und ihrer Herrschaft. Immer wieder kam es zu Klagen und gerichtlichen Auseinandersetzungen in der letzten Hälfte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Unter der Schirmherrschaft der Habsburger wurden die Auseinandersetzungen allerdings meist auf gerichtlichem Wege beigelegt.

### Nicht schutzlos preisgegeben

Wir sehen aus all dem, daß bereits in früheren Jahrhunderten die Untertanen nicht schutzlos ihren Herren preisgegeben waren, sondern daß es friedliche Wege gab, dazu gehörte auch der Gerichtsweg, um zu einem Ausgleich unterschiedlicher Interessen zu gelangen. Der Bauernkrieg als gewaltsame Erhebung erscheint somit eher als Ausnahme.

Kurz bevor die Herrschaft Werenwag an die Grafen von Fürstenberg gelangte, fand um 1621 noch ein Hexenprozeß in der Herrschaft Werenwag statt. Mindestens zwei Frauen aus Heinstetten wurden damals als Hexen verurteilt und verbrannt.

Mitten in den traurigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges ging Werenwag mit Heinstetten 1629 an die Grafen von Fürstenberg über, nachdem Friedrich von Laubenberg gestorben und das Lehen an Habsburg heimgefallen war. Wie andere Orte auch, hatte Heinstetten während des Krieges viel zu erleiden. Der Bevölkerungsverlust war erheblich.

1702 erwarben die Herren von Ulm-Erbach die Pfandschaft Werenwag, die später in ein Lehen umgewandelt wurde. Heinstetten sah bereits wieder neue Herren über sich. Sie blieben ihnen diesmal bald 130 Jahre erhalten, bis 1830, als neuerlich Fürstenberg die Herrschaft erwarb. Werenwag war bereits zu einer sogenannten Standesherrschaft geworden, denn 1805 war es württembergisch, 1810 badisch geworden. Heinstetten gehörte zu Baden, den Standesherrn verblieben bestimmte Rechte.

Der Übergang Heinstettens an Baden im Jahre 1810 stellt einen weiteren Markstein in der Geschichte Heinstettens dar, wurde dadurch der Ort doch nun einem größeren, neuzeitlichen Anstaltsstaat eingegliedert. Künftig hatte man sich an neuen Herren zu orientieren, deren Vertreter auf der unteren Verwaltungsebene in den Bezirksämtern, vergleichbar den heutigen Landratsämtern, Pfullendorf, Meßkirch und schließlich Stockach, saßen.

Das bauerliche und eher kärgliche Leben wandelte sich hingegen bis ins 20. Jahrhundert hinein kaum. Wie sich die Verhältnisse am Ende des vorigen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts in Heinstetten gestalteten, darüber geben Akten des Bezirksamts Meßkirch anschaulich Auskunft. Die Akten sind im übrigen erst vor kurzer Zeit vom Kreisarchiv Konstanz an das Kreisarchiv Zollernalbkreis übergeben worden, so daß sie nicht mehr für das Heimatbuch Heinstetten berücksichtigt werden konnten. Anhand dieser Akten läßt sich ein kleiner Spaziergang durch Heinstetten zu Beginn unseres Jahrhunderts unternehmen. Er mag verdeutlichen, wie stark sich die Verhältnisse in dieser knappen Zeitspanne bis heute wandelten, viel stärker als in den ganzen Jahrhunderten davor.

### Mehr nach Württemberg als nach Baden

1909 heißt es in einem badischen Ortsbereinigungsprotokoll, daß „die nahezu 30 km von der Amtsstadt Meßkirch entfernte Gemeinde Heinstetten . . . zu denjenigen Orten des äußeren Heubergs gehört, die infolge ihrer großen Entfernung vom Amtssitz gewissermaßen nur in einer losen Verbindung mit dem übrigen Amtsbezirk stehen . . . Nach ihrer Lage, ihren Verkehrsbeziehungen und auch nach der persönlichen Neigung der Einwohnerschaft (tendiert) die Gemeinde mehr nach Württemberg als nach Baden.“ Besonders hervorgehoben wird die isolierte Lage Heinstettens „außerhalb aller Berührung mit dem allgemeinen Verkehr“. Über die Einwohnerschaft heißt es, „daß sie fleißig, nüchtern und sparsam ist und sich bemüht, ihre äußerst armseligen Verhältnisse allmählich zu verbessern“. Den Heinstettern wurde aber auch eine gewisse „Hartnäckigkeit“, die häufiger zu Streitereien führe, nachgesagt: „Zänkereien und Zwistigkeiten, nicht Schlägereien charakterisieren den Bezirk.“

Die Verwaltung der Gemeinde gab zu keinen größeren Bemängelungen Anlaß. Allerdings befand sich die Gemeindeführerschaft gerade „in Meßkirch bei Sparkassenkontrolleur Schmieder, der die dringend nötige Neuordnung“ übernommen hatte.

An Gemeindebauten besaß Heinstetten ein an der Landstraße nach Ebingen in der Nähe der Ortshilbe gelegenes Schul- und Rathaus. Der Bau befand sich „im allgemeinen in guter Verfassung“. Abgesehen von ihrer Nutzung kann man die Lokalitäten, wie sie beschrieben werden, noch 1993 fast unverändert vorfinden. Links vom Eingang lag das Ratszimmer, rechts „der helle und freundliche Schulsaal“. Im zweiten Stock befand sich die „gut hergerichtete“ Wohnung des Hauptlehrers.

### Der Lehrer war ein Liberaler

In diesem Zusammenhang ist etwas näher auf die Schulverhältnisse einzugehen. Es gab einen Hauptlehrer, der seine Stelle um 1908 frisch angetreten hatte. Den alten Lehrer hatte man kurz zuvor versetzt, weil ihm zahlreiche Pflichtverletzungen vorgeworfen worden waren. So habe er die Aufsatzhefte der Schüler ungenügend korrigiert, öfters zu lange Pausen gemacht und das Schulzimmer während des Unterrichts verlassen – wahrscheinlich nicht zum Leidwesen der Schüler. Schließlich las er sogar hin und wieder Zeitung im Unterricht, und – die Krönung – er zeigte nicht die gebotene Mäßigung beim Alkoholgenuß. Die Beschuldigungen dürften im Kern wahr gewesen sein, doch sind sie zum Teil wohl auch auf die Feindschaft des Pfarrers zurückzuführen. Der Lehrer war ein Liberaler gewesen, der Pfarrer stand auf seiten des Zentrums. In der damaligen Zeit, nachdem sich die höchsten Wogen des Kulturkampfes geglättet hatten, traten doch wiederholt Spannungen zwischen Staat und Kirche auf. In Heinstetten besaß der Lehrer einen schweren Stand, so daß er sich selbst wegbewarb.

Wegen der vielen Schüler war 1908 noch ein zweiter Lehrer angestellt worden. Dieser unterrichtete im zweiten Stock des Rathauses, wo zuvor ein Haushaltungsunterricht stattfand.

Schließlich gab es eine „Industrielehrerin“, also Haushaltungslehrerin, die sogar einen Haushaltungskurs in Karlsruhe absolviert hatte. Allerdings konnte sie mangels eines „passenden Lokals“ keinen Unterricht erteilen, der Raum war vom zweiten Lehrer belegt. So war die „neu ausgebildete Haushaltungslehrerin vorerst nicht in der Lage . . . ihre Kenntnisse anzuwenden“.

Auch sie konnte bereits Erfahrungen mit dem Pfarrer sammeln, und zwar wegen der Abhaltung von Kochkursen. Das Bezirksamt

war prinzipiell bestrebt, Kochkurse einzurichten. „Gerade . . . in einem Bezirk wie dem Meßkircher, wo man von einem nur einigermaßen ordentlichen Kochen gar keine Ahnung hat, wären die Kochkurse von doppeltem Wert.“ Der Kochkurs hatte aber manche Gegner. Der Gemeinderat war abgeneigt, weil er Kosten verursachte. Und auch der Pfarrer „agitierte“ gegen den Kurs, „weil er von staatlicher Seite begünstigt“ wurde. Er war der Meinung, „die Mädchen würden doch nichts lernen“. Bildungsfragen waren also immer noch ein Zankapfel, und sogar die Einführung des Kochkurses wurde ideologisiert.

### Mangel an Unterrichtsräumen

Insgesamt kann die Lehrerversorgung als recht ordentlich bezeichnet werden, nur mangelte es eben an Unterrichtsräumen. Deshalb drängte das Bezirksamt darauf, ausreichende Schulräume zu schaffen. „Nach einigem bei der Finanzlage der Gemeinde wohl begreiflichen Sträuben . . . hat sich dann auch der Gemeinderat entschlossen, die Erstellung eines neuen Schulgebäudes ins Auge zu fassen.“ Die Bauarbeiten sollten 1910 beginnen.

Im Schul- und Rathaus waren im übrigen noch der Ortsarrest, der Farrenstall und die „Spritzenremise“ untergebracht. Die Räumlichkeiten befanden sich „in gutem Stand“. „Alle erforderlichen Feuerlöschgeräte“ waren vorhanden, und es existierte ein „freiwilliges Feuerwehrkorps . . . dem . . . 54 Mann angehörten.“ Über den Ortsarrest hieß es allerdings, daß „Strohsack und Decke . . . nicht ständig im Arrestlokal belassen werden (können), da diese Sachen sonst von den Mäusen angefressen werden“. Die Heinstetter scheinen dieser Gegenstände kaum bedurft zu haben und weitgehend brav gewesen zu sein, denn es wird weiter gesagt: „Benützt wird der Ortsarrest . . . seit Jahrzehnten nicht mehr.“

Die für die Albgemeinden so wichtige Frage der Wasserversorgung war „schon auf das Beste gelöst“. Heinstetten hatte Anschluß „an die . . . Heubergwasserversorgung“ gefunden. Dadurch konnte auch eine „größere Zahl weittragender Hydranten“ aufgestellt werden, so daß für die „Feuersicherheit des Ortes ausreichend gesorgt war“.

Durchzogen wurde Heinstetten von der „Landstraße Messkirch – Ebingen . . . die sich . . . einer vorzüglichen Beschaffenheit erfreut“. Auch die übrigen Straßen und Wege befanden sich in ordentlichem Zustand. Sogar eine „Rinnenanlage“ für das Abwasser hatte die Gemeinde für 7000 Mark, einer damals sehr hohen Summe, ausgeführt. Dies bedeutete eine „große Verbesserung der Wegeverhältnisse, . . . wodurch das Äußere des Ortes bedeutend gewonnen hat“.

Mitten im Ort lag, wie bereits bemerkt, die „ziemlich große Ortshilbe . . . in welche sich die Tagabwasser fast des gesamten Orts ergießen“. Da sich immer reichlich Wasser vorfand, waren mit dem Zustand „hygienische Mißstände irgendwelcher Art nicht verbunden“. – Der sehr nahe an der Kirche und am Ort gelegene „kleine Friedhof“ wurde als „gut erhalten“ bezeichnet und gab „zu keinen weiteren Bemerkungen Anlaß“.

### Nutzen vom Truppenübungsplatz

Die wichtigste Frage, die damals die Gemeinde beschäftigte und die von größtem Einfluß auf die gesamten Verhältnisse des Ortes war, stellte die Errichtung eines Truppenübungsplatzes für das XIV. badische Armeekorps dar. Die Gemeinde hoffte auf eine Einrichtung des Lagers des künftigen Übungsplatzes möglichst in der Nähe Heinstettens, um so den größten Nutzen daraus zu ziehen. Von der ohnehin nicht sehr umfangreichen Gemarkung des Ortes, die zudem intensiv bewirt-

schaftet wurde, glaubte die Gemeinde, nur wenig für den Truppenübungsplatz verkaufen zu können. Man befürchtete, daß die wirtschaftliche Existenz der Gemeinde beeinträchtigt würde. Deshalb verlangte Heinstetten „hohe Güterpreise“.

Das Gewinnstreben verwundert nicht. Die „finanziellen Verhältnisse der Gemeinde Heinstetten“ werden als „noch recht ungünstige“ beschrieben. Die Gemeindesteuern waren hoch, ebenso die Verschuldung, die vom Bau der Wasserleitung herrührte. Durch den Verkauf von Waldungen und Allmende für den Truppenübungsplatz hoffte man, sich zu sanieren.

So schön der Ort ausgestattet war und auf ein bescheidenes Prosperieren durch den Truppenübungsplatz hoffen konnte, so ärmlich waren doch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Einwohnerschaft. „Die allgemeinen Zustände der Gemeinde sind gerade keine erfreuliche(n)“, vermerkt der Bericht 1910. „Die wirtschaftliche Lage der Einwohnerschaft ist, abgesehen von einigen wenigen großen Bauern, die sich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuen, eine äußerst ärmliche und gedrückte.“

Der Hauptbetriebszweig ist der Feldbau, und zwar wird in ausgedehntem Umfange eine sehr gute Qualität Hafer angepflanzt. Wie auf dem gesamten Heuberg, so hat aber auch in Heinstetten die Landwirtschaft unter äußerst schwierigen natürlichen Verhältnissen zu leiden und wirft nur einen sehr kümmerlichen Ertrag ab. Der ärmere Teil der Einwohnerschaft ist daher genötigt, sich noch einen anderen Erwerb zu suchen und widmet sich namentlich in den langen Wintermonaten verschiedenen hausgewerblichen Geschäften, die von Ebinger Industriellen unterhalten werden, aber auch einen recht kärglichen Verdienst abwerfen.“

#### Für Bettler uninteressant

Die ärmlichen Verhältnisse boten allerdings auch einen Vorteil. „Von Bettlern und Stromern ist der äußere Heuberg nahezu gänzlich verschont, die Gegend ist diesen Leuten zu entlegen und zu arm.“ Für Bettler war also die Gegend uninteressant, weil es nichts zu holen gab.

Zurück zu den wirtschaftlichen Verhältnissen. Die Viehzucht wird als „auf keiner besonderen Höhe“ stehend bezeichnet, „da zu wenig Absatzgelegenheit für Zuchtvieh vorhanden ist“. Dagegen würde ein ausgedehnter Handel mit Schlachtvieh nach Württemberg getrieben. Eine Pferdezucht unterhielten nur noch wohl-

habendere Landwirte. Die früher in Heinstetten außerordentlich blühende Schweinezucht habe stark nachgelassen. Die „gemeine Schafweide“ sei aufgehoben worden.

Man sieht, die Landwirtschaft unter äußerst harten Bedingungen bildete den Hauptbetriebszweig Heinstettens. Die Industrialisierung, andernorts schon weit fortgeschritten, hatte auf Heinstetten einen eher gering zu nennenden Einfluß. Die Ebinger Fabrikanten boten gerade einen Zuverdienst an, wenn in den Wintermonaten mit Heimarbeit Geld verdient wurde.

Aufgrund dieser Wirtschaftslage wundert es nicht, wenn die Bevölkerungsentwicklung in Heinstetten rückläufig war. Von 531 Personen im Jahre 1890 schrumpfte die Einwohnerzahl auf 500 Einwohner im Jahre 1900 und sank nach einer kurzen Zunahme (1910: 527 Einwohner) auf 484 Einwohner im Jahre 1924, wofür der Erste Weltkrieg verantwortlich zu machen sein dürfte. Der Grund für den Bevölkerungsrückgang um die Jahrhundertwende wurde darin gesehen, daß die Witterung rau und der schwierige Boden nur schwer umzutreiben wäre. Nur bei harter Arbeit könne der nötige Lebensunterhalt geerntet werden. Dies führe viele Einwohner dazu, an anderen Orten bessere Lebensbedingungen zu suchen. Auch herrsche am Ort Wohnungsmangel, so daß viele junge Leute, die einen eigenen Haushalt gründen wollten, zum Wegzug gezwungen würden.

Zur Verbesserung der Wirtschaftsverhältnisse rief man übrigens im Jahre 1908 einen Spar- und Kreditverein nach dem Beispiel des benachbarten Württemberg, wo fast jede Gemeinde einen ländlichen „Spar- und Kreditverein“ besaß, ins Leben. Das badische Bezirksamt zweifelte jedoch eher an der Notwendigkeit und Nützlichkeit einer solchen Institution.

#### Fast ohne Industrie

Die wirtschaftliche Lage Heinstettens änderte sich bis in die 20er und 30er Jahre nicht grundlegend. Industrie faßte kaum Fuß im Ort. Immerhin gab eine Zweigstelle der Samtschneiderei Ott & Söhne 20 Arbeiterinnen Brot und Arbeit. Zudem existierte noch eine kleine Bleistiftspitzerfabrik, in der 13 Personen arbeiteten. 40 bis 50 Einwohner waren in Heimarbeit mit der Hausschuhflechterei beschäftigt. Die Arbeit wurde von Ebinger Betrieben vergeben. Erst die verbesserten Verkehrsverhältnisse ermöglichten es, auswärts zu arbei-

ten. 1930 fuhren bereits 80 Personen täglich nach Ebingen zur Arbeit. Heute arbeiten fast 40 Prozent der Erwerbstätigen außerhalb Heinstettens.<sup>2</sup> Daneben spielt die Landwirtschaft immer noch eine große Rolle. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, in den 50er und 60er Jahren, nahm der Wohlstand in Heinstetten allmählich zu.

Es bleibt zu bemerken, daß während der ganzen badischen Zeit immer wieder die engen Verflechtungen, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, mit dem Württemberger, insbesondere Ebinger Raum gesehen wurden. Dies war freilich nichts Neues, sondern solche Verbindungen bestanden schon früher, im Zeitraum vor 1810. Innerhalb der kirchlichen Verwaltungsgliederung gehörte Heinstetten beispielsweise lange Zeit dem Landkapitel Ebingen an.

So war es an und für sich naheliegend, wenn im 20. Jahrhundert die weltliche Verwaltungsgliederung geändert wurde und Heinstetten wieder an den Raum Anschluß fand, zu dem es zahlreiche Beziehungen gab. 1971 erfolgte die Eingemeindung nach Meßstetten, derzufolge Heinstetten genaugenommen württembergisch wurde – die Grenze zwischen Baden und Württemberg wurde damals auch tatsächlich geändert. Zwei Jahre später wurde die Gesamtgemeinde mit der Kreisreform in den Zollernalbkreis eingegliedert.

#### Quellen:

Kreisarchiv Zollernalbkreis, Sto 1, Akten Heinstetten.

#### Literatur:

Michael Borgolte, Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit, Sigmaringen 1984  
ders., Das Königtum am oberen Neckar (8. bis 11. Jahrhundert). In: Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb: das Land am oberen Neckar, hrsg. v. Frank Quarthal, Sigmaringen 1984  
ders., Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit. Eine Prosopographie, Sigmaringen 1986  
Wilhelm Foth, Die St. Galler Urkunde vom 27. März 793. In: Heimatkundliche Blätter Balingen, 3 (1993), S. 873f.  
Peter Th. Lang, Die Verwaltungsorganisation der katholischen Kirche im Zollernalbkreis. Demnächst in: Zollernalb-Profile 3, Jahrbuch des Zollernalbkreises 1993  
Bernhard Rüh, Precaria Peratoldi. Zur Ersterwähnung Trichtingens (793). In: 1200 Jahre Trichtingen 793 – 1993. Epfendorf-Trichtingen 1993  
Vgl. dann insbesondere die Beiträge von Heinrich Stopper in: Heinstetten in der ehemaligen Herrschaft Werenwag. 1200 Jahre Heinstetten 793 – 1993. Hrsg. v. der Stadt Meßstetten, Sigmaringen 1993  
Andreas Zekorn, Heinstetten unter der Herrschaft der Junker von Hörnlingen (1292 – 1467) und ein Prozeß vor dem Innsbrucker Rat. In: Heinstetten in der ehemaligen Herrschaft Werenwag. 1200 Jahre Heinstetten 793 – 1993. Hrsg. v. der Stadt Meßstetten, Sigmaringen 1993, S. 103ff.

#### Anmerkungen:

- 1) Kreisarchiv Zollernalbkreis, Sto 1, Ortsvisitationsprotokoll 1908, fol. 17, fol. 81
- 2) Der Zollernalbkreis, Stuttgart, Aalen 1989<sup>2</sup>, S. 338

## Kirche – Kelche – Konkubinen

Die post-tridentische Reform in Lautlingen, 1575-1750 – von Dr. Peter Thaddäus Lang, 2. Folge

Nach dem 30jährigen Krieg wurde es auf manchem Gebiet des kirchlichen Lebens notwendig, einen Neuanfang zu machen, waren doch reihenweise die Dörfer zerstört und ganze Regionen entvölkert. Die Lautlinger Kirche hatte es dabei recht böse erwischt: Sie befand sich in einem dermaßen üblen Zustand, daß sie 1670 neu erbaut werden mußte. Der Wiederaufbau einer kirchlichen Verwaltung wie auch einer funktionierenden Seelsorge ging indessen erstaunlich rasch vonstatten. Schon drei Jahre nach dem Friedensschluß 1648 wurde im Bistum Konstanz wieder visitiert (1651), und damit begann der Neuaufbau der kirchlichen Verwaltung. Diese erste umfassende Inspektion diente vorrangig der Schadensbehebung.

Aus dem Ebinger Dekanat ist uns lediglich eine Zusammenstellung der Kriegsschäden aus dem Jahre 1656 erhalten – ein Verzeichnis, aus dem hervorgeht, daß der Krieg im engeren Umkreis bei weitem nicht so viele Zerstörungen bewirkt hatte wie sonst in Süddeutschland.

Die erste Visitation der gewohnten Art fand im Dekanat Ebingen jedoch erst 1665 statt. Sie erfaßte nur 18 Geistliche, deren Pfarreien dafür allerdings um so gründlicher untersucht wurden.

Von Konkubinat ist nun endgültig nicht mehr die Rede, aber gelegentlich wird noch die „familia“ angesprochen, die Haushaltung des Pfarrers. Der Bericht redet davon, daß etwa

zur Hälfte Familienangehörige des Priesters im Hause des Pfarrherrn beschäftigt seien, zur anderen Hälfte jedoch Mägde, freilich immer solche von gutem Ruf, wie stets ausdrücklich vermerkt wird. Genau so verhielt es sich in Lautlingen – dem Pfarrer Konrad Sailin führte eine „vidua honesti nominis“ den Haushalt, eine „Witwe mit ehrenhaftem Namen“.

Der Lautlinger Pfarrer entsprach in dieser Hinsicht den Vorstellungen der Kirche. Im bezug auf seine Beichtgewohnheiten verhielt er sich gleichfalls vorbildlich, denn er empfing das Bußsakrament alle vierzehn Tage. Damit stand er jedoch keineswegs allein, denn die meisten seiner Amtsbrüder taten es ihm gleich.

Unser schon mehrerwähnter Karthäusermönch Dionysius hätte an diesem Stand der Dinge eine wonnigliche Freude empfinden müssen. Weniger erfreulich als die Beichtgewohnheiten wirkten hingegen die Bemühungen der Geistlichen um den Katechismusunterricht. Die meisten Pfarrer mußten zugeben, daß der Unterricht nur im Sommer stattfand, weil die Leute bei großer Kälte lieber zu Hause blieben. Die Lautlinger waren da nicht besser als die Bewohner der umliegenden katholischen Pfarreien.

Der folgende Visitationsbericht stammt aus dem Jahre 1671. Er konzentriert sich sehr stark auf die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Pfarreien. Ohne Zweifel kam diesem Bereich auch 23 Jahre nach dem verheerenden Krieg noch immer ein erhöhtes Maß an Aufmerksamkeit zu. Angesichts der mißlichen Finanzlage in den Pfarreien kann es nicht verwundern, wenn das ewige Licht häufig nicht brannte, denn es fehlten die Geldmittel für das Öl. Auch in Lautlingen suchte der Visitator vergeblich

nach der Flamme des ewigen Lichts, doch mangelte es hier nicht am Geld, sondern lediglich am Pflichtbewußtsein.

### Visitationen im 17. Jahrhundert

Weiter zum Bericht von 1679, dem letzten uns erhaltenen dieser Art aus dem 17. Jahrhundert: Er läßt die Verhältnisse in einem weitgehend zufriedenstellenden Licht erscheinen. Nun halten sich wöchentliche und vierzehntägige Beicht beim Klerus die Waage; die Pfarrer besaßen im Gegensatz zu früheren Jahren jetzt auch durchweg alle Bücher, die für die Ausübung ihres Amtes wie auch für ihre Weiterbildung erforderlich waren. Der Katechismusunterricht konnte nunmehr immerhin schon in der Hälfte aller Pfarreien jeden Sonntag regelmäßig abgehalten werden. In Lautlingen gingen die Gläubigen zur Herbsteszeit allerdings lieber in den Wald, um dort Nüsse zu sammeln.

Noch mehr haperte es mit dem Bauzustand der Gotteshäuser. Die Kriegsschäden waren doch nicht so schnell zu beseitigen. Der Lautlinger Kirchturm lag noch immer in Schutt und Asche: „in prioris belli fine combusta“, wie es in dem Bericht heißt. Erst 1725 sollte er neu erbaut werden, und zwar mit dem damals hochmodernen Zwiebdach, das er bis zum heutigen Tage noch trägt.

Vergleicht man die Visitationsergebnisse von 1665 mit denen von 1679, so erscheint die Tendenz einer allgemeinen Konsolidierung der Verhältnisse geradezu mit Händen greifbar: Die Priester beichteten häufiger als vorgeschrieben, sie kamen ihren Amtspflichten in einem immer größeren Umfange nach, ihr Bücherbesitz übertraf bisweilen schon die gestellten Erwartungen, und der Konkubinat war längst kein aktuelles Thema mehr. – Seit dem Tod des Kirchenkritikers Dionysius waren mittlerweile aber immerhin schon über 200 Jahre verstrichen!

Trotz alledem lassen uns die Visitationsberichte leider völlig im Unklaren darüber, inwieweit die solchermaßen vermehrten und verbesserten Seelsorgsbemühungen der Pfarrer bei ihren Schäflein anschlügen. Einen gewissen Ausgleich hierfür liefern uns die Unterlagen des Lautlinger Pfarrarchivs. Sie gewähren uns einige aussagekräftige Hinweise darauf, daß die Bevölkerung im Verlaufe des 17. Jahrhunderts Schritt für Schritt von einer neuen, tridentinischen Frömmigkeit geprägt wurde.

### Heiligengestalten im Verblassen

Die post-tridentinische Frömmigkeit ließ viele der Heiligengestalten verblassen, die sich während des Mittelalters allgemeiner Beliebtheit erfreut hatten. An ihre Stelle traten andere, neue Heilige. Zu diesen gehörten insbesondere jene, deren Verehrung von den Jesuiten und den Franziskanern gefördert wurde, von denjenigen Orden also, die sich in ganz überragendem Umfang um die religiöse Erziehung der Bevölkerung bemühten.

Die Namen dieser Heiligen sind uns heute noch vielfach vertraut – es handelt sich um Ignaz und Xaver, um Franz und Anton, um Joseph, Theresia und Aloys, womit nur die beliebtesten unter ihnen aufgezählt seien.

Die Jesuiten und Franziskaner stellten bei ihren seelsorgerlichen Bemühungen selbstverständlich die Verdienste ihrer Ordensgründer ganz besonders stark in den Vordergrund – das waren Ignatius von Loyola (1491-1556, heiliggesprochen 1622) und Franz von Assisi (1181/82-1226, heiliggesprochen 1228). Beide Orden mühten sich aber zudem noch um die Verehrung anderer Heiliger, die aus ihren Reihen hervorgegangen waren oder die ihre Ideale verkörperten, wie etwa die Jesuiten Franz Xaver (1506-1552, heiliggesprochen 1622) und Aloysius von Gonzaga (1568-1591, heiliggesprochen 1726) oder seitens der Franziskaner



Ignatius von Loyola

Antonius von Padua (1195-1231, heiliggesprochen 1232), der in den Volksglauben als der „Wiederbringer verlorener Sachen“ eingegangen ist.

Für die post-tridentinische Reform von enormer Bedeutung ist weiterhin der Orden der Karmeliten, vor allem jener Zweig, dem Theresia von Avila (1515-1582, heiliggesprochen 1622) ihren Stempel aufdrückte. Die Karmeliten ließen sich vor allem die Verehrung des heiligen Joseph angelegen sein, so wie sich die Jesuiten für den Kult des Apostels Judas Thaddäus nachdrücklich einsetzten.

Die Wahl des Vornamens war für fromme katholische Eltern keineswegs eine reine Geschmackssache. Mit dem Taufnamen wählte man für das Kind einen Namenspatron, unter dessen besonderem Schutz der neue Erdenbürger sein ganzes Leben lang stand. Andererseits war jeder Getaufte gehalten, sich den Lebenswandel dieses Heiligen zum Vorbild zu nehmen.

Daß die genannten Heiligen bei der Bevölkerung Lautlingens nach und nach Anklang fanden, läßt sich ohne große Mühe an der Wahl der Taufnamen ablesen, wie man sie in den Taufbüchern findet.

### Die Beliebtheit von Heiligennamen

In Lautlingen gehen die Taufbücher bis auf das Jahr 1609 zurück; die Zahl der verzeichneten Taufen beläuft sich zunächst auf durchschnittlich etwa zehn pro Jahr, steigt dann aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts an auf jährlich etwas mehr als 20 Taufen, um sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf einen Durchschnittswert von 30 zuzubewegen.

Soweit die quantitativen Gegebenheiten. Eine systematische Durchsicht der Kirchenbücher fördert 1669 erstmals einen der oben aufgeführten Vornamen zutage: Es handelt sich um Franziskus Schairer, der am 12. Oktober das Licht der Welt erblickte. Einige Wochen später kam schon der nächste, wieder ein Franz, diesmal mit Nachnamen Irslinger, geboren am 18. November – die Serie reißt dann nicht mehr ab. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts finden sich pro Jahr jeweils zwei der neuen Vornamen (= zehn Prozent aller Taufnamen), und zwar zumeist Franziskus (60 Prozent), daneben aber auch die weibliche Namensform Franziska (20 Prozent) und in gleicher Häufigkeit Joseph.

In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts nimmt die Präferenz für Franziskus deutlich ab; Joseph steht nunmehr mit 60 Prozent ganz oben auf der Lautlinger Vornamens-Skala. Franziskus ist nur noch mit 20 Prozent vertreten; neu hinzugekommen ist Anton mit ebenfalls 20 Prozent und schließlich treffen wir auf eine einzelne Theresia. Ein Blick auf das Jahr 1700 mag genügen: Anton Schairer, geboren am 5. Januar, Joseph Kramer, geboren am 23. Mai, und Joseph Frey, geboren am 8. Oktober. Die Häufigkeit der „neuen“ Vornamen insgesamt hat von zehn Prozent auf 30 Prozent aller Taufnamen zugenommen – ein stichfester Beweis dafür, daß sich die tridentinische Frömmigkeit auf dem Vormarsch befindet.

Die folgenden Jahrzehnte bringen prozentual freilich kein weiteres Anwachsen der „neu-

en“ Vornamen. Im Gegenteil: Ihr Anteil sinkt von 30 Prozent auf 15 Prozent, auf welchem Niveau er sich dann aber langfristig einpendelt. Trotzdem stellt man Änderungen fest:

Zu Franziskus, Joseph und Anton gesellt sich Ignatius, des weiteren findet sich hie und da ein vereinzelter Johann Nepomuk – der Brückenheilige und Patron des Beichtgeheimnisses – oder auch ein Thaddäus, der im nachtridentinischen Zeitalter häufig als Helfer in hoffnungslosen Fällen angerufen wurde.

Das Spektrum der Namen hatte sich verbreitert, wie man sieht, freilich fast ausschließlich bei den männlichen Vornamen. Die Frauennamen bewegten sich wesentlich stärker in den Grenzen des Überkommenen.

Der Gang durch Lautlingens Taufbücher des 17. und 18. Jahrhunderts läßt klar und unmißverständlich erkennen, daß die Lautlinger ab 1669 auf die katechetischen Bemühungen ihrer Seelsorger deutlich sichtbar ansprachen. Nachdem also die post-tridentinische Erneuerung beim Klerus bereits vor dem dreißigjährigen Krieg eine Besserung bewirkt hatte, waren die Auswirkungen der Reform ein Menschenalter später auch bis zum Bewußtsein der Gläubigen vorgedrungen.

Dem Konzil von Trient ist es zuzuschreiben, daß die Papstkirche die Krise der Reformationszeit zu überwinden vermochte – auf welchen Wegen dies geschah, wurde hier am Beispiel einer einzelnen Pfarrei demonstriert.

Heute befindet sich die katholische Kirche wiederum in einer wenig erfreulichen Lage. Wollen wir hoffen, daß die gegenwärtige Krise genau so gemeistert werden kann wie jene vor fünf hundert Jahren.

#### Ungedruckte Quellen

Ortsamt Lautlingen: Ortschronik Bd. 1; Kath. Pfarramt Lautlingen: Kirchenbücher Band I, 1609-1661, Band II, 1662-1725, Band III, 1726-1808.  
Erzbischöfliches Archiv Freiburg: Visitationsakten des 16. und 17. Jahrhunderts: Ha 61, Ha 62, Ha 65.

#### Gedruckte Quellen

Gustav Bossert, Die Visitationsprotokolle der Diözese Konstanz von 1574-1581. In: Blätter für württembergische Kirchengesch. 6, 1891.

#### Literatur

Josef Ahlhaus, Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter, Stuttgart 1929.

Irmtraud Betz-Wischnath, Auswirkungen des Tridentinums im Bistum Konstanz unter besonderer Berücksichtigung des vorderösterreichischen Breisgaus. Diss. phil. Tübingen (erscheint demnächst).

Albert Braun, Der Klerus des Bistums Konstanz im Ausgang des Mittelalters, Münster/Westf. 1938.

Wolfgang Braunfels, Franziskus von Assisi, In: Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg/Br., 2. Aufl. 1986.

Jean Delumeau, Christianisme entre Luther et Voltaire, Paris 1971.

Éfren de la Madre de Dios, Theresia von Avila. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg/Br., 2. Aufl. 1986.

– und viele weitere –

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Andreas Zekorn  
Horber Straße 5/3, 72336 Balingen

## Jahresprogramm 1994 (Exkursionen) in der vorgezogenen Dezember-Ausgabe vor Weihnachten.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 40

31. Dezember 1993

Nr. 12

Nur wenige Tage noch, dann ist es soweit: 1994

## Wo die Balingen vor 100 Jahren ihr Viertele schlotzten

Blick in das Gewerbekataster von 1894 – Von Dr. Wilhelm Foth

Eine der ergiebigsten und interessantesten Quellen zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Balingen ist das „Gewerbekataster“, das Verzeichnis der Gewerbetreibenden und ihres Steuerkapitals. Es diente zur Erhebung einer Steuer, die der heutigen Gewerbesteuer ähnelt und die wichtigste Einnahmequelle der Stadt war. Gewerbekataster liegen seit 1824 vor. Betrachten wir einmal das Gewerbekataster von 1894, das also ziemlich genau die Verhältnisse von vor 100 Jahren widerspiegelt.

Da werden einige wenige Fabrikanten aufgezählt bzw. deren Fabriken. Genannt seien etwa die des Textilfabrikanten C. F. Behr und die Textilfabriken Reiber & Roller sowie Axamitt & Stotz. Dann gab es die Schuhfabrik Link & Sohn, die Handschuhfabrik Karl Kirgis, den Mechaniker Andreas Bizer (Gründer der heutigen Bizerba), den Mechaniker Joseph Mehrer, den Buchdruckereibesitzer Adolf Daniel, das Elektrizitätswerk von Heinrich Walter und den Apotheker August Egelhaaf. Daneben sind es vor allem einige Wirte, die mit einem hohen Steuerkapital zu Buche stehen.

Bei den Wirtschaften wird zwischen „Gastwirten“ und „Schenkwirten“ unterschieden. Während erstere nebst dem Ausschank von Getränken das Recht hatten, Fremde zu beherbergen und zu verköstigen, hatten letztere nur das Recht, Getränke auszuschenken, nämlich Wein, Branntwein und Bier. Dabei ist bemerkenswert, daß sehr viele Wirtschaften eigene Brauereien hatten, d. h. selbstgebrautes Bier ausschenkten.

Aber lassen wir das Verzeichnis selber sprechen:

### Zuerst die Gastwirtschaften

1. Gastwirtschaft:  
Eger, Rose und Mina  
**Zum Weißen Ochsen**  
(Sie befand sich im heutigen Bekleidungs-  
haus Hengsteler, war aber 1894 nicht in  
Betrieb – Eigentümer war der Mehlhändler  
Ruff, Mina Eger war Pächterin.)
2. Gastwirtschaft, auch Handel mit Kolonial-  
waren:  
Haasis, Konrad  
**Zum Anker**  
(Er befand sich in der heutigen Bahnhof-  
straße im Hause des jetzigen Nachtclubs)
3. Gastwirtschaft und Bierbrauerei:  
Huber, Paul  
**Zum Hirsch**  
(Er befand sich an der Ecke zwischen  
Friedrichstraße und Alter Markt und ist  
1945 abgebrannt)
4. Gastwirtschaft, Bierbrauerei und Schäfe-  
rei:  
Jetter, J., Witwe  
**Zum Adler**  
(Er befand sich an der Stelle des heutigen  
Bekleidungshauses Vögele)
5. Gastwirtschaft:  
Junginger, Jakob  
**Zur Post**

(Gemeint ist die spätere „Ratsstube“ ge-  
genüber dem Rathaus, in dem von  
1874–1899 auch das Postamt unterge-  
bracht war)

6. Gastwirtschaft:  
Lutz, Hans  
**Zum Bären**  
(Er liegt noch heute gegenüber dem Amts-  
gericht)
7. Gastwirtschaft und Bierbrauerei:  
Marquardt, Johannes  
**Zum Engel**  
(Er befand sich im Haus des heutigen  
Sportgeschäftes Paul)
8. Gastwirtschaft und Hauderer (Das ist ein  
Lohnführerunternehmer):  
Plessing, Gottlieb  
**Zum Sternen**  
(Er befindet sich noch heute am alten  
Platz)

9. Gastwirtschaft, auch Bierbrauer:  
Rehfuß, Friedrich  
**Zur Rose**  
(Sie befand sich am Ostrand der Stadt ne-  
ben dem Gerbertor, wo sich heute ein mo-  
derner Neubau erhebt)
10. Gastwirtschaft:  
Rehfuß, Jakob  
**Zum Löwen**  
(Er lag dort, wo sich heute der Altbau der  
Kreissparkasse mit seinen Arkaden in die  
Friedrichstraße vorschiebt)
11. Gastwirtschaft und Bierbrauerei:  
Rieber, Friedrich  
**Zur Sonne**  
(Sie steht noch am alten Platz)
12. Gastwirtschaft und Badeanstalt:  
Roller, Georg  
**Zum Schwefelbad**  
(Es dient heute als Jugendhaus)
13. Gastwirt:  
Roller, Jakob  
**Zur Bahnhofrestauration**  
(Hier handelt es sich um das spätere Bahn-  
hofhotel, in dem sich heute eine Schlecker-  
Filiale befindet)



Gasthaus „Weißer Ochsen“, Vorderfront zur Friedrichstraße, um 1925, jetzt Herrenbekleidung Hengsteler.  
Foto: E. Gröner/Stadtarchiv



Gasthaus „Rose“ nach dem Brand (1972).  
Foto: E. Gröner/Stadtarchiv



Die „Fortuna“ in der Ostdorfer Straße – möglicherweise anlässlich einer Tauffeier, um 1912.  
Foto: Eugen Gröner



Brand des Gasthauses „Schiff“ (ca. 1955).  
Foto: Eugen Gröner



Gasthof „Zur Sonne“ in den fünfziger Jahren.  
Foto: Elisabeth Wolfer



Eugen Roller in der Küche seines Hotels, um 1950.  
Foto: Anneliese Fuchs



Männerriege des Turnvereins in der Wirtschaft „Schwefelbad“ mit Ehepaar Steinwand, um 1910.  
Foto: Seilerei Mebold



Wirtschaft und Brauerei „Zum Paradies“ in der Neuen Straße, um 1910. Foto: Eugen Gröner



Hotel „Schwanen“ in der Friedrichstraße, um 1940. Foto: Eberhard Eiche



Gasthaus „Zum Bahnhof“ in der Bahnhofstraße (Ves. Jakob Seemann) um 1950. Foto: Jörg Seemann

- 14. Gastwirtschaft und Bierbrauerei:  
Staudenmeyer, Adolf  
**Zum Schiff**  
(Es befand sich im Gebäude der Friedrichstraße 45, heute Modegeschäft Lady)
- 15. Gastwirtschaft und Hauderer:  
Traub, Karl  
**Zum Schwanen**  
(Er war im Gebäude der heutigen Volksbank)
- 16. Gastwirtschaft, Bierbrauerei und Schäferrei:  
Wagner, Christian  
**Zur Krone**  
(Sie befand sich am Markt im Hause der heutigen Commerzbank)



Gasthaus „Traube“ in der Geislinger Straße (am Bahngleis links), oben v. l. n. r.: Architekt Hermann Link, Anna Strobel, geb. Link, Fabrikant Karl Strobel, Rosa Kipp, geb. Link, Bernhard Kipp; unten v. l. n. r.: Dienstmagd Christine, Mechaniker Adolf Link, Kunstschlosser Wilhelm Link, im Jahr 1910. Foto: Stadtarchiv



Gasthof „Schwefelbad“; mit Familie G. Steinwand, um 1930. Foto: Eugenie Hofer

# Heimatkundliche Blätter

## Inhaltsverzeichnis 1993

Seite		Seite		Seite
	Die Württembergische Kirchenordnung aus dem Jahr 1559 (Ingrid Helber) – 2. Folge		Tailfingen und die Atombombe (Reinhard Linder)	
	Die Württembergische Kirchenordnung aus dem Jahr 1559 (Ingrid Helber) – 3. Folge	865	Klaibers Kopf (Otto Klaiber)	883
	Die Ebinger Martinskirche, 1600–1670 (Dr. Peter Thadd. Lang)	869	Stadt und Umwelt im Mittelalter – am Beispiel der Stadt Balingen (Dr. Wilhelm Foth)	884
	Sagen und Geschichten aus Balingen (Louis Landerer)	870	Bauernleben vor 1200 Jahren (Dr. Peter Thadd. Lang) – 2. Folge	885
	Die St. Galler Urkunde vom 27. März 793 (Dr. Wilhelm Foth)	872	Ein Auswanderergesuch aus dem Jahr 1849 (Dr. W. Foth)	887
	Morgen ist immer ein anderer Tag – Die Geschichte einer Desserteurin (Elisabeth Zimmer)	873	Herzoglicher Erlaß zur Schafräude in Meßstetten (Hermann Krauß)	887
	Balinger Stadtkirche feiert Doppeljubiläum (Eugen Gröner)	874	Die Schenken von Stauffenberg – Ortsherren von Geislingen, Lautlingen und Margrethausen (Dr. Peter Thadd. Lang)	888
	Der Flußregenpfeifer – Vogel des Jahres 1993 (Helmut Rebstock)	877	„Pannonischer Reigen“ im Burgenland (C. R.)	889
	Bauernleben vor 1200 Jahren (Dr. Peter Thadd. Lang) – 1. Folge	879	Die Bildung des Zollernalbkreises 1973 (Dr. Andreas Zekorn)	892
		881		893
				Ein Fülle historischer Schätze in bayrisch Schwaben
				Die Heselwanger Hirschburgsage (Walther Dreher)
				Doppelnamen von A(lbstadt) bis Z(immern) – (Rudolf Linder)
				Bei „Alte Meister“ im Dresdener Zwinger (C. R.)
				Schule in der Augustenhilfe (Otto Klaiber)
				Kirche – Kelche – Konkubinen (Dr. Peter Thadd. Lang) – 1. Folge
				Bagnato-Bauten im Zollernalbkreis (Rudolf Linder)
				Als Heinstetten noch „Hohumsteti“ hieß (Dr. Andreas Zekorn)
				Kirche – Kelche – Konkubinen (Dr. Peter Thadd. Lang) – 2. Folge
				Wo die Balinger vor 100 Jahren ihr Vierteile schlotzten (Dr. Wilhelm Foth)

### 17. Gastwirtschaft und Metzgerei:

Widmann, Karl

#### Zur Linde

(Sie war in der Bahnhofstraße in dem Haus, in dem sich heute der „Schwarzwälder Bote“ befindet)

### 18. Gastwirtschaft in Bierbrauerei:

Ruff, Johs. Witwe

#### Zum „Reiterhaus“ neben dem Schloß

(Es handelt sich um das Zollernschloß, in dem heute die Jugendherberge ist)

### Als Schenkwirtschaften werden aufgeführt

- Schenkwirtschaft (für Wein- und Branntwein) auch Preßhefefabrik und Dampfbrennerei:  
Deigendesch, Wilhelm
- Schenkwirtschaft (für Bier- und Branntwein):  
Gerst, Johann Georg
- Schenkwirtschaft (für alle Getränke):  
Gerst, Jakob

### Zum kühlen Grunde

(Hier handelt es sich um das heutige China-Restaurant Brücke)

- Schenkwirtschaft (für sämtliche Getränke) auch Bierbrauer und Schafhalter:  
Lang, Karl

(Hier handelt es sich um den heutigen Gasthof Lang)

- Schenkwirtschaft (für Wein, Bier und Branntwein):  
Link, Tobias  
(Er besaß die „Traube“, die 1811 wegen des Bahnbaus nach Schömberg abgebrochen werden mußte)

- Schenkwirtschaft (für Wein, Bier und Branntwein):  
Metz, Johannes  
(Er besaß das heutige Muttle)

- Schenkwirtschaft (für alle Getränke):

Öhler, Friedrich

#### Zur Fortuna

(Sie befand sich an der Straße nach Ostdorf am Bahnübergang und wurde vor wenigen Jahren beim Bau der Straßenunterführung abgebrochen)

- Schenkwirt (für Bier und Branntwein, auch Bierbrauer):

Raisch, Johann Martin, Witwe

(Sie hatte den Falken an der Ecke Neue Straße/Kameralamtstraße)

- Schenkwirt (für Wein, Bier und Branntwein), auch Bierbrauer sowie Bretterhandel:

Rehfuß, Jakob

#### Zum Rad

(Es befindet sich noch immer in der heutigen Wilhelm-Kraut-Straße)

- Schenkwirt (für Wein, Bier und Branntwein) auch Bierbrauer:

Rehfuß, Wilhelm

#### Zum Paradies

(Heute befindet sich in diesem Haus die Firma Eisen-Müller)

- Schenkwirtschaft (für Wein, Bier und Branntwein) in der Bahnhofbude:

Sauter, K. Witwe

- Schenkwirtschaft (für Bier und Branntwein), auch Bierbrauer:

Vollmer, Johann Georg

#### Zur neuen Brücke

(Hier handelt es sich um die heutige Wirtschaft zum Südbahnhof)

- Schenkwirtschaft (für sämtliche Getränke) auch Kälber- und Schweinehändler:

Widmann, Eduard

(Er saß im Rößle, der heutigen Kaschemme in der Wilhelm-Kraut-Straße)

So gab es also in Balingen im Jahr 1894 insgesamt 31 Wirtschaften, für eine Stadt von damals rund 3400 Einwohnern eine stattliche Zahl.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth,  
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

## Heimatkundliche Vereinigung Balingen e. V.

### Exkursionen 1994

- |           |         |     |   |
|-----------|---------|-----|---|
| Samstag,  | 26.     | 2.  | <b>Kratt:</b> Dia-Vortrag: Exkursion Bayrisch-Schwaben, 18.30 Uhr Landratsamt   |
| Mittwoch, | 23.     | 3.  | <b>Künstler:</b> Dia-Tonbildschau: Exkursion Wien und das Burgenland; 18.30 Uhr Landratsamt   |
| Samstag,  | 16.     | 4.  | <b>Groh:</b> Exkursion: Auf Habsburgs Spuren im Elsaß   |
| Montag,   | 18.     | 4.  | <b>Klek, Opfermann:</b> Führung durch die Reste des Ölschieferabbaues mit KZ-Häftlingen im Eckerwald (mit Lehrerfortbildung, nachmittags mit Pkw) |
| Sonntag,  | 8.      | 5.  | <b>Roller, Hauswirth:</b> Exkursion: Mannheim, Schwetzingen, Speyer   |
| Samstag,  | 28.     | 5.  | <b>Munz, Hauser, Zimmerer:</b> Litera-Tour, kleine Nachmittagswanderung mit Einkehr und Autorenlesung (Pkw)                                       |
| Sonntag,  | 5./10.  | 6.  | <b>Kratt:</b> Exkursion: Oberbayern, Salzkammergut, Salzburg  |
| Mittwoch, | 22.     | 6.  | <b>NN:</b> Miro-Ausstellung, Stadthalle Balingen, Anmeldung erforderlich, Führung und Eintritt gemäß Regelung seitens der Ausstellungsleitung     |
| Samstag,  | 2./3.   | 7.  | <b>Willig:</b> Exkursion: Schaffhausen  |
| Samstag,  | 13./20. | 8.  | <b>Roller:</b> Exkursion: Halberstadt mit Gernrode, Magdeburg, Quedlinburg, Merseburg   |
| Samstag,  | 3.      | 9.  | <b>Schimpf-Reinhardt, Kuhn:</b> Archäologische Grabung römischer vicus Burladingen (nachmittags mit Pkw)  |
| Sonntag,  | 18.     | 9.  | <b>Foth:</b> Exkursion: Ravensburg, Weingarten  |
| Samstag,  | 12. 11. | 11. | <b>Hauptversammlung</b> im Schloß Stauffenberg zu Lautlingen, 40jähriges Jubiläum der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen e. V.                 |